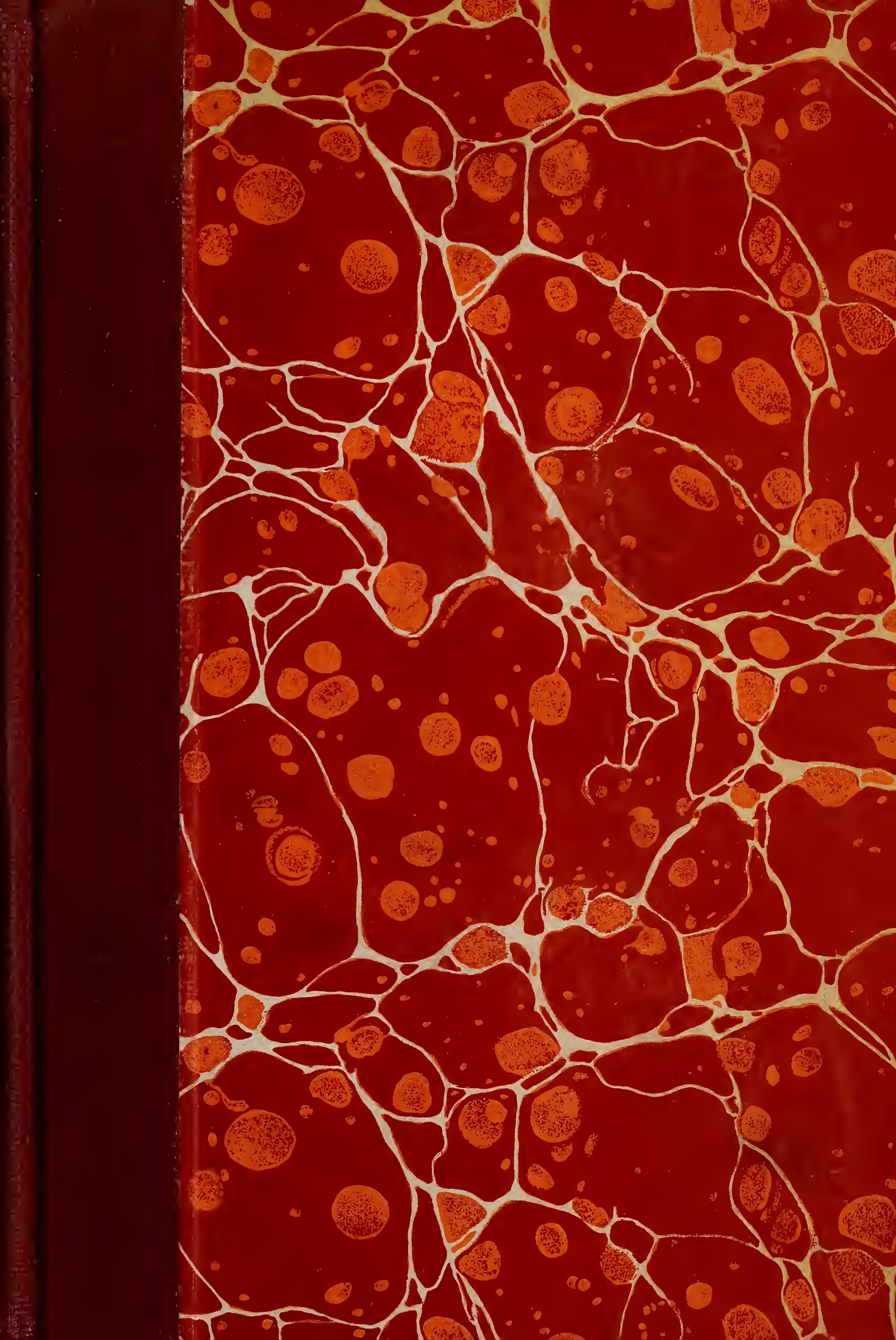



THE LIBRARY OF CONGRESS
1800





Cuba,

Die Perle der Antillen.

Reisedenkwürdigkeiten und Forschungen

von

Jegór von Sivers.

Leipzig,

Verlag von Carl Fr. Fleischer.

1861.

Zur Verständigung.

Wenn ich voreilig genug 1852 im Vorwort zur ersten Auflage meiner „Palmen und Birken" diese Schrift ankündigte, so schreite ich heute mit um so größerer Schüchternheit an die Erfüllung des Versprechens, als seit meiner vor bald neun Jahren erfolgten Rückkehr aus den Tropen Amerika's, und insbesondere seit 1855 nur hie und da ein Weniges zu den Reiseaufzeichnungen hat hinzugefügt werden können, gewiß aber die Ansprüche, welche man an diese Bogen erheben wird, um so höher gespannt sind, je niedriger ich meine Zuversicht herabstimme.

Der gelehrten Forschung stehen die ausgezeichnetsten Werke über Cuba in mehren europäischen Sprachen zu Gebote. Zeit und Talent hätten mir nie vergönnt, die wissenschaftliche Literatur dankenswerth zu erweitern; so wollt' ich nicht eine in allen ihren Gliedern, oder im großen Ganzen abgerundete Schrift, ein wissenschaftlich geordnetes, erschöpfendes, gelehrtes Werk der Oeffentlichkeit übergeben, sondern das Bild der Königin des Westens in einzelnen wesentlichen Grundzügen dem gebildeten Leserkreise vorführen, das Bild dieser Insel, die durch staatliche Einrichtung, wie durch Bodenerzeugnisse besonderen Einfluß auf die Weltverhältnisse ausübt.

Tabak, Zucker, Sklaverei und nordamerikanische Eroberungsgelüste haben im Handel, in der Gesellschaft, im inneren und äußeren Staatenleben und Verkehr unseres Welttheils allezeit mit gesprochen; die Freiheit oder Pflichtigkeit der arbeitenden Volksschicht, Mittel, Wege und zeitweiliges Maß der Ablösung aus dem Sklavendienste gehören heute zu den Lebensfragen des entwickelung- und zukunftreichen, größten Staates von Europa.

So lange die Censur über heimische Gebrechen nur zu schweigen gestattete, war Abhülfe nicht möglich. Gesetze lassen sich machen und anbefehlen, Ueberzeugung und Bildung wollen wachsen! Jetzt, wo man sich stark genug fühlt, die Wahrheit zu hören, wo Thatsachen bei ihrem rechten Namen genannt werden dürfen, jetzt, wo eine ernste sachliche Erörterung der Zustände freigegeben worden ist, rücken wir — Dank dem erleuchteten Monarchen — einer Lösung der Fragen näher.

Sei mir vergönnt, was ich auf Cuba selbst gesehen und erlebt, oder dem Berichte von Augen und Ohrenzeugen abgelauscht, unseren deutschen Lesern als die erste deutsche Schrift über Land und Leute von Cuba vorzulegen.

Aus Vergleichen ergeben sich Schlüsse.

Wenn eines meiner Worte dem Verständniß des wahren Volkwohles zu Statten kommt, so ist der schönste Zweck dieses Buches erfüllt.

Auf dem Gute Planhof bei Wolmar in Livland,
im Februar 1860.

Sivers.

A la sociedad

de

amigos del pais en la Habana.

Señores,

Permitan Umds que un Aleman, á quien condujo su suerte á una visita pasagera de la siempre fiel isla de Cuba, les dedique los frutos de sus observaciones y estudios. A Umds el libro no les descubrirá hechos nuevos, pero las opiniones de uno natural del Norte de Europa se desviarán tal vez en muchas cosas de las suyas. Mis vituperios como mis alabanzas se fundan en la comparacion de experiencias hechas en paises de los dos hemisferios.

Mi obra trata principalmente de dar á la nacion Germánica una corta descripcion de la historia del desarrollo de esa su bellíssima patria, que con mucha razon se llama la Perla de las Antillas, la que en estos paises y particularmente en la parte oriental de Europa está casi desconocida.

La Rusia, cuyo súbdito soy, podrá aprender de Umds como una sociedad de ciudadanos patrióticos debe ayudar al gobierno en los afanes por el bien público, allanar las preparaciones y aun mostrarle el camino de hacer participar á todas clases de la poblacion en la civilizasion humana.

La cultura del ánimo y la nobleza del sentimiento debieran determinar en lo futuro la calidad, y una libre mocion social compensar con las desproporciones del nacimiento. Este seria un estado en que cada uno se ocupara en la vocacion correspondiente á sus talentos y habilidades.

El incansable zelo de Umds, Señores, sus sacrificios materiales é intelectuales por el bien público merecen que sirvan al mundo de modelo.

Sírvanse Umds aceptar con indulgencia y benignidad esta corta prueba de mi distinguida veneracion y respeto.

Señores

de Umds su mas seguro servidor

Jegór de Sivers.

Reihenfolge der Abschnitte.



Die Habana.

Zwischen meiner ersten Antillenreise, die ich mit Jamaica abschloß, und meiner Einschiffung nach Cuba lag der ganze Zeitraum des Aufenthalts auf dem Festlande von Centralamerika eingeschlossen, und der Vergleich drängte sich mir unwillkürlich auf. Welch unendlicher Unterschied zwischen den gedörrten ausgebrannten Antillen und den üppig wuchernden Niederungen und bewässerten Höhen Mittelamerika's!

So sehr die Natur in den Freistaaten durch stets neue Anregung das Auge des Beobachters in Fesseln hält, so sehr vermißt er, namentlich in dem zur atlantischen Küste geneigten Ländergürtel, die schaffende Hand des Ackerbauers, des Gewerbetreibenden, so sehr den Umgang mit gebildeten Menschen. Guatemala sieht seinen Hafen Izabal am Golfo Dutce für ein — freilich heißes — Sibirien an und verbannt in den Fiebertod unruhige Köpfe.

So bald die Indigo- und Cochenillen-Ernten in Mittelamerika gemacht, der Handel abgeschlossen, die Suronen versandt worden, tritt die vorherige Todtenstille ein, welche nur vom Kriegslärm unterbrochen, bis an die nächste Ernte dauert. Cochenille und Indigo heißt das Central-Doppelgestirn, um welches das ganze Denken und Thun der Mittelamerikaner sich dreht.

Die wenigen gebildeten Leute, welche durch Umstände im Lande zu verweilen gezwungen sind, empfinden den Mangel civilisirten Umganges in vollem Maße, und der europäische Reisende denkt mit um so lebhafterer Dankbarkeit an jene Ausnahmemenschen zurück, die, in uneigennütziger Gastfreundschaft, ihm

zeitweilig den Urwald mit seinen Thieren und den Handel mit seinen stofflichen Bestrebungen aus dem Auge rückten.

So schied auch ich nur ungern aus der englischen Colonie Belize, in britisch Honduras, von meinem Freunde G. N. Wesselhöft, einem jungen Deutschen, dem Sohne des englischen Viceconsuls in Hamburg, um am Bord des Dampfers aufs Neue den Antillen zuzusteuern. Der ganze untere Raum des Dampfschiffes von 1400 Tons war mit etwa 3000 Cochenille-Suronen und einer nicht unbedeutenden Ladung Sassaparille gefüllt, die von Honduras und Guatemala aus gesandt waren, so daß wir bei der verhältnißmäßig geringen Maschinenkraft, um fortzukommen, das günstigste Wetter wünschen mußten.

Es war gegen Ende Sommer, als wir den Cays (1) des Belizer Hafens entronnen, bei günstigem Wetter das nördliche Triangel (Chinchorro), eine gefährliche Insel- und Riffsgruppe, vorüber, an der Ostküste von Jucatan dahin steuerten.

Einen letzten Abschied glaubte ich noch der Ruinenstadt Tuloam und der schon durch Grijalva's Entdeckungsfahrt bekannten Insel Cosamel zurufen zu können, die durch altindianische guterhaltene Baudenkmäler berühmt ausschmückende und erläuternde Abbildungen zu den Schriften eines Bamal Diaz, Oviedo und anderer spanischer Miteroberer und Geschichtschreiber Amerika's liefern kann. Die korallenumbaute Felsenküste des Festlandes, die nördlicher gelegene Insel Mugeres, welche mit ihren altindianischen wohlerhaltenen zweistöckigen Thürmen den Schiffern auf hoher See als Wegweiser dient, ward durch undurchdringliche Nebel unsern Blicken entzogen, bis endlich rechts, einem fernen Segel gleich, der Leuchtthurm auf dem westcubanischen Vorgebirge S. Antonio am Horizonte empordämmerte. Von hier ab ziehen sich das Nordwest-Gestade entlang die Inseln und Klippen los Colorados, welche mit der cubanischen Küste die Durchfahrt von Guanica bilden.

Bei S. Antonio war es, wo einst der berüchtigte Pirat Gibbs mit einer wagehalsigen Schaar amerikanischer und spanischer Corsaren nach Ueberwältigung der kleinen Batterie sich festgesetzt hatte. Seine Angriffe galten den reichbeladenen Handelsschiffen, welche für die Häfen des mexikanischen und karaibischen Meeres bestimmt waren oder von ihnen, mit den Produkten der Tropenländer geladen, nach Europa zurückkehrten. Nach einer vierjährigen Herrschaft auf dem Meere, während welcher 13 Schiffe von ihm genommen und an 400 Menschen gemordet worden waren, fiel Gibbs in die Hände der Gerechtigkeit und endete auf dem Schaffot in Long-Island.

Das ganze Land um Cap Antonio, so weit das Auge reicht, ist flach, sandig, eine trostlose, unbewohnte Einöde, aus der Ferne nicht unähnlich dem Kurischen Gestade um Lyserort. Die einzigen Höhen Monte Cabra und Monte Cuyaguateque, welche bei Mantua emporsteigen, sind zu unbedeutend, um auf eine Entfernung von 13 und 17 deutschen Meilen von Cap S. Antonio gesehen zu werden. — Der Wind war frisch und ich ergötzte mich, vom Bord den fliegenden Fischen (Exocoetus volitans) zuzuschauen, welche in zahllosen Schwärmen aus den Wellenkämmen aufsteigend, wie silberne Strahlen über die erregte dunkle Fluth dahinschossen. Die Bemerkung, daß der Fisch seinen Flug mit offenem Maul gegen den Wind richte, bestärkte die frühere Meinung, er verlasse, dem Kletterfische gleich, das Wasser nur, um den im Luftkreise reichlicher vorhandenen Sauerstoff zu verzehren. Da der Flug stets in der ursprünglichen Richtung des einmal begonnenen Bogens fortgesetzt wird, schließt man mit Sicherheit auf die Unmöglichkeit, ihn freiwillig zu ändern. Die ganze, im Durchschnitt tausend Fuß und mehr betragende Entfernung, die der Fisch durchmißt, erhebt sich selten über 6 Fuß vom Meeresspiegel. Nur einmal auf meinen Reisen geschah es, daß ein Exocoetus auf das 20 Fuß hohe Deck niederfiel. Bei ruhiger See wird kein fliegender

Fisch sichtbar, weil er aus der Fläche des Wassers mit den weitausgreifenden Schwing-Flossen nicht emporsteigen kann; wie z. B. kurzfüßige, langbeschwingte Vögel eine Erhöhung erklettern, um aufzufliegen, oder gezwungen sind, mit weitem Anlauf und halbentkräftetem Flügelschlage längs der Erde hinstreichend, sich nur allmälig zu erheben. Vom fliegenden Fische, der mit den warmen Golfströmungen nördlicher sich verirrt, hat Valenciennes bereits 33 Arten unterschieden und so die alten drei Linnéischen Species beseitigt.

Noch nicht völlig hatten wir die Landspitze von S. Antonio aus den Augen verloren, als ein heftiger ONO., der aus dem Bahama-Kanal in den mexikanischen Meerbusen blies, unserm Laufe sich widersetzte, so heftig, daß es dem schwerbeladenen Dampfer nicht gelang, mehr als ½ Knoten vorzudringen, und unsere Ankunft in der Habana um einen und einen halben Tag verspätet ward. Endlich bekamen wir wieder Land in Sicht. Gebirge, die vielfache Charakterähnlichkeit mit denen von Jucatan verrathen, steigen zu einer beträchtlichen Höhe empor. Auf zweien übereinander gesetzten Stufen eines Tafellandes erhebt sich ein kaum hügeliges Plateau, das endlich in flach abschweifender Linie an Bahia Honda vorüber bei Cayajabos in eine wellige Niederung herabsinkt. Die sandige Küste verläuft kaum merklich zur See, um erst am Eingange in den Hafen der Habana und von dort ab ostwärts in felsigen Ufern, die jedoch nirgend bedeutendere Höhe erreichen, emporzuklimmen.

Ehe wir die Stadt erkennen konnten, sank das Abenddunkel herab, und am beweglichen Feuer des Leuchtthurmes auf dem Castell Morro am Hafen erkannten wir die nahe Habana, welche auch bald aus tausend Lichtern zu uns herüberblitzte.

Der General Lopez, erfuhren wir durch den noch in der Nacht an Bord gelangten Lootsen, habe seine dritte Landung veran-

staltet, alles Militär sei eingefordert, ein Theil bereits gegen den Aufrührer ausgezogen.

Ich war doppelt begierig, das Land zu erforschen, um welches Sklaverei und Freiheit, Arbeit und Faulenzerei, Menschlichkeit und Selbstsucht, Weiße und Schwarze, Norden und Süden sich beneideten. Ich hatte die Neger auf Barbados, Antigua, Jamaika, auf Martinique und Guadeloupe, in Jucatan und Honduras als freie Leute, auf Hayti als Herren des Landes kennen gelernt und sollte sie hier im unfreiwilligen Dienste, unter dem Zwange der Civilisation wiederfinden. Ungelöste Streitfragen boten sich mir dar; durfte ich hoffen, das Wahre zu ergründen, mit Gerechtigkeit über Fug und Unfug zu entscheiden? Die entgegengesetzten Urtheile hatten mündlich und durch Bücher auf mein Gefühl und meinen Verstand sich berufen, und schon als ich Cuba betrat, sah ich meine in Europa vorgefaßte Meinung durch die gesammten Erfahrungen in freien Ländern erschüttert. Hier mußte eine Entscheidung zum Durchbruch gelangen — und sie blieb nicht aus! Ich lasse Ergebnisse und Thatsachen reden.

Die Oertlichkeit und die ältere Geschichte des Landes und Volkes vor Allem mußte mich für's erste beschäftigen und ihnen wenden wir unsere Aufmerksamkeit zu. Was eigene Anschauung und Studium der alten spanischen und neueren englischen und französischen Schriftsteller ergab, diene zu gegenseitiger Ergänzung.

Unser Dampfer lag dem Hafeneingange gegenüber, als ich mit der ersten Tageshelle auf dem Deck erschien, um noch rechtzeitig den freien Blick zu genießen, der von hier auf die Stadt sich darbot.

Ein lachendmalerisches Rundbild entfaltete sich. Auf dem Hintergrunde einer flachwelligen, reichbebauten, holzentblößten Landschaft — den lebhaftesten Gegensatz zu den ununterbrochenen Küstenwaldungen des Festlandes von Centralamerika — erhebt sich rechts von der mit Fahrzeugen aller Größen bedeckten Hafen-

einfahrt die prächtige Habana *). Glockenthürme ragen über die flachen Dächer — und die Metropole zählt nicht weniger als 21 Kirchen und Klöster —, Palmen umkrönen die Häusermassen und über die Straßen der auf einer Halbinsel belegenen Stadt herüber und zwischen den Thürmen gewahrt man den Mastenwald des innern Hafens.

Links am Eingange in die Lagida, wie der Habanesische Busen genannt wird, thronen auf schroffer schwärzlicher Felsenhöhe die blendend weißen Zinnen der Burg Morro mit dem schlankerhobenen Leuchtthurme; dieser Veste gegenüber an der rechten Seite der Einfahrt diesseit der Stadtmauern, welche den ganzen Ort nach alter spanischer Art umgeben, das Castell de la Punta, beide, Punta und Morro, durch eine Gesammtbesatzung von 800 Mann und zahlreichen trefflichen Geschützen bewacht.

Außerhalb der zwiefach ummauerten Festung, welche die alte Habana in sich begreift und jenseit der geräumigen, den Wiener „Glacis“ nicht unähnlichen Plätzen, dehnen sich zwischen Meer und Hafen die Vorstädte San Lazaro, La Salud, Guadalupe, Jesus Maria, denen sich an der südwestlichen Spitze der Bai und von hier aus besser sichtbar neben dem Fort Altares der Horcon, der Cerro und Jesus del Monte anschließen.

Unfern der Punta neben anderen Gebäuden, welche von der Vorstadt sich herüberziehen, starren aus duftigem Grün die mächtigen mit Eisengittern bewahrten Barracones, die als Sklavenbazar aus früherer Zeit bekannten Gebäude, — am äußersten Rande der Vorstadt endlich die Wohlthätigkeits-Anstalt, das Irrenhaus und das stattliche, nächst den Barracones aus ferner See schon sichtbare Hospital San Lazaro. Weiter rechts droht aus dem Grün die Batterie Santa Clara; weiter landeinwärts die von

*) Zählt gegenwärtig 165,000 Einwohner.

San Nasario und über derselben von einer ziemlichen Anhöhe herab das Fort del Principe.

Auf ein gegebenes Zeichen brauste der Dampfer über das von beiden Seiten durch Untiefen eingeengte, an einer Stelle nur 80 Fuß breite Fahrwasser dem Innern der Hafenbucht zu. Links auf der Höhe, neben dem Morro, brüstet sich die Veste La Cabana mit 2000 Einwohnern, weiter einwärts das Fort San Carlos unterhalb beider dem Strande entlang, von schroffen Klippen überragt das Städtchen Casa blanca mit dem Muelle (Dock) de Triscornia und zahlreich ankernden Fahrzeugen, rechts durch ein fast undurchdringliches Netz von Masten und Tauwerk und Flaggen aller Nationen der Erde schimmert die herrliche Habana, die Perle Spaniens, die Metropole der Antillen, die Königin des Westens!

Nachdem unser Riese gewandt und leicht durch die Schaar von hin und wieder rudernden Böten, von ein- und auslaufenden Schiffen sich gewunden hatte und nun die Bai in ostsüdöstlicher Richtung durchschnitt, ließen wir bald die Stadt an dem rechts sich zurückkrümmenden Ufer den Blicken entweichen und sahen uns von einer leise hinausschwebenden welligen Landschaft wie in einem Binnensee umgeben.

Jetzt wurden rechts die schon oben erwähnten Vorstädte Jesus Maria und Cerro, die in schmaler Häuserreihe Hügel auf und ab längs den Kunststraßen von Lugano und del Monte landeinwärts sich hinziehen und die Vorstadt Horcon sichtbar, welche jene beiden mit den übrigen Stadttheilen verbindet. Hart am Meere am äußersten Ende des Busens erhebt sich vom Rücken einer kleinen Anhöhe das Fort Atares, um auch von südlicher Seite die Umgebung der Stadt zu bestreichen. Dieses Alles erblickten wir im Hinfahren zur rechten Hand. Vor uns breitete sich — zur Linken von steileren Höhen umschlossen — die geräumige Bucht von Regla aus, rechts hin durch eine weit gegen

die Hafenausfahrt sich dehnende Sandbank begrenzt. Dieser Ort zählt mit 7300 Einwohnern zu den Vorstädten der Habana, wohin vier Dampfböte beständige Verbindung *) unterhalten und gewährt mit seinen stattlichen Gebäuden im Schatten von Palmen und Tamarinden mit seiner hochgelegenen Kirche, seiner Eisengießerei den freundlichsten Anblick. Eine Pferde-Eisenbahn, die ursprünglich zur Nutzung des verlassenen Kohlenlagers bei Guanabacoa dienen sollte, sorgt gegenwärtig nur für Personenbeförderung.

Doch bevor wir an der Spitze der erwähnten Sandbank vorüber in die Bucht von Regla oder Marimelena (²) einlaufen, lassen wir unsere Blicke rechts von Regla über die blauen Fluthen zum Busen von Guasabacoa gleiten, der in süd-süd-östlicher Richtung zwischen Regla und dem zum Fort Atares sich ausdehnenden Theile des Hafens seine Gestade hinaufführt. Das Auge weidet sich mit Behagen an dem vielgestaltigen Ufersaume, der bald in schroffer Wildheit berganspringt, bald gefällige Hügel zu formen allmälig hinanstrebt, bald auf weitergedehnten Niederungen den Spiegel des Wassers in grünen Wellen nachzuahmen sich müht. Wer die Lagida zu Boote umsegelt, wer von einem der höheren Ufer-Hügel auf den Hafen der Habana hinabgesehen, oder zu Wagen über die Vorstadt Jesus del Monte hinaus die Chaussée von Lugano befuhr, seine Blicke über die wandelnden Wellen schwingend, der wird eingestehen, daß nur wenige Häfen der alten und neuen Welt diesem an Größe, Mannigfaltigkeit der Uferbildung und lebendigem Verkehr gleichkommen (³). Welch ein Reichthum geschichtlicher Erinnerungen seit den ersten Versuchen spanischer Ansiedlung bis auf die Gegenwart haftet an diesem Orte! Doch immer wieder wurde die Seele den Bildern der Außenwelt zugeführt.

Unser Dampfer ging bei Coximar in der Bucht von Regla

*) Alle 5 Minuten.

unfern der Steinkohlen-Niederlagen vor Anker, und ich fand, während die Paßangelegenheiten der Gesellschaft geordnet wurden, einige Muße, das Leben und Treiben auf der Lagida näher anzusehen, zuvor aber ließ ich mir von einem des Ortes kundigen Spanier über mehrere interessante Punkte berichten, die von unserem Standorte sich zeigten.

Die zur Linken der Stadt an den Ufern des Hafens näher oder ferner sichtbaren, bald düsteren bald freundlichen Gebäude, sind zum Theil Pulvermagazine, zum Theil Landhäuser wohlhabender Kaufleute, welche zur Zeit des vomito negro, das in den heißen Regenmonaten Juli und August am ärgsten wüthet, hierher flüchten, um — von der über den Hafen streifenden Seebrise, deren Wirkung in den engen durchglühten Gassen der Stadt spurlos vorübergeht, Vortheil zu ziehen. Unter jenen vereinzelt gelegenen Bauten machen sich endlich die Bäder von Madruga bemerkbar, die des zahlreichsten Zuspruches sich erfreuen.

Offengestanden ist der Mangel an Wald dem Auge, das ferner und ferner von Höhe zu Höhe streift, nur allzuempfindlich, und wir müssen mit dem Spanier rechten, der in Vertilgungswuth über die Gehölze mit unbarmherzigen Aexten herfiel. Trotz der gefälligen Linien, welche Land und Wasser zogen, erinnert doch die von Bäumen entkleidete Landschaft an ein nacktes Menschengerippe, das seiner schönsten lebenden Zierde beraubt ward. Kümmerlich gedeihen Felder und Pflanzungen, denen der ausgedörrte Boden keine Nahrung zu bieten vermag, und die wenigen vereinsamten Palmenwipfel, welche der letzte furchtbare Orkan verschont hat, der am 10./22. Oktober 1846 die ganze Insel heimsuchte, schauen sehnsüchtig nacheinander um und trauern über den Verlust ihrer alten Verwandten und Freunde.

Wenden wir unsere Blicke zur Stadt, so gewahren wir an der Stelle, wo die Uferbrüstungen von der Einfahrt westwärts, links hin zum Innern der Bucht sich wenden, den dichtesten Masten-

wald; denn hier begünstigt eine Tiefe von 30 und 40 spanischen Fußen hart am senkrechten mäßig erhöhten Felsufer jeglichen Handelsverkehr, und 400—500 Fuß abwärts fällt das Senkblei bis 46 Fuß hinab. Die Schiffe verbergen den interessantern Theil der Stadt, die ganze Umgebung der Plaza de las armas, welche wir später mustern wollen. Weiter links schimmert durch die Masten der Kirchthurm des alten Franciskanerklosters, nahe dabei ist am Wasser die Hafenmaschine thätig, wiederum weiter links hin gewahrten wir das alte Theater auf einem Platze an der Promenade Alameda de Paula, die, mit kleinen Bäumen bepflanzt, vom Theaterplatze bis zum großen Zuchthause und von dort gleichfalls dem Wasser entlang bis an das Arsenal sich erstrecken. Diese und die unfern des Forts Atares gelegene königliche Factorei, zwei stattliche Bauten, wurden von unserm Standorte durch vorspringende Häuser verdeckt. Die von einem der letzten Gouverneure Villanueva angelegte Alameda ([4]) erfreut sich kühlender Seeluft, gewährt einen malerischen Blick nach Regla und wird wegen der Stadtnähe zahlreich besucht. Lag das Treiben der Straßen unserm Auge für's erste noch ferne gerückt, so konnten wir vom Deck um so gemächlicher das eifrige Leben beschauen, welches zunächst den Blicken um den Dampfer sich entfaltete. Buntgefärbte Böte, mit den Bequemlichkeiten der Fahrt versehen, zum Theil von einem Zeltgewölbe gegen die senkrechten Strahlen der Tropensonne geschützt, boten auf leichten Wellen tanzend den Ankömmlingen aus der Fremde ihre Dienste an. Breite Kähne mit leckeren lockenden Früchten und Gemüsen beladen, andere, die einen vollständigen Kramladen in zierlichster Ordnung mit sich führten, umdrängten und umschwärmten unsern Bord, voll Ungeduld den Augenblick erwartend, der ihnen gestattete, der Stiege sich zu nähern. Schon seit dem Abende unserer Ankunft hatten wir einen Zollwächter an Bord, welcher das Einschmuggeln verbotener Handelswaare überwachte; jetzt erschien

auch die Gesundheitspolizei, um ihre Pflichten zu erfüllen. Bei dem Regierungs-Verordneten, welcher zur Austheilung von Landungserlaubnißscheinen an Bord gekommen war, zeigte ich meinen in Belize vom königlich spanischen Consul für 6 Piaster (7 Rub. 98 Kop. Silb., 8 Thlr. 22 Sgr.) visirten Paß vor und erhielt dagegen für Erlegung eines Piasters die nöthige Erlaubnißkarte, auf deren Studium ich sofort mich legte. Eine auf der Rückseite gedruckte Vorschrift unterrichtet die Ankömmlinge, daß keine Waffen an's Land genommen werden dürften, daß Nachts nach 11 Uhr das Befahren des Hafens verboten sei und jeder unverpaßte Fremde mit 10 Piaster Strafe oder 14tägigem Arrest bedroht werde.

Diese Maßregeln, ganz den Umständen angemessen, waren erst seit neuester Zeit eingeführt worden und erregten um so lebhaftere Befriedigung, als die bisher gültigen Gesetzesvorschriften, denen Ausländer bei ihrer Landung unterlagen, bis zur Lächerlichkeit pedantisch jedem regeren Personenverkehr hemmend in den Weg traten ([5]). Namentlich hatte die Gelderpressung für Pässe und wer weiß welche Zeugnisse, so wie zur Gewinnung von der Regierung geforderter Bürgen, welche für das Betragen des Fremden haften sollten, den höchsten Grad erreicht! Seitdem waren auch diese Mißbräuche abgeschafft worden und ich durfte, nur um ein Geringes geprellt, durchschlüpfen. Meine Paßkarte hatte man mir ganz eigentlich aufgedrungen, denn, wie ein Punkt auf der Rückseite anzeigte, wurden solche Karten nur dem Ausländer ertheilt »que no traiga su pasaporte visado por el Consul español del puerto de su procedencia«, welcher auf seinem Reiseschein die Unterschrift des spanischen Consuls aus dem Orte ihrer Abfahrt nicht aufweisen konnte. Man braucht nicht erst aus Europa in die ferne Habana zu reisen, um ähnliche Erfahrungen zu machen. England dagegen giebt unentgeltliche Pässe auch denen, welche unverpaßt englischen Boden betreten.

Nach Beseitigung der nöthigen Förmlichkeiten schaukelte ich

in einem Segelboote, in Gesellschaft anderer Mitreisender vom Dampfer, dem Ufer zu, das wir am Muelle de Luz bestiegen. Welch' ein Gewühl der Landenden und Abfahrenden, welch' geschäftiges Treiben auf den überdachten Docks, die von Kisten, Ballen und Fässern aller Gestalten und Größen sich füllten. Welch' ein Lärm der lasttragenden, halbnackten Neger, die mit Ab- und Aufladen der Waare beschäftigt, am Wasser sich drängten! Durch Hunderte von Menschen aller Völker und Farben, welche, in wirrem Strudel bewegt, ihrem Geschäfte nacheilten, suchte ich mit einigen Reisegefährten meinen Weg zum spanischen Gasthof, der uns nach der sengenden Mittagsglut und Blendung der engen windstillen Straßen, Schatten, Kühlung und Ruhe verschaffte. Nachdem ich meine Sachen abgelegt und das Zimmer gemustert, das mit seinen luftigen Gitterfenstern, seinem Bett ohne Matratze, eigentlich nur ein von Mosquitonetzen überhangenes Bettgerüste, dem heißen Klima trefflich angepaßt schien, trat ich in's Versammlungszimmer, um das bereits angekündigte Mittagessen zu erwarten. Die mit Geschmack und durchaus wohnlich eingerichteten Räume glichen mehr einer privaten als öffentlichen Behausung. Mit einem von New-York kommenden Guatemalteken im Gespräch ließ ich mir die Kühlung eines Schaukelstuhles gar wohl gefallen. Wir befanden uns in einem zwei Stock hohen, gleich den übrigen im Geviert erbauten Hause, dessen eingeschlossener Hofraum von Verandas umgeben, während der heißen sonnigen Tagesstunden erwünschten Aufenthalt bietet. In einem langgedehnten Saale, die eine Seite der obern Veranda, war der Speisetisch gedeckt und füllte sich bald mit zahlreichen Gästen. An den Enden der Tafel nahmen Hausherr und Hausfrau Platz, letztere als Wächterin des Brodkorbes, der nur ungern von seinem Inhalte mitzutheilen schien. Die Schüsseln wurden gangweise nach englischer Art aufgetragen, waren spanisch, für den kundigen Gaumen auf's Beste zubereitet, ohne daß englische

oder französische Speisen ausgeschlossen blieben. Guter catalonischer vino tinto, wie solches auch in Centralamerika gebräuchlich ist, begleitete das Mahl und wurde mit Wasser reichlich genossen. Das Gespräch drehte sich um Handels- und Staats-Angelegenheiten, unter denen die neuesten Ereignisse der Lopezunternehmung rege Theilnahme fand und wurde französisch, zumeist jedoch in der Landessprache mit vieler Lebhaftigkeit und Freiheit geführt. Die Tafelbedienung bestand, wie das ausschließlich der Fall ist, aus wohlriechenden Negersklaven. Kaum glimmte die Cigarre, als ich mich, der Hitze und Blendung in den engen hellen Straßen trotzend, zur Musterung der Stadt hinausbegab. Welche Gluth, welche Engigkeit auf den unebenen, bald staubigen, bald mit tiefen Wasserlöchern verzierten macadamisirten Gassen! Eigentliche und uneigentliche Trottoire fehlen, und es bleibt der Gewandtheit des Fußgängers überlassen, zwischen den hochrädrigen Volanten, die uns rücksichtslos in den Weg rollen, auszuweichen oder mit Koth bespritzt die Straßenpolizei der „Königin des Westens“ zu verwünschen. Koth, Negerduft, Geruch von gesalzenem Fisch, der hier in bedeutender Menge aus Nordamerika als Speise der ärmeren Volksklasse eingeführt wird, wechseln wohlthätig und überlassen es der Sonne, daraus den seltensten Dunst zu brauen. In den Mittagstunden scheint die Stadt wenig belebt, denn hier zieht sich jedermann, wie im Süden Europa's, zu gemüthlicher Ruhe zurück und überläßt die Straße dem Neger. — Welche Hitze herrschte, sah ich bald an einem in dichter Wolke dampfenden Eiseimer, den ein Schwarzer vorübertrug und mußte meiner nordischen Heimath gedenken, wo eine heiße Suppe, die man zur Winterzeit in's Freie trägt, denselben Dampf entwickelt, wo durch das geöffnete Fenster eines erhitzten Ballsaales die eindringende kalte Luft zu Schneeflocken verdichtet auf die tanzenden Paare niederfällt. In dieser die Straßen beherrschenden Gluth und Blendung erscheinen von wohlthätigster Wirkung die

von Haus zu Haus über die Gasse gespannten Zeltdecken, die nicht nur auf weitgedehnten Gängen den Vortheil des Schattens gewähren, sondern mit ihren ausgezackt herabhängenden Rändern den darunter gelegenen Kaufläden als Aushängeschilder dienen. Zur heißen Tageszeit sind alle Fenster — und die Häuser der innern Stadt zählen ihrer nicht übermäßig viele — mit Gitterläden und Vorhängen sorgfältig verschlossen, um erst dem kühlenden Abendwinde sich zu öffnen. Vergeblich sucht der Blick in das Innere der Gemächer einzudringen, vergeblich den Augen einer habanesischen Schönen zu begegnen! Ueberall in den Häusern herrscht Todtenstille und höchstens möchte es dir da oder dort gelingen, eine blendende Hand zu erspähen, die nachlässig mit den Gittern spielt, ohne die hemmende Scheidewand zu beseitigen. Die Stadt zur Mittagsstunde bietet wenig Sehenswerthes, und ich wandte mich einem Kaffeehause zu, um die kühleren Abendstunden zu erwarten. Auf der Ecke der berühmten Plaza de las armas, zur Seite des Schlosses des General-Capitains, von schattigen Säulengängen umgeben, nimmt das Café de la Lonja (sprich: Loncha-Börsen-Café) eine Ecke zu ebener Erde ein und zählt gegenwärtig zu den ersten, wie in älteren Zeiten das de la Paloma und del Comercio am häufigsten besucht wurden.

Mit Ausnahme der in Wien vor einigen Jahren errichteten „bürgerlichen Kaffeesiederei“, von der unser Leser wenigstens durch die Zeitungen gehört hat, war diese habanesische am Waffenplatze gelegene die größte und zweckdienlichste, welche ich bisher gesehen hatte. Die pariser Einrichtung von Very und der Frères Provenceaux sind niedrig, wenn auch reicher ausgestattet, die wiener und berliner haben zum Theil beengte Räumlichkeit wie Kranzler, Sparniapani, Daum, Café français u. a.; es sind eine Menge kleiner Zimmer, Säle genannt, in welchen dem Gaste kaum wohl werden kann, da die meisten, wenn auch nicht alle, von erstickendem Tabackrauch gefüllt sind, der nicht immer vom duftigsten Blatte

herrührt. Wie anders im Café de la Lonja, dessen einfachschöne Hallen unter schirmenden Bögen zur Straße sich öffnen, von der ungehindert erfrischende Lüfte hereinstreichen! Das ganze innere Erdgeschoß des großartigen Kaffeehauses ist ein einziger von mehreren Pfeilerreihen getragener Saal! Hunderte von Müssiggängern versammeln sich hier während der heißen Mittagstunden. Einige frühstücken und schlürfen die beliebte Chocolade, welche jeder Habanero dem Kaffee vorzieht, die meisten aber stehen um die sechs Billards versammelt, auf denen mit spanischer Leidenschaftlichkeit von mehreren Theilnehmenden gespielt wird. Da das Militair nur im Dienste Uniform trägt, hat die Menge ein sehr civiles Aussehn und bewegt sich — weil nie eine Dame ihren Fuß auf die Schwelle dieser Räume setzt — in ungezwungenster Weise, ja, nicht selten wirft der erhitzte Billardspieler seinen leichten Rock ab.

Da Eis leider nur des Abends gereicht wird — und ich habe es nirgends in der Welt von so trefflicher Zubereitung und verhältnißmäßig billig gefunden —, sah ich mich genöthigt, an einer Flasche Porter, cerveza negra (schwarzes Bier), meine Hitze zu kühlen und setzte mich an die Zeitungen, deren mehrere habanesische, madrider, pariser und londoner auslagen.

Später lernte ich von den zahlreichen Kaffeehäusern der Stadt noch andere kennen, deren Namen mir jedoch nicht im Gedächtniß haften blieben. Die Zahl dieser Einrichtungen hat sich in den letzten Jahren mit steigendem Besuche um ein Beträchtliches vermehrt und liefert den Beweis, wie viel lebhafter der Spanier Amerika's als der des europäischen Mutterlandes dem öffentlichen Wesen zugethan ist, das hier von den Vereinigten Staaten Nordamerika's einwanderte. Das Billard darf auch in der geringsten Wirthschaft nicht fehlen! Die Häuser tragen mehr oder minder ihr besonderes Gesicht und erscheinen mehr noch von einander verschieden als die berliner Cafés, deren treffliche Charak-

teristik wir dem Genremaler Löffler in seinen deutschen „Skizzen“ verdanken. In dem einen Café gewahren wir eifrige Zeitungsleser versammelt, deren Lautlosigkeit von dem Plaudern eines mitten im Gemach aus Muscheln und tropischen Gewächsen aufsteigenden Springbrunnens heiter unterbrochen wird; in dem andern versammeln sich die Liebhaber des Lottospieles, das gleich dem Hazard in allen spanischen Landen zahlreichen Zuspruches sich erfreut; wieder ein anderes zeichnet sich durch ganz besondere Einrichtung vor allen anderen aus. Wie die übrigen zu ebener Erde gelegen, wie jene zur Straße weit geöffnet, erhebt sich aus dem untern Theile dem Eingange gegenüber eine ansehnliche Paradetreppe zum oberen Stock, dessen Räume in Art einer rings umlaufenden von Pfeilern getragenen Gallerie, mit Tischen und Stühlen für getrennte Gesellschaften und einzelne Gäste bestens eingerichtet und geschieden, dennoch den ganzen oberen und unteren Gelaß zu einem einzigen zusammenhängenden phantastisch aufgeputzten Ganzen verbindet. Zeitungsleser, Karten- und Billardspieler, Weintrinker, Frühstückende, Dominohelden, Schachfreunde, Eisvertilger und Bummler sind zu verschiedenen Tageszeiten, namentlich Abends in beliebiger Anzahl versammelt. Nur in den früheren Geschäftsstunden und um die Essenszeit stehen diese Räume öde.

Meine Wanderungen durch die Stadt führten mich zum Grabe Columbus', dessen Gebeine in der Domkirche unweit der Plaza de las armas ruhen. Irre geleitet durch die Grabschrift auf dem Grabe des Sohnes, welcher in Spanien beigesetzt wurde, haben viele Reisende jenen Ort für die Ruhestätte des Entdeckers gehalten. Es heißt dort: »Al Castila y Leon nuevo mundo dio Colon« ([6]), was uns nicht weiter aufechten soll. Zu Valadolid in Europa hatte der berühmte Weltentdecker sein von Mißgunst gekränktes Leben geendet, doch wie die Asche Napoleons sollten auch seine irdischen Ueberreste noch spät den Ocean durchwan-

dern. Der Sarg des Columbus wurde von Valadolid nach Sevilla und — trotz den Bitten Italiens, das seine Versäumniß gern wieder gut gemacht hätte — von Sevilla nach San Domingo gebracht, damit die Gebeine in der Erde ruhen möchten, die so unaussprechliche Leiden dem Lebenden einst bereitete. Aber auch auf Domingo sollten sie keine bleibende Stätte finden!

Nach Beendigung des Krieges zwischen Frankreich und Spanien fiel durch Friedensschluß der ganze spanische Antheil Hispaniola's der französischen Krone heim.

Zur Vollziehung des Vertrages segelte eine spanische Eskadre unter dem Befehle Gabriel de Aristizabals, Generallieutenants der königlichen Armada, nach S. Domingo ab.

Hispaniola mußten die Spanier abtreten, aber die Asche des Columbus konnten sie nicht missen! Fast gleichzeitig hatten Gabriel de Aristizabal und der Herzog von Veragua, ein Nachkomme des Columbus, den Gouverneur von Domingo um die Auslieferung der Gebeine des Weltentdeckers gebeten (7). Die Personen, welche vom Herzog von Veragua beauftragt waren, der Domdechant und das ganze Capitel, alle militairischen Autoritäten und Civilbeamte, welchen der Generallieutenant Gabriel de Aristizabal Mittheilung über seine Absichten machte, bewiesen denselben Eifer.

Am 20. December versammelten sich alle Häupter der Kirche, des Militairs und vom Civil, so wie alle angesehenen Privatleute in der Cathedrale. In ihrer Anwesenheit wurde ein kleines Gewölbe an der rechten Seite des Hochaltars geöffnet, welches die Ueberbleibsel eines Bleisarges zeigte, angefüllt mit Knochen und Moder. Diese Reste des großen Columbus wurden sorgfältig in ein Gehäuse von vergoldetem Blei gethan, verschlossen und der Schlüssel dem Erzbischofe eingehändigt. Der von Gold und Seide strotzende Sarg, welcher nunmehr das Gehäuse aufnahm, ward in einem vorläufigen Mausoleum beigesetzt. Die

Bevölkerung zeigte allgemeine Theilnahme. Am nächsten Tage fand große Feierlichkeit in der Hauptkirche statt, welcher der General-Befehlshaber der Armada, die Dominikaner- und Franziskaner-Mönche und die Mönche vom Orden der Gnade sammt den Behörden des Ortes beiwohnten. Vigilien, Messen und Predigten folgten einander. Um vier Uhr Nachmittags desselben Tages wurde der Sarg unter glänzender Feierlichkeit von einer Prozession der drei höheren Stände mit florumhüllten Fahnen, mit Chorgesang und Trauersalven von den vornehmsten Personen wechselnd an Bord der Brigantine „der Entdecker" getragen und der Schlüssel mit größter Förmlichkeit vom Gouverneur aus den Händen des Erzbischofs in die des Gouverneurs der Armada gelegt. Die ganze Flotte war in Trauer gehüllt. Diese jetzt als Nationalreliquie geehrten Gebeine Columbus' hatten schon 300 Jahre unter der Erde geschlummert und den Schimpf und Groll verrauchen lassen, den man einst dem großen Manne angethan hatte. War es nicht von dem nämlichen S. Domingo, daß man ihn einst in schmachvolle Ketten gefesselt, an Ehre, Hab' und Gut gefährdet und vom rohen Pöbel verfolgt und beschimpft nach Spanien geschleppt hatte?

Diese Verehrung kam nun etwas spät und konnte die erlittene Schmach und Qual nicht vergüten; doch Spanien that es wahrlich Noth, auf irgend eine Weise den Brandstempel des Undanks von der eigenen Stirn zu tilgen!

Am 15./27. Januar 1796 langte Columbus' Sarg in der Habana an. Alle Autoritäten der Stadt kamen, von den höchsten Officieren der Land- und Seemacht begleitet, an Bord. Der Sarg ward in ein Staatsboot gesetzt und im prunkenden Geleite zahlreicher Schaluppen, von den anwesenden Kriegsschiffen, an's Land geführt. Alle Kriegsfahrzeuge salutirten, wie es auf der See beim Vorüberfahren eines Admirals oder General-Capitains sich gebührt. Auf dem Quai wurde der Zug vom Gouverneur der Insel Cuba begrüßt, vom ganzen Generalstabe durch zwei Sol-

datenreihen, welche den Straßen entlang bis zum Obelisk auf dem Paradeplatz geordnet waren, geleitet, hier auf einen Leichenwagen gesetzt und dann mit aller Förmlichkeit dem General-Capitain nebst dem Schlüssel übergeben. Nach Prüfung des Inhalts vom Sarge gelangte der Zug mit großem Prunk in die Domkirche. Unter allen erdenklichen Begräbnißfeierlichkeiten, Messesingen und Räuchern ward der Sarg vom Bischof in eine Höhlung der Mauer an der rechten Seite des Hochaltars gesenkt. Alle Ehren und Ceremonien wurden unter Theilnahme sämmtlicher Häupter der Geistlichkeit, des Militair- und Civilstandes, allen Adels und der ganzen Bürgerschaft der Habana als ein Zeichen ehrenvollen Andenkens an den Helden verrichtet, der die neue Welt entdeckte und das Zeichen des Kreuzes auf ihren Boden pflanzte.

Neben dem Altare findet sich in der Wand folgende Inschrift:

D. O. M.
claris. heros. Ligustin.
Christophorus Colombus
a se rei nautic. scient. insign.
nov. orb. detect.
atque castell. et legion. regib. subject.
Vallisol. occub.
XIII. Kal. Jun. a. MDVI
Cartusianor. Hispa. cadav. cust. tradidit
transfer. nan. ipse proscrips.
in Hispaniolae metrop. ecclesi.
Hinc pace sancit. Galliae reipub. cess.
(in hanc V Mar. concept. Imm. Cath.
ossa transl.)
maxima omn. ord. frequent. sepult.
XIV Kal. Febr. a MDCCXCVI mand.

Hav. civit.
tant. vir meritor. in se non immen.
Praetios. exuv. in optat. diem tuitur
hocc. Monum. erex
Praesul. M. D. D. Philipo Joseph
Tres Palacios
civic. ac milit. rei gen. Praef.
DD. Ludovico de Las-Casas.

Besser als jener pomphafte Lapidarstyl gefallen mir die kurzen Verse, welche sich unter einer in der Wand eingelassenen Tafel finden, die in einfachrohen Umrissen die Gestalt des Columbus darstellt:

O restos e imagen del gran Colon!
Mil siglos durad, guardados en la urna
Y en la remembranza de nuestra nacion! ([8])

Ich habe die ausführliche Beschreibung der Feier mitgetheilt, in der Meinung, sie werde meinem Leser den nämlichen Eindruck abzwingen, den ich empfand, als ich Irwings Lebensgeschichte des Columbus las. Es ist Alles eitel! Nicht nur die einstige Größe, sondern auch die neue, und Eitelkeit nicht minder als wirkliche Verehrung betheiligte sich an jenen Huldigungen! — Wer einen großen Mann ehrt, der ehrt sich selber! das weiß Jeder! Wie viele fänden sich aber, die einem Lebenden nach Verdienst Anerkennung zollten, wenn er die Menge überragt, die nur äußern Schein, selten innern Werth abzuwägen vermochte! Wie viele, die einem Lebenden huldigten, wenn es keinen Vortheil brachte!

Das Genie ist aristokratisch — Geburt verleiht es! — Zum Genie muß man geboren werden, zur Berühmtheit gestorben sein. —

Nach solch unerquicklichen Betrachtungen begleitet uns der Leser vielleicht gerne in die Dominica, einem der vornehmsten Café-Restaurants der Habana, deren ganz Frankreich und Deutschland kein ähnliches aufweisen dürften. Zwingt das launenhafte nordische Klima zu allerlei Vorsichtsmaßregeln gegen Wind und Kälte, so sucht der Bewohner der Tropen ihrer theilhaftig zu werden, wo er vermag. Die Dominica wird nur des Abends besucht, wenn die Sonne sich dem Horizonte nähert und ihre Strahlen aus den unüberdachten Räumen zurückgezogen hat. Hatten wir die Cafés de la Lonja und del Comercio gerühmt, so verdient die Dominica nicht geringeres Lob. Ueber einem kühlenden Marmorfußboden erheben sich weiße Marmorsäulen zum goldbesternten Nachthimmel empor, der sein Gewölbe von Pfeiler zu Pfeiler, von Wand zu Wand hinüberschwingt. Marmortische laden den Gast zu erfrischendem Genusse ein, Gruppen heiterer Gäste in lebhaftem Gespräch erfüllen den Raum, der feine Duft der Habanacigarre weht dir lockend entgegen, Gläserklirren schlägt an dein Ohr, Musik ertönt, Scherz und Lachen schallt dir entgegen, Kramhändler, Verkäufer von Lotteriezettel preisen ihre Waare an. Dir begegnet ein Mann — so erzählt ein Reisender —, den du am dritten Orte oberflächlich kennen gelernt, ihr grüßt euch auf's Höflichste und geht an einander vorüber. Du hast an einem Marmortische Eis genommen und erhältst vom Kellner, dem du das Geld abgeben willst, die Weisung, daß deine Rechnung bezahlt sei! Du erkundigst dich nicht wenig erstaunt nach dem unbekannten Geber, und erfährst, es sei der nämliche Spanier, der dich bei seinem Eintritt begrüßte und kannst, mit dem Begriff spanischer Höflichkeit bereichert, anderen Entdeckungen dich zuwenden.

Unter den vielen Deutschen, welche sich in der Habana niedergelassen haben, herrscht nicht geringe Wohlhabenheit, die sich zum Ruhme der Menschlichkeit an nothleidenden Landsleuten hilfreich erwieß. Der im Jahre 1819 begründete und 1846 erneuerte

deutsche Hilfsverein verausgabte von dem ersten Jahre seines Bestehens bis 1848 von 31,000 Piastern seiner Gesammteinnahmen 28,000 zu wohlthätigen Zwecken, und erwarb sich Ansprüche gerechter Dankbarkeit und gerechten Ruhmes dort und in der fernen Heimath.

Das in der Habana zahlreich vertretene fremde Element aller Nationen der Welt wirkte wohlthätig auf Sinn und Geist der Bevölkerung, die in regster Thätigkeit der wahrgenommenen Vorzüge sich zu bemeistern eilt. Während Spanien erst heute dem Volksunterrichte einige Aufmerksamkeit widmet, wie der Schulausschuß ausweist, an dem man den berühmten Dramatiker Spaniens, den Rheinländer Hartzenbusch betheiligte, bestanden in der Habana schon seit längerer Zeit die mannigfaltigsten Schulen für alle Gattungen der Bevölkerung, von der höchsten weißen reichen Aristokratie bis zur niedrigsten, der schwarzen armen Demokratie, mit Ausnahme freilich — der Sklaven. Die Regierung hatte nichts für — alles gegen die Sache gethan, und nur dem Eifer der Habanesen danken wir den Fortschritt zur Bildung. Die älteste Privatschule, von der wir Nachricht finden, ist die grammatische und orthographische, welche der Mulatte Melendez im Jahre 1792 begründete, zu einer Zeit, als noch viele Leute, nicht nur auf jener Insel, den Unterricht des weiblichen Geschlechts für durchaus überflüssig hielten. Unter den gelehrten Anstalten nahm bisher die 1670 projectirte, 1720 vom Papst und 1728 vom König Philipp V. bestätigte, im Jahre 1818 von Don Alexandro Ramirez erweiterte Universität mit sieben Lehrstühlen für Theologie, Jurisprudenz, Medicin, Mathematik, politische Oekonomie und Agricultur-Botanik den ersten Platz ein. Eine öffentliche Bibliothek, ein Museum, eine Schule für beschreibende Anatomie, Zeichenkunst, Malerei, ein botanischer Garten, eine Schiffahrtschule schlossen sich an. Auch wurden einige Lancastersche und sonstige Unterrichtsanstalten vom schärfsten

Kastenunterschiede genannt, in denen kein Sklave Zutritt erlangt. Von Klöstern und Anstalten, die zum Theil wenigstens dem Unterrichte sich widmeten, nenne ich (⁹) das von S. Domingo gegründet 1574, S. Francisco 1578, S. Augustin 1608, Collegio de Jesuitas (1656 projektirt) 1724, Real y Militar Orden de Nuestra Sennora de la Merced 1744 als Zuflucht der Frauen, die sich zurückziehen wollen, S. Clara 1644, S. Catalina y Terese 1700, Monasterio de Carmalitas 1687 und 1688, ein Collegium S. Carlos für Knaben und eins für Mädchen, beide durch den Sennor Evelino. Alle diese Anstalten, so weit sie mit Erziehung und Unterricht der Jugend sich befaßten, standen zur Zeit, als Humboldt Cuba bereiste, auf einer sehr niedern Stufe und entsprachen lange den Bedürfnissen nicht, welche in der Habana sich geltend machten.

Ich habe aber noch der Cuba zur höchsten Ehre gereichenden gemeinnützigen Sociedad de amigos del pais (Gesellschaft der Vaterlandsfreunde), welche 1793 durch den damaligen General-Capitain Luis de las Casas rühmlichen Andenkens gegründet wurde, Erwähnung zu thun. Wie sein Namensvorgänger, der berühmte Freund der Indianer, der Bischof von Chiapas, der enthusiastische Geschichtschreiber, so that auch dieser Gouverneur alles zur Hebung des Landes und der Leute, opferte ein schönes Vermögen von 11—12,000 Piastern der Gründung und Verbreitung des Volksunterrichtes, in welchem er den einzigen und mächtigen Hebel zur Hebung der Insel gewahrte. Cuba, das 12 Mill. Piaster jährlich dem spanischen Mutterlande darbringt, erhält von der Regierung keinen Quartillo zur Förderung der Bildung in seinen Grenzen und wurde lange Zeit in den eigenen Bemühungen auf das Barbarischste gehindert. Als 1833 nach dem Tode Ferdinands VII. Spanien sich französischer Bildung theilhaftig zu machen versuchte, war Cuba alsbald beeifert, von den freisinnigen Bewegungen im Mutterlande Nutzen zu ziehen. Die Habanesen erhielten die Erlaubniß zur Grün-

dung einer literarischen Akademie. Kaum aber war das Vorrecht ertheilt, als der General-Capitain, in dem neuen Unternehmen den Keim gefährlicher Früchte witternd, Aufschub verlangte und endlich die Anstalt ganz auflöste. Alle neuen Versuche der Cubaner scheiterten am Starrsinn des Gouverneurs, der auf seine feine Politik nicht wenig sich zu gute that. Endlich sahen reichere Familienväter sich genöthigt, ihre Söhne Studierens halber in's Ausland zu senden, doch auch dieser Ausweg wurde von Madrid aus gesperrt und ein königlicher Erlaß berief alle Cubaner, welche der Erziehung wegen in fremden Ländern sich aufhielten, nach Hause. Dieses Gesetz gerieth bald in Vergessenheit, ohne jedoch von freisinnigeren Verordnungen thatsächlich abgeschafft zu sein. So gewährte der dictatorische General Vives zur selben Zeit, als jene Zurückberufung erging, einem seiner Günstlinge die Gründung eines Collegs, womit plötzlich neue Hoffnungen und Aussichten sich eröffneten. Die Regierung mochte wohl einsehen, daß die Ueberwachung derer, welche etwa in's Ausland Erziehungshalber sich begeben wollten, nicht durchführbar sei, und entschloß sich, zur Vorbeugung des größern Uebels, dem kleinern Eingang zu gestatten; und allerdings war die Erziehung im Lande insofern die vorzüglichere, als mit ihr die näheren Bedürfnisse, namentlich für's praktische Leben leichter befriedigt werden konnten, wenngleich die Anforderungen allgemeiner höherer Bildung — fürs erste wenigstens — im Auslande mit größerer Leichtigkeit erworben wurden. Wie dem auch sei, es sollte die Habana später ihre Saaten ernten. Nach dem Beispiel jener ersten Bewilligungbildeten sich bald andere Privatunternehmen, die jedoch wegen der großen Unkosten nur den Reichen zugänglich blieben. Weigerte sich die Regierung hartnäckig, zum eigenen Vortheil und im Interrsse der unvermögenden Bewohner zu handeln, so trat hier die Gesellschaft der Vaterlandsfreunde, deren Kräfte bereits in den verschiedensten Richtungen beansprucht, aber von gutem Willen und freudiger Thätigkeit erhöht

wurden, hülfreich in's Mittel, um durch jährliche Unterschriften bei ihren Mitgliedern ein Werk der Menschlichkeit zu fördern, das ihr zu schönstem Ruhme durch alle Zeit zuerkannt bleiben wird.

Im Jahre 1836 besuchten von 417,545 freien Bewohnern der Insel nur 9082 die Schule, und doch zählte man im nämlichen Jahre nicht minder als allein 99,599 farbige freie Kinder zwischen 5 und 15 Jahren. Der Unwissenheit blieben 90,517 Kinder geopfert, die heut zu Tage bei der stark zunehmenden Bevölkerung auf mehr als 100,000 sich belaufen. Bei so bewandten Verhältnissen nimmt der Habanese seine Zuflucht zur allgemeinen Vergnügungslust seiner Landsleute, und es entstanden Schulen aus dem Ertrage von Maskenbällen und Bühnenvorstellungen; eine gute Speculation, wenn man weiß, daß es viele Orte gab, die zwar keiner Schule, wohl aber wie das Städtchen Casa blanca, eines glänzenden Theaters sich erfreuen.

Sind auch die ernsteren Wissenschaften neuerer Zeit würdig vertreten, so behielten doch die schönen Künste und die schöne Literatur bei weitem die Ueberhand und konnten leider oft aus Mangel an wissenschaftlicher Bildung keine höheren Fortschritte machen. Bei Puerto de Principe im Innern des Ostdepartements, das erst neuester Zeit durch eine Eisenbahn mit der Nordküste verbunden wurde und bis dahin wegen Mangels aller tauglichen Verbindungsmittel in mittelalterlicher Rohheit starrte, wo der Ackerbau im Argen lag, auf den Speisetischen weder Tischtuch noch Serviette, weder Fayence noch andere Aufwandartikel der Sittenverfeinerung sichtbar wurden, erschien demunerachtet eine Zeitung, deren Feuilleton in gewaltiger Ausdehnung von den zierlichsten Sonetten, von den geistreichsten Spottschriften erfüllt war, die einem hauptstädtlichen Blatte Ehre gemacht hätten. Neuerer Zeit that es allerdings Noth, daß für Unterricht gesorgt wurde und die Möglichkeit war nach Ordnung der inneren Verhältnisse vorhanden, während frühere Gouverneure, wie z. B. Tacon, vornehmlich mit Säuberung der

Städte und Landstraßen vom zahllos umherstreifenden lüderlichen Gesindel sich abzugeben hatte. Das ganze Land war ein Raubnest und kein ehrlicher Mann seines Gutes und Lebens sicher. Was Wunder, daß Tacon neben die Universitätsbibliothek, welche im alten Dominicanerkloster unfern des Gouvernementsschlosses gelegen war, ein Regiment seiner Truppen verlegte, das allezeit schlagfertig, zur Vertheidigung der öffentlichen Sicherheit von Nöthen war. Seltsam kreuzten sich in den Ohren der Studenten die Worte des Professors mit dem Geräusch der Waffen, das militairische Commandowort mit den philosophischen Sätzen, welche vom Catheder ertönten! Doch war das damalige Treiben neben den Sälen der habanesischen Bibliothek ein zeitweilig nothwendiges. Kaum war die neue Caserne vollendet, welche Tacon außerhalb der Stadtmauern von eingefangenen Straßenräubern aus massivem Stein hatte erbauen lassen, als auch die Soldaten den Büchern Platz machten, die nun geräumigeren Wänden übergeben von 3000 Bänden seit dem Jahre 1837 in einem Decennium auf das Doppelte und seitdem in gleichem Maße sich vermehrten.

Auch die Regierung hat seitdem sich eines Bessern besonnen und zur Unterstützung des Schulwesens sich bereit finden lassen, dem sie jährlich 12,000 Piaster durch Vermittlung der Sociedad de amigos del pais zuwendet. Fügen wir zu jener Summe die Beiträge der Gesellschaftsmitglieder von 12 Piastern (14 Thlr. 4½ Sgr.) die Person bei, so ist leicht begreiflich, daß bei den vielfachen übernommenen Verpflichtungen, bei den allezeit fühlbaren Bedürfnissen mit dem Gelde eben nur die Unkosten für einen Theil gedeckt wurden [10], demnach konnte z. B. den Lehrern nicht mehr als 25 Piaster (36 Thlr. 12½ Sgr.) monatlich, für das theure Leben der Habana, das mit London wetteifert, eine geringe Summe, bewilligt werden, — eine geringe Summe, namentlich wenn man bedenkt, daß ein Handwerker

zwei, drei Piaster (2 Thlr. 27 Sgr. bis 4 Thlr. 11 Sgr.) und mehr am Tage verdient. — In privaten Schulanstalten beträgt das monatliche Honorar für den Schüler 25—30 Piaster (etwa 36—40 Thl. Pr.). In Gegenden, wo eine reiche Pflanzung die andere begränzt, und unter den zahlreichen Bewohnern das städtische Leben Eingang fand, überraschen uns die schönsten Ball- und Festsäle, welche auf gemeinsame Kosten errichtet, die höchste Fülle des Luxus entfalten. Glänzende Bühnen für Hahnenkämpfe (vallas de gallos) fehlen nicht so leicht, aber Schulen und Lehrer werden selten — wohl nirgend angetroffen! Zu diesem Zweck ein Opfer zu bringen, fiele dem reichen Pflanzer so leicht nicht ein, zumal seine Sklaven derselben nicht bedürfen und ohne Unterricht das gemüthlich einfache Leben ganz wohl gedeiht.

Wir erwähnen bei dieser Gelegenheit noch eine Richtung der Thätigkeit von Habana's patriotischer Gesellschaft, welcher sich die Tochtervereine von Santo Espiritu, Puerto Principe und Trinidad anschlossen, es ist die Förderung des Handwerks. Seit Gründung der Gesellschaft bis zum Jahre 1840 wurden von ihr 1200 junge Leute, Altspanier und Schwarze zu guten Meistern in die Lehre gegeben. Mit dem Jahre 1841 machte sich ein Fortschritt geltend, insofern in diesem Jahre 340 junge Leute, unter denen zahlreiche Creolen, versorgt wurden, und 1849 war die Anzahl derselben bereits auf 4800 gestiegen. Außerdem machte diese berühmte Gesellschaft sich verdient durch Gründung einer Schule für Rechnungswesen und Buchführung, und vorzüglich durch die Schule für Maschinisten, deren eine große Zahl für schweres Geld seit Einführung der Dampfmaschinen aus den Vereinigten Staaten jährlich müssen verschrieben werden. Seit Gründung jener Anstalt im Jahre 1845 waren bis 1849 bereits 206 Zöglinge mit Zeugnissen der Tüchtigkeit entlassen worden. So unermüdlich die patriotische Gesellschaft in nützlichen Werken war, so fand es doch die Regierung im Jahre 1849 für gut, ihr

die Beaufsichtigung der selbstgegründeten Anstalten zu nehmen, von denen die Zeichenschule, die Maschinistenschule und die Rechnungsschule unter Aufsicht der Junta de fomento (Schutz- oder Aufmunterungs-Ausschuß) gegeben wurden. Auch die Beförderung der Lehrlinge im Handwerk nahm die Regierung unter ihre Flügel und entzog der Gesellschaft die früher gewährten Mittel, die gewiß nirgend besser als bei ihr verwendet worden waren! Gegenwärtig beaufsichtigt den Volksunterricht die in der Habana residirende „Provinzial-Commission für den Elementarunterricht", der von Regierungswegen 14,000 Piaster jährlich ausgesetzt werden. Zur Hebung eben dieses Unterrichtes war von dem 1843 eingesetzten Schulüberwachungsausschuß ein Plan ausgearbeitet, demgemäß unter drei departementalen Commissionen, 32 Localcommissionen und noch 163 Hülfsausschüsse in den Dörfern das Werk ernster angefaßt werden sollte. Von den 106 in Vorschlag gebrachten Schulen stehen die meisten schon in voller Thätigkeit, und werden bald die guten Früchte spüren lassen, wenn es nicht schon überhaupt für eine Besserung des Zustandes zu spät war und eine Auflösung des staatlichen und gesellschaftlichen Lebens alle Verhältnisse des Landes überrascht.

An der Universität zu Habana studierten: (11)

	von 1848 auf 49	von 1849 auf 50
Philosophie	137	124
Rechtswissenschaft	109	109
Medicin und Chirurgie	51	49
Pharmacie	5	7
Im Collegium und Seminar	110	128
	412	417

So vielfach die Unterstützungen waren, welche der akademischen Laufbahn zu Theil wurden, so gewahrte man doch bald, daß in einer Beziehung alles versäumt schien. Eine Unzahl un-

tauglicher halbgebildeter Subjecte übervortheilten und hintergingen das Publikum, und schon wußte man nicht ein noch aus vor all den Quacksalberern, die sich als Aerzte, vor all den Ränkeschmieden, die sich als Rechtsgelehrte anpriesen und ungehindert sogar im Schatten der Arkaden an vielbesuchten Plätzen und Straßen ihre Werkstatt aufschlugen. Die 1847 demzufolge eingesetzte Unterrichtsaufsicht, welche auf strengere Prüfungen wirken sollte, schien in entgegengesetzter Richtung thätig, denn während bisher jährlich nur etwa 20 Advokaten concessionirt worden waren, stieg ihre Zahl zwei Jahre darnach auf 150, unter denen man 50jährige Bewerber bemerkte, die bisher vergeblich ein Examen zu bezwingen versucht hatten.

Wie ungern die Regierung wahrgenommen hatte, daß so viele tüchtige Kräfte den Wissenschaften sich zuwandten, ging aus den hohen Kosten hervor, welche sie an ein Examen knüpfte und besonders für das Advokatendiplom 500 Piaster (665 Rubel oder 728 Thlr. Pr.) abforderte. Ob diese Erpressungen noch fortdauern, möchte ich bezweifeln! Es heißt, daß diese Maßregel in Folge dessen eintrat, daß die Regierung bemerkte, wie wenig das von ihr gegründete Institut dem von der Sociedad patriotica gegründeten gegenüber besucht wurde! Einedeler Wettstreit um das Gemeinwohl!

Die patriotische Gesellschaft gründete noch im selben Jahre, als man ihr die Beaufsichtigung der übrigen Anstalten nahm, ein chemisches Institut, das sie neben der Akademie für Malerei mit tüchtigen Professoren und anderweitigen Hülfsmitteln versorgt, zu denen auch die umfangreiche Bibliothek gezählt wird, welche seit Gründung der Gesellschaft im Jahre 1791 bis auf den heutigen Tag in beständigem Wachsen begriffen ist.

Schon früher hatte die patriotische Gesellschaft auf Alexander von Humboldts verdienstlichen Antrag in der Habana ein mag-

netisches Haus eingerichtet, um alle Jahre während 36 Stunden stündliche Beobachtungen über die Abweichung der Magnetnadel anzustellen. Gleiche Anstalten wurden auf Humboldts Anregung zu Paris, Freiberg, Berlin, Petersburg, Kasan, Nikolajew und Peking in's Leben gerufen, so daß auf der Länge von 198 Meridianen, von den Antillen über Europa bis an die chinesische Küste, vom 23.° bis zum 60.° nördl. Br., im Grunde der Bergwerke wie auf den Höhen gleichzeitige Beobachtungen nach denselben Anordnungen mit gleichgearbeiteten Werkzeugen angestellt werden konnten.

Die Kunstliebhaberei der Cubanesen schuf das Liceo de Habana, ein stolzes Gebäude, in welchem während der neun kühleren Monate des Jahres in allen schönen Künsten Unterricht ertheilt wird. Die Ferien der drei Sommermonate werden von den Zöglingen und anderen Musikfreunden zu musikalischen Uebungen und Ausführungen benutzt, die allsonnabendlich das vornehme Habana in den eleganten, mit Gas erleuchteten Salon versammeln. Auf einer eigens dazu eingerichteten Bühne und begleitet von guter Orchestermusik kommen sogar ganze Opern, namentlich italienischer Composition und von französischen Meistern zur Aufführung, die an Glanz der Costüme und Fertigkeit des Spieles und Gesanges wenig zu wünschen übrig lassen. Ich habe bereits des alten Theaters an der Alameda de Paula Erwähnung gethan, und geleite den Leser durch die reichbevölkerten Straßen der Stadt die Calle del Obispo und Oreilly zur Festung hinaus, über die mit Volanten erfüllte Promenade der Königin Isabella II. in das neue Tacon-Schauspielhaus, vor dessen Anfahrt gegen ½8 Uhr die geputzte Menge auf leichten Wagen sich drängt. In der prächtigen, mit Gas erleuchteten Vorhalle, in welcher zu beiden Seiten des Einganges Erfrischungsanstalten angebracht sind, erquickt ein plätschernder Springbrunnen die erhitzten Gäste, welche in den Zwischenacten zur Erholung her-

ausströmen. Wer das Einfache, ich möchte sagen Ungeschlachte der äußern Gestalt des Gebäudes bemerkt, erstaunt nicht wenig über die Pracht der Vorhalle und muß mit gerechter Bewunderung eingestehen, daß das Innere die kühnsten Erwartungen befriedigt. An großartigen Verhältnissen und reicher Ausstattung mißt sich das 1836 erbaute Tacon-Theater mit den ersten Bühnen der Welt, von denen wenige es übertreffen. Ueber dem mit Marmor gepflasterten Parterre erheben sich rings auf zierlich schlanken Säulen die kostbar ausgestatteten Logen und fassen in ihren Räumen bis 2000 Zuhörer, die sowohl vom Gesang als vom Orchester und dem dramatischen Spiel wohl befriedigt werden. Es giebt wenig Orte der Welt, wo so wie hier das Theater Mittelpunkt des Lebens ist und im Stande wäre, auf die geistige Bildung unmittelbarer zu wirken. Wie schon gesagt, giebt es viele Städte, die keine Schule, wohl aber ein Theater erhalten, wie das keine tausend Einwohner zählende Casa blanca. Nicht mindern Beifalls erfreuet sich das Ballet, und um die tiefgreifende Theilnahme der Bevölkerung an solchen Anstalten zu beweisen, erinnere ich an das Leichenbegängniß der jungen Tänzerin Rosalia Bustamente, die während der fünf Monate ihrer Anstellung durch ihren liebenswürdigen, sanften, reinen Charakter die allgemeine Achtung und Theilnahme in dem Maße erworben hatte, daß über 30,000 Personen und mehr als 500 Fuhrwerke ihrem Sarge hinausfolgten, in einem Aufzuge, der an Prunk alles übertraf, was man bis 1854 in der Habana gesehen hatte. — In Deutschland kommen von je 5571 Personen eine auf ein Theatermitglied, und die 90 deutschen größeren Bühnen werden im Verhältniß zur Einwohnerzahl in Cuba gewißlich übertroffen. Auch die Zahl der Schauspielbesucher ist dort unendlich größer als bei uns. Unter den Schriftstellern sind die, welche für die Bühne thätig waren, mit die glücklichsten, und erfreuen sich eines seltenen Erfolges. Habanesische Sitten, die freilich Stoff genug dem

Spotte darbieten, wurden im Lustspiele herbe kritisirt, während im ernstern Drama die alte Welt mit Stoffen herhalten mußte. Es ist von einigen Schriftstellern wie von der Gräfin Merlin, gesagt, Cuba entbehre aller geschichtlichen Erinnerungen, und von anderen, ohne dieselben könne nie höhere Dichtkunst sich entwickeln, und kopflose Büchermacher haben es bis auf den heutigen Tag wiederholt; während gerade Cuba aus altindianischer Zeit, mehr aber noch aus den Tagen der Conquistadoren, wohl auch aus dem 17. Jahrhunderte die denkwürdigsten Ereignisse zu verzeichnen hat. Aber so lange die Liebe zum Lande eine fade Schwärmerei blieb, konnte freilich von eifrigeren Bemühungen keine Rede sein, welche einzig die verborgenen Schätze zu Tage zu fördern vermochten. Die Namen Columbus, Cortez, Velasquez sind zu enge an den Namen Cuba geknüpft, als daß man den einen nennen dürfte, ohne des andern zu gedenken. Die Ueberlieferung ist nicht minder im Volke thätig; wir erinnern nur an die Sage von Gründung der Habana, welche Adolf Böttger nach meiner Mittheilung in einem episch-lyrischen Gedichte poetisch verherrlicht hat. Der Stoff ist durch und durch dichterisch, und es erscheint wunderbar, daß nicht habanesische Dichter sich desselben bemächtigten.

Auf den Trümmern des zerstörten Indianerdorfes erbauten, der Sage gemäß, die Spanier eine Stadt und nannten sie Habana, welches in der Ursprache „Sie ist wahnsinnig“ heißen soll. Ich habe versucht, jene Ueberlieferung in Versen nachzuerzählen:

Um das Indianerdorf geschaart im Kreise,
Am Meeresstrande lagern Spaniens Krieger;
Der nächste Morgen preist sie schon als Sieger,
Denn wohlgerüstet sind sie aller Weise.
Mag der Cubaner noch so tapfer fechten,
Mit dem Castilier sollt' er nimmer rechten!

Den Weiler hat das braune Volk mit Wall
Und Bollwerk und mit Gräben stark bewehrt,
Hispanien, das ihm solche Kunst gelehrt,
Erfahre, wie bei Tritonhörnerschall
Die wilden Männer kühn um Freiheit werben,
Um freies Leben, oder freies Sterben! —

In seinem Zelte schreitet Sanches wild,
Des Spanierheeres tapfrer Schlachtenleiter.
Was tobt im Busen wol dem jungen Streiter
Und stimmt ihn plötzlich dann zu Thränen mild?
Hat ihn des Kampfes träger Drang verdrossen?
Hält süßer Zauber seine Brust umschlossen?

Wo in dem Uferdorf die Cocosbäume
Sich rauschend neigen, wie zu frommer Hut,
Wiegt seufzend bei des Abends letzter Glut
Don Sanches' Inselbraut ihr Kind in Träume.
Auf seine blondverrätherischen Glieder
Fällt Thrän um Thräne rachefodernd nieder:

Rastlos den langen Tag im Sonnenbrande
Hat sie, den Sklaven gleich, am Wall geschafft,
Oft sank sie hin — erschöpft die letzte Kraft —,
Dann höhnt' und schlug sie die entmenschte Bande.
„Vom Feind entehrt, die Tochter unsres Fürsten,
„Sollst ewig du umsonst nach Sühnung dürsten!

„Glaub' nur den Christenpriestern, die mit Heucheln
„Von Lieb' und Rettung pred'gen, die zu Spott
„An's Kreuz geschlagen ihren eig'nen Gott!
„Sie wollen uns, wie jenen, tückisch meucheln.
„Nur uns're Freiheit, uns're Städt' und Auen
„Begehren sie! Wer darf dem Räuber trauen?"

So klang das Wort. Das Mädchen wiegt im Dunkeln
Der Brüder Rede sinnend ihren Knaben,
„Und dennoch sollen dich die Weißen haben!“
So haucht sie leis, und ihre Augen funkeln.
„Dort kenn' ich Einen, der wie Götter strahlet,
Dem Süß' und Liebesglut die Wange malet.

Euch aber (seid ihr meine Stammgenossen?),
Die mich zu Schimpf und Todesqual verbannt,
Euch schwör' ich hier, mit hocherhobener Hand:
Zu blut'ger Rache bin ich fest entschlossen!
Auf euch, die meines Liebesopfers Spötter,
Ruf' ich den grausen Fluch erzürnter Götter!“

„„Hier naht ein Rächer aller Uebelthaten,
Ich nutz' die Nacht, dein Retter steht dir bei!““
„Wie! Sanches, du?“ ertönt ihr Jubelschrei,
Der, wenn ein Feind ihn hört, den Freund verrathen.
Verborgen unter dunklem Blätterdache
Berathen sie vereint den Plan der Rache.

Die Nacht erblich, die Sonne schwang sich auf,
Und noch ein Tag, wie alle, ging zu Rüste,
Im Abendgolde lag die Inselküste,
Die Finsterniß begann den alten Lauf:
Da in des Lagers strahlenlosen Gründen
Hub an geheime Regung sich zu künden.

Die Krieger ziehn in wohlbewährten Schaaren
Mit Seilen und mit Sturmesleitern aus,
Entgegenklopft die Brust dem nahen Strauß
Und freut sich kühn der nächtlichen Gefahren.
Kein Zeichen rief, kein Sterbenswort ertönte,
Kaum daß vom leisen Tritt der Boden dröhnte.

Ha! plötzlich flackert aus des Dorfes Palmen
Ein rother Feuerwirbel in die Nacht.
Das Zeichen loh't in schauerlicher Pracht.
„Auf! Spaniens Krieger! jubelt frohe Psalmen!“
Von rauhen Tritten ächzt die Mauerleiter,
„Hinauf! hinan! zum Siege muthig weiter!

„Seht ihr die Flamme, unser Banner lodern?
„Heil der Indianerin! Mit kecker That
„Erleuchtet sie uns tageshell den Pfad!
„Sie darf den schönsten Lohn sich heute fodern!“ —
Und Mann und Weib und Kind, von Schwert und Gluten
Dahingerafft, muß ohne Wahl verbluten.

Rings durch der Häuser brandgeweihte Reihen
Stürmt Sanches, forscht und ruft in banger Hast,
Die Treugeliebte sucht er sonder Rast,
Um ihrem Schutze seinen Arm zu weihen.
Blickt auf zur Zinne! Welch ein Schauerbildniß!
Hoch aus den Flammen taucht die Braut der Wildniß.

Sie herzt ihr Kind, frohlockt in's wilde Toben,
Die Wange glüht vom Brudermorde heiß,
Das Auge rollt, sie singt des Kampfes Preis,
Die Fackel in der Linken hoch erhoben.
Der Wind durchwühlt die schwarzentrollten Locken,
Ihr Busen stürmt vor grausigem Frohlocken.

Sie schaudert, muß die eigne That verdammen,
Auf ihrem Antlitz sprüht des Wahnsinns Mal,
Die schlanken Glieder glüh'n im Feuerstrahl,
Und nieder taumelt sie zum Meer der Flammen.
Halt Sanches ein! Ob Lieb' und Glück auch trogen,
Der Sieg ist dein, — doch nicht die Feuerwogen! —

Aus der Asche des Indianerdorfes blühte die Habana empor. Auf dem Paseo steht, von Palmen umrauscht, das Standbild eines braunen Mädchens. Das aufgelöste Haar flattert im Winde, in der einen Hand schwingt sie eine Brandfackel, in der andern ein Schwert. Die Sage ergeht, der Gründer der Stadt, Sanches Ribeira, habe das Denkmal errichtet. — Weiber, welche die Gebeine des Indianermädchens begruben, hatten wehklagend: „Habana! Habana! — sie ist wahnsinnig!“ am Grabe gesungen.

Dichterischen Stoff in reichstem Maße bietet auch die Geschichte der Flibustier, und ich werde vielleicht Gelegenheit finden, eine oder die andere jener Erzählungen einzuschalten, welche die Vorzeit der Insel kennzeichnen.

Ich habe bereits vorübergehend der periodischen Presse Cuba's Erwähnung gethan. Von dem halben Dutzend politischer Tagesblätter, welche in der Habana redigirt werden, ist der »Faro Industrial« das umfangreichste und bedeutendste sämmtlicher in spanischer Sprache erscheinenden Blätter. Ihm zunächst steht das »Diario de la Marina«, welches, im Jahre 1852 glaube ich, für den heftigen Tadel, den es über das Verfahren der amerikanischen Regierung gegen die Habana in einem Leitartikel ausgesprochen hatte, zu 5000 Piastern Strafe, wenn anders die Zeitungen gut unterrichtet waren, verurtheilt wurde. Schon 1830 erschien ein solches Blatt in englischer Sprache. Fast sämmtlichen Zeitungen wird noch eine Nachmittagsbeilage in Handelssachen zugegeben, wie es ebenso wenig an dichterischen Beiträgen, an Kritik über Bühne, Malerei und Bücher mangelt. Unter den Feuilletonisten zeichnet sich Cardenas Rodrigues durch seine »Colleccion de articulos satiricos y de costumbres« durch beißenden, schlagenden Witz und scharfe Beobachtungsgabe vortheilhaft aus. In seinem »Educado fuera« schildert er, wie der Russe Sollogub im „Tarantas“ einen jungen, im Auslande gebildeten Mann, der mit Verachtung aller vaterländischen veralteten Ein-

richtungen, für fremde Gebräuche und Gesetze begeistert, heimkehrt und das treue Abbild jener jungen Fortschrittshelden bietet, die nach Aneignung der äußeren Gestalten west-europäischer Bildung nicht rasch genug der noch unreifen neuen Welt jenen Modefirniß mittheilen können, die seinen ganzen Stolz ausmacht. Dort wie hier wird auf Volkserziehung, als das einzige naturgemäße wirksame Förderungsmittel hingewiesen.

Wie in andern Ländern herrscht auch in Cuba die wohlbekannte Titelwuth, die so ganz eigentlich im menschlichen Geblüte zu stecken scheint, und dem streng republikanischen Nordamerikaner, der sich wenigstens einen „General" andichtet, ebensosehr anklebt, als dem russischen Tschinornik und dem lieben Deutschen, der die verschiedenen Gattungen von „Räthen" in besondere Zuneigung genommen hat. In der Habana wimmelt es von Grafen und Marquis, die von der Elle und der Börse ihre Ahnen herrechnen und freilich stattlichere Figur machen, als jene verarmten Hidalgos, von welchen die Eroberer und Entdecker Amerika's Ahnen genannt werden, und die außer dem ruhmreichen Namen, und einem schon abgetragenen Mantel Nichts besitzen, das ihre Blöße decke. Wenn auch Spanien, Mexiko und Guatemala als reichere Fundorte jenes Adels gelten mögen, so enthalte ich mich doch nicht, ein Gedicht von Gruppe hier einzuschalten, das unter die besten seiner Art gehören mag:

Der spanische Mantel.

Dort der Marquis? — von altem Adel!
Wer das bezweifelt, thut nicht recht;
Sein Mantel auch ist ohne Tadel,
Was fehlt dem Mantel? wär' er schlecht?

Wenn er ihn um die Schulter schlinget,
Ist er dem stolzen Cäsar gleich,
Wenn ihm der kühne Wurf gelinget,
Sein, meinst du, sei das röm'sche Reich.

Der Mantel ist vom feinsten Faden,
Ist faltig, weit und federleicht,
Und seht doch, daß er zu den Waden,
Wenn er sie hätte, niederreicht.

Es wuchs auf Spaniens milden Höhen
Der Wolle schwanenweicher Flaum,
Wo stolz die edlen Schafe gehen
An goldbegabter Flüsse Saum.

D'raus ward gewebt ein Tuch, wie Sammet,
Zu Amsterdam im Niederland,
Das Schloß, die Borten golddurchflammet,
Paris hat's und Lyon gesandt.

Des Futters Plüsch, so geht die Sage,
Ist englisch, Plüsch, der nie vergeht!
Ein Deutscher war es ohne Frage,
Der ihn mit deutschem Fleiß genäht.

Was Stoff und Arbeit! doch das Leben,
Das stolz den todten Stoff beseelt,
Nur Spanien wieder konnt' es geben,
Nur Spaniens Hauptstadt auserwählt!

Was sagt der Stoff, der rohe, grobe!
Nein, der Begriff, die Form, der Schnitt!
Der Mantel ist die Meisterprobe
Des ersten Schneiders von Madrid!

Doch wie berühmt auch dieser Schneider,
Der Mantel theilt das ird'sche Loos:
Bei aller Tugend hat er leider
Auch Fehler — doch zwei Fehler blos.

Ihr könnt die beiden Fehler wissen,
Denn nie hat der Marquis geprahlt:
Der Mantel erstens ist zerrissen,
Und zweitens ist noch nicht bezahlt.

Gegenüber den Hidalgos verliert nun freilich der moderne Titelschwärmer seine Reize nicht, die von Cardenas in »Un titulo« ganz prächtig durchgezogen werden. Der Held ist der junge Crescencio, dem vom Gipfelpunkte des Glückes nur ein Titelchen abgeht, welchem beizukommen er alle möglichen genealogischen Wahrscheinlichkeiten und Unwahrscheinlichkeiten mustert. Ein alter Onkel hilft dem Suchenden durch den Beweis bald auf die Sprünge, daß Gott in baskischer Sprache, denn in dieser ist die Bibel geschrieben', zu Adam und Eva geredet. Folglich wären Adam und Eva Basken; da nun Crescencio und sein Onkel auch aus Biscaja gebürtig sind, seien sie geradewegs Abkömmlinge Adams und Eva's, jedenfalls eine lange weitläufige Ahnentafel mit Ansprüchen auf den vollwichtigsten Titel.

Von gleichem Interesse, durch die innere Verwandtschaft namentlich auch für jeden größern Gutsbesitzer bei uns, ist der „Verwalter des Ingenio“, der freilich mit dem Geist ebenso wenig gemein hat, wie sein Herr. (Ingenio wird auf Cuba die Zuckerpflanzung genannt.) Der Mayordomo, denn dieses historischen Namens erfreut sich der cubanische „Wirthschafts-Disponent“, ist, namentlich wo der Besitzer nicht selbst auf der Plantage wohnt, ihr unumschränkter Herr, spricht nur von seinem Lande, seinen Sklaven, seiner Ernte, und nicht ganz ohne Recht; denn während der Herr oft kaum die Zinsen seines Anlage-Geldes genießt, zieht sich der Mayordomo nach wenigen Jahren reich genug zurück, um als Wucherer oder anderweitiger Unternehmer seinen Erwerb zu mehren. Unter solchen Umständen klingt das alte Wort »felix possessor« wie ein Spott, und

dennoch ist der Geldmann zu sehr in die Hände des Grundbesitzers gegeben, worüber unter andern der Fiscalprocurator der Habana, Vasquez Queipo in der Schrift „Cuba, seine Quellen, seine Verwaltung ꝛc.“ sich mit viel praktischer Vernunft ausgesprochen hat.

Im satyrischen Fach that sich noch hervor Cirillo Villaverde. Als localen Charakterzeichner hebe ich auch Juan Cobo hervor, der in Herreros Art, doch durchaus selbständig, zahlreiche lebendige Ansichten cubanischen Lebens und Treibens entwarf, unter denen der „Paseo“ und die „Volante“ den Ausländer am lebhaftesten ansprechen mögen.

Unter den habanesischen Publicisten verdienen Armas und Antonio José de Saco besonders genannt zu werden. Saco, der Verfasser von einer Menge Büchern und namentlich Broschüren wie »Situacion politica de Cuba y su remedio«, Sobre la independencia de Cuba« (1823) und eine Antwort auf das offene Schreiben eines Freundes an ihn von Leon Fragua de Calvo in's Englische übersetzt unter dem Titel »Thoughts on the Anexation of Cuba to the United States«, ferner »Examenes analitico-politicos«, »Mi primera pregunta«, »Parallelo entre la isla de Cuba y algunas colonias inglesas«, »Supresion del trafico de esclavos en la isla de Cuba« u. a. m. Saco that sich in allen diesen Schriften als ein kräftiger, genialer Politiker hervor, den das unvermeidliche Loos der Verbannung aus dem Vaterlande traf, für das er kämpfte. Vor Allem trugen die periodisch erscheinenden »Memorias de la Real sociedad patriotica de la Habana« viel bei zur Kenntniß der historischen, geopraphischen, patriotischen, naturwissenschaftlichen und landwirthschaftlichen Verhältnisse der Insel.

Ramon de la Sagra, einer der verdientesten cubanischen Schriftsteller, früher Redacteur der Anales de Ciencias, Comercio y Arte (1827—1829), gab 1831 in der Habana eine »Historia economica politica y estadistica de la isla de Cuba ó sea de

sus progresos en la poblacion etc. (4^0) und 1842 in Paris vervollkommnet die »Historia fisica, politica y natural de la isla de Cuba« in Folio heraus, deren erster Band der Geographie, dem Klima, der Bevölkerung und Landwirthschaft, deren zweiter Band dem Seehandel, den Einkünften und Ausgaben, der Land- und Seemacht gewidmet sind. Leider scheint dieses akademische Unternehmen vielleicht wegen der unzureichenden Käuferzahl des Buches mitten im dritten Bande in's Stocken gerathen zu sein. Allerlei Karten, Darstellungen über Barometer- und Thermometer-Beobachtungen, Geburten, Sterbefälle 2c., statistische Tafeln, Abbildungen naturwissenschaftlicher Gegenstände im besten pariser Steindruck versinnlichen den Text. Bei der Fülle von rohem Stoff, den der Autor zusammenzuraffen, zu sichten und zu bewältigen hatte, muß der aufmerksame Leser die Umsicht und den kritischen Scharfblick anerkennen, und wird nachsichtig die fast unvermeidlichen, da und dort auftauchenden Versehen und Täuschungen in dieser Fülle von Material beurtheilen.

Unter die schönsten Talente der Habana gehört die nach Frankreich verheirathete Gräfin Merlin († 1852), die in ihrem französisch geschriebenen Buche, »la Havane« (1842) und „die Sklaven in den spanischen Colonien“ (1840) das schönste Zeugniß poetischer Anschauung, patriotischer Begeisterung ablegte. Ihr, dem damaligen General-Capitain O'Donnell, einem verrufenen Begünstiger des Sklavenschmuggels und ihren Landsleuten gewidmetes Werk hat nicht wenig dazu beigetragen, daß die spanische Regierung erkannte, welche Fehlgriffe und Mißbräuche der Verwaltung, welche Mängel der Einrichtung zu beseitigen seien, damit Cuba jener Cultur immer mehr theilhaftig werde, die beiden Theilen, dem Mutterlande und der Tochterinsel gleichen Vortheil brächten.

Ziemlich zahlreich ist die Literatur über Handel und verschiedene, dem verwandte Fragen; die »Guia mercantil de la

Habana«, eine sonst schätzenswerthe Uebersicht, darf nur mit Vorsicht angewandt werden, da die Nachrichten namentlich von 1802 ab viele Ungenauigkeiten enthalten; Aehnliches gilt von dem Cuadro estadistico de la siempre fiel isla de Cuba (Habana 1829). Für Statistik, Topographie und Geographie ist Vielerlei geschehen und namentlich von Ausländern mit mehr oder weniger kritischem Scharfblick gesammelt worden. Außer den schon erwähnten wissenschaftlichen Zeitschriften sind für Statistik noch von Wichtigkeit das »Papel periodico de la Habana« der »Patriota de la Habana«, ferner eine Reihe von Schriften: E. M. Masse, L'isle de Cuba et la Havane ou histoire, topographie statistique etc. (Paris 1825. 8⁰), B. Huber, Aperçu statistique de l'isle de Cuba, précedé de quelques lettres sur la Havane etc. Paris 1828. 8⁰ (mit 2 Tafeln), Alexander von Humboldt, »Essai politique sur l'ile de Cuba, avec une carte«, 2 Theile, Paris 1826. 8⁰, derselbe: »Tableau statistique de l'ile de Cuba pour les années 1825—29. Supplement faisant suite a l'essai politique. Paris 1831. 8⁰., Roman de la Sagra, die weiter oben angeführten Schriften, und endlich Vicomte Gustav d'Hespel d'Harponville, »la reine des Antilles ou situation actuelle de l'ile de Cuba, précis topographique, statistique et historique etc. Paris 1850. 8⁰, mit zwei Karten und einem Plane der Habana. Alle diese Schriften sind mehr wissenschaftlichen Forschern, als dem großen gebildeten Publikum gewidmet, das sich aus ihnen hätte belehren können, bieten aber, wie namentlich Humboldt's Bücher, eine reichere Fundgrube dem vergleichenden Leser, welcher aus ihnen gründliche Belehrung zu weiteren Zwecken suchen möchte. — Auch die Geschichte ist in eben diesen Werken nicht vernachlässigt und wurde außerdem Ende vorigen Jahrhunderts von Ignacio de Urrutia im »Compendio de memorias para la historia de la isla Fernandina de Cuba«, von Valdes in seiner »Historia de la Isla de Cuba« und in den von

Felix Arrate herausgegebenen »Memoras de la seccion de historia de la sociedad patriotica de la Habana 1831 etc. besonders behandelt. Mit oft einseitiger Auffassungsweise aber doch von spannendem Interesse, fand ich das 1850 zu Neuyork herausgegebene »Cuba and the Cubans; comprising a history of the Island of Cuba, its present social, political and domestic condition etc. vom Verfasser der »Letters from Cuba«, die zuerst 1845 in Knickerbocker ([12]) Magazine gedruckt worden waren. Man hört den Mann der Annexationspartei reden, welcher um jeden Preis die Perle der Antillen gewinnen möchte. »Cuba cannot be held by Spain« und indem er der Insel ein Recht zu revolutioniren zuspricht, stellt er als unvermeidlich hin, daß »mast ultimately belong to England or to the United States.« Der Verfasser, welcher in cubanische Verhältnisse durchaus eingeweiht erscheint, verdiente bei allem Tadel doch in vorderster Reihe genannt zu werden, nicht um des Stofflichen willen, sondern um die lebendige Verwerthung der todten Masse. Die »Letters from the Havanah by an oficial british resident (London 1821) enthalten endlich viel Bemerkenswerthes, während die in A. Granier de Cassagnac's »Voyage aux Antilles« Thl. II, S. 293—368 enthaltenen Mittheilungen, so wie Isidor Löwenstern's »Les États-Unis et la Havana, souvenir d'un voyage. Paris et Leipzig 1842 in die Gattung von Lesestoff gerechnet werden dürfen, der den Leser ganz leidlich „amüsirt", ohne das Gefühl irgend welcher Befriedigung zu hinterlassen. — Eine besondere Schriftwelt erhob sich über die Fragen der Sklaverei, des Ackerbaus und der Naturwissenschaften, deren wir anderen Ortes gedenken. — Zur Belletristik, mit welcher wir begonnen, kehre ich zurück, um noch Heredias Erwähnung zu thun, jenes enthusiastischen Dichters, der seine Vaterlandsliebe in der Verbannung, die ihm den Tod gab, büßen mußte. In seinen Strophen flammt die Glut des tropischen Klima's, das ihn geboren, stürmt das Gefühl, der Drang

nach Unabhängigkeit vom spanischen Joche, das wie ein Alp auf dem Leben des vaterländischen Eilandes lastet. Mehr noch französirend ist Jacinto Milanes, eine jener liebenswürdigen Talente, die unter jeder Zone geboren werden und des Besonderen wenig an sich tragen, das sie von einem Dichter eines anderen Erdgürtels unterschiede. Selten, wie im „Winter in Cuba", „die Guajirita von Yumuri" erhebt er sich zu örtlicher bestimmter Farbe und Gestalt. Noch erwähne ich außer dem klangvollen Palma den begabtesten und eigenthümlichsten cubanischen Dichter Gabriel de la Concepcion Valdes, der unter dem Namen Placido weit verbreiteten, dauernden Ruhm sich erwarb — obgleich er ein Mulatte war. Wie bedeutend müßte nicht dem Habanero sein Talent erscheinen, das ihm die Salons der Reichen und Vornehmen öffnete, welche sonst auf das Entschiedenste gegen den Zutritt des farbigen Elements sich wehren. Valdes war der Sohn einer reichen Creolin, ein in anderen Colonien seltenes Beispiel der geheimen Verbindung einer weißen Frau mit einem Neger ([13]). Die Frucht eines so unerhörten entehrenden Fehltritts mußte geheim gehalten, das Kind einer Negerin an eignen Kindes Statt übergeben werden, und so wuchs der junge Gabriel im Schooße der Sklaverei auf, deren Herbigkeit er durchkosten, deren Ketten er mit tragen mußte. Was Erziehung versäumte, ersetzte Talent, und unter dem drückenden Joche seufzend fühlte er in seinem Busen die Keime der Dichtung aufgehen. Ist der Spanier in gesellschaftlicher Rücksicht einseitig und rassenmäklerisch, so übertrifft er in anderer Beziehung sich selbst. In der Kirche und auf dem Gottesacker schwindet jeder Unterschied der Farbe und vor dem Talent beugt der Spanier sich, träte es vor ihn hin in welcher Maske es wolle. Nirgends ist die Gesellschaft so gutwillig bereit, geistige Begabung, namentlich auch im Felde der Literatur anzuerkennen, als auf Cuba, und kaum waren einige Proben von den Dichtungen Placido's in Umlauf gesetzt, als die Theil-

nahme der gebildeten Kreise sich geltend zu machen begann. Der Dichter ward Mitarbeiter an einigen literarischen Zeitungen. Jeder wollte den Mann selbst kennen lernen, der ihm so aus der Seele gesprochen, ihm so das Herz erquickt hatte. Man stutzte, als man erfuhr, der Poet sei schwarzer Abkunft, allein alle Rücksichten fielen, und bald war der junge Placido in den elegantesten Kreisen gesuchter Gast; er fand hinreichende Mittel, um seine Zeit gänzlich literarischen Beschäftigungen widmen zu können und hätte in das Leben des Adels aufgehen mögen — wenn nicht sein afrikanisches Blut, zu unruhig, zu leicht erhitzt, um bleibend zu schlummern, ihn wieder und wieder an seinen frühern Stand, an den Makel der Geburt erinnert hätte. Sein Gemüth war zu zart besaitet, als daß er mit Gleichmuth die Kränkungen, die sein Geschlecht täglich erfuhr, ruhig hinnehmen sollte; zu immer regerem Zorne spornten ihn die verächtlichen Blicke einiger Farbennäkler, welche ihren Unmuth nur schlecht zu verhehlen vermochten über die Gegenwart eines „Schwarzen" in „honetter" Gesellschaft. Nicht der Spanier, sondern der Weiße hieß der Feind, welcher ihm gegenüber sich aufrichtete, und gegen diesen empörte sich das afrikanische Blut. In beständigem Umgang mit alten Bekannten und Freunden seiner Farbe war er thätig beflissen, einer Verschwörung, welche im Dunkeln sich vorbereitete, Plan und Festigkeit zu geben. Alles schien auf's Sorgsamste vorbereitet, als eine Frau, die ihren Sohn am waghalsigen Unternehmen betheiligt wußte, um den Preis der Rettung ihres Kindes, das Geheimniß verrieth. Einzelnheiten aus dem ganzen Vorgange zu enthüllen, bleibt der Zukunft vorbehalten, da die spanische Regierung mit peinlicher Sorgfalt alle Ergebnisse jener Untersuchungen verbarg, um ja nicht Mittel und Wege zum Nutzen künftiger Aufwiegler Preis zu geben. Am 23. März (4. April) 1844 sollte die blutige Vesper ausbrechen und doch schon im December des alten Jahres standen die Schuldigen vor Gericht, ihr Ver-

brechen zu gestehen und zu büßen. Die Verwendung der angesehensten Habanesen halfen Placido nichts, und er mußte unter Flintenkugeln den Tod erleiden. Von seinen hinterlassenen Gedichten sind am bemerkenswerthesten die an den „Pan von Matanzas“, „die Kaffeeblume“, „der Fischer von San Juan“. — Valdez endete auf dem Gipfelpunkte des Glücks und Ruhmes, denn schwerlich hätte ihm das Regiment der Neger mehr Ehre und Verdienst eingebracht als sein früheres Leben. Placido war Mulatte, und konnte als solcher einer nur zeitweiligen schwarzen Volksgunst sich erfreuen, seine Octaven auf die „Nützlichkeit der Arbeit“ beweisen, daß er unter Freiheit ein anderes Wesen verstand, als seine unglücklichen Genossen, die nach so viel erzwungener Arbeit die Nothwendigkeit derselben nicht wollen gelten lassen, und unter Freiheit nur »spaciarse« und »hacernada« „Nichtsthun“ und „herumlungern“ verstehen.

Zum Schluß werde noch der Neger Juan Francisco Manzano, eine eigenthümliche Erscheinung in der Literatur, genannt. Als Sklave geboren und erzogen konnte sein arbeitunlustiges Temperament die Herrschaft so wenig befriedigen, daß er drei oder vier Mal verkauft wurde, wobei die Beweise seiner Moralität als durchaus unzureichend gerügt wurden. Nach einer nicht allzuglücklichen Ehe mit einer Negerin, die ihm der Tod wieder abnahm, wurde Manzano durch Subscription einiger junger habanesischer Schriftsteller freigekauft, die sein Talent zu retten wünschten. Ein Drama »Blanca y Moncasson« (1820) und zahlreiche kleinere Dichtungen entstanden, während er von Neuem vermählt als Koch einen nur kümmerlichen Erwerb fand, entsprechen aber lange den Erwartungen nicht, welche Gönner von ihm gehegt hatten.

So überraschend auch dem in cubanischen Zuständen unbewanderten Leser diese Menge rühmlicher literarischen Erzeugnisse scheinen mag, so sehr verfällt sie doch gegen die 10,000 Bände und Bändchen, welche von 70,000 Schriftstellern Deutsch-

lands unter Beihülfe von tausend Buchhändlern jährlich zur Welt kommen!

Wenden wir unsere Aufmerksamkeit dem Leben in der Stadt zu, so sehen wir noch vor Tageshelle den Marktplatz sich bevölkern. Dieser bildet ein von offenen Hallen umgebenes längliches Viereck und ist in jener frühen Tagesstunde, die wegen der später eintretenden Hitze strenge eingehalten werden muß, von zahllosen Lichtern erhellt. Fische, Gemüse, Früchte, Fleisch, kurz alle Bedürfnisse der Küche sind hier von den Verkäufern auf ebener Erde oder auf kleinen Tischen ausgebreitet. Nur in der regnerischen Jahreszeit zieht sich der Verkäufer mit seiner Waare unter die schützende Halle zurück. Welch' ein Getöse! Welch' ein G e r u c h! davon kann Niemand einen Begriff sich machen, der den betressten, wohlabgerichteten „parfümirten“ Neger reicher europäischer Herren gesehen hat. Noch lange, nachdem der Platz geräumt wird — und zwischen 7 und 8 Uhr früh weicht der letzte Verkäufer — haftet an dem Orte jener durchdringende Geruch, nicht unähnlich dem unverwüstlichen Gestank, den ein verfolgter Iltis in den Händen des Fängers zurückläßt. Auf der Markthalle zeigt sich kein freier Weißer, nur Neger oder farbige Sklaven besorgen den Einkauf der Haushaltungen. Es gewährte mir einen eigenen Reiz, jenen Tumult zu durchschreiten. Kreischen und Rufen, Schelten und Fluchen, die eifrigsten Ueberredungskünste, das unauslöschliche Gelächter, so ganz eigenthümlich dem schwarzen Menschen, dem es kein Weißer nachzuahmen vermöchte, unermüdliches Gespräch mit einem Eifer geführt, als handelte es sich um das Wohl der gesammten Menschheit, dazu das unnachahmliche Minenspiel, die Bewegung von Hand und Fuß, die Verrenkungen des Körpers. Bei Gott! Selbst unsere Balletttänzer können dort noch lernen! — Mit der ersten Morgendämmerung erwachen die übrigen Plätze und Straßen, am Hafen regt sich der Verkehr. Schon steht die Börse geöffnet und von 6—7 Uhr werden Geschäfte abgeschlossen. Das Ver-

laden der Güter nimmt seinen Lauf und unter den überdachten Docks um den prächtigen Marmorbrunnen, einen Neptun darstellend, der in Italien gearbeitet wurde, tummelt sich die Schaar nackter schwarzer Lastträger. Auf den königlichen Werften herrscht munteres Leben, sie sind dem Mutterlande von größter Wichtigkeit; denn allein in den 50 Jahren von 1777—1827 liefen hier 49 Linienschiffe, 22 Fregatten, 9 Brigantinen, 14 Goletten und 49 kleinere Fahrzeuge vom Stapel. Diese Bauten sind ebenso dauerhaft als kostbar.

Berittene Posten und Ordonnanzen sprengen durch die Menge, welche scheu ausweicht. Um 9 Uhr zerstreut sich das Getümmel, die Frühstückstunde ruft den sengenden Sonnenstrahl sich zu entziehen. In diesen Tagesstunden, wo im nördlichen und mittleren Europa das Leben auf offner Straße am regsten sich tummelt, herrscht in der Habana feierlichste Stille. Der Karrenführer schläft im Schatten seines Fuhrwerks, der Ananasverkäufer ist neben seinen Früchten im Schutze des Leindaches selig entschlummert. In den Café's erwacht bald um so regere Thätigkeit, Gläserklirren mischt sich in den Lärm der Billardspieler, die Lonja ist überfüllt von Gästen, zumeist müssigen Zuschauern, die vor dem Sonnenstrahl sich retten. Endlich um 2 Uhr beginnt auf den Straßen ein träges Leben sich geltend zu machen, doch erscheinen nur schwarze Lastträger und Karrenführer, die auf zweirädrigem Eingespann Fässer, Kisten oder Ballen befördern. Bald werden hie und da einzelne Volanten sichtbar, jene originellen habanesischen Fuhrwerke, die Besucher hier und dorthin führen; denn in der Habana ist jetzt, wie zu allen Stunden des Tages, Empfangzeit. Zu jeder Minute eines Besuchs gewärtig zu sein und die übrigen Beschäftigungen, und wäre es nur — ein ungestörtes Nachdenken, bei Seite zu setzen, diese Unbequemlichkeit leuchtet dem Europäer gewiß ein, der in seinen Sonderungsgelüsten nicht genug Zeit dem ungestörten Alleinsein widmen kann. Aber wir müssen zur

richtigen Beurtheilung jener habanesischen Sitte zweierlei bedenken, erstens die Geschäftslosigkeit der dortigen Frauen — denn das Piano, die Stickerei, und etwas Solideres, die Bereitung der Kinderwindeln und — Kleidungsstücke für die Sklavinnen, deretwegen doch nur Wenige selbst Hand anlegen, und zweitens der freundschaftlichere, geschwisterliche Umgang unter Bekannten, von dem wir Nordländer, mit Ausnahme etwa der Cur-, Liv- und Esthländer, uns nur schwer einen Begriff machen, können in dem Maße nicht abhalten und ungestörte Muße fordern, als unsere Studien und wirthschaftlichen Mühen es verlangen([14]). Der herzliche Abschied »Adios! hasta cada momento!« „Lebwohl! Sie sind mir zu jeder Stunde willkommen!" ist keine Form, keine Redensart, deren wir Nordländer zahllose aus unserm sprachlichen Arsenal verwenden, sondern eine Thatsache; denn wirklich steht jeder Zeit Thür und Thor dem Gaste geöffnet, der Tisch gedeckt, sein Stuhl herangerückt. Die Ungezwungenheit des Verkehrs hat noch andere Seiten, einen Zwang, dem der Europäer sich schwerlich fügen möchte. Sitzen wir am Clavier, greifen wir zur Guitarre, entschlüpft unserer Kehle eine Melodie, die jedenfalls für Zuhörer nicht berechnet war, alsbald regt es sich in allen Gemächern und Gängen, eine Schaar von Hausnegern, deren reiche Häuser bis über 100 zählen, finden sich ein, man nimmt auf Stühlen und Bänken Platz, und du siehst alsbald ein dankbares Publikum versammelt, dem kein Ton deines Instrumentes, keine Bewegung deiner Lippen entschlüpft. Oder([15]), du sitzest bei deiner Arbeit in Gedanken vertieft, es öffnet sich die stets unverschlossene Thüre, eine schwarze Gestalt schlüpft zu dir ein, auf die du nicht weiter achtest, in der Meinung, es müsse irgend eine häusliche Verrichtung vollzogen werden. Da es plötzlich wieder stille wird, schaust du auf und gewahrst eine Negerin, welche sich auf einem eleganten Meubel bequem niedergelassen hat, dich unverwandt anzuschauen. Du fragst verwundert, wie sie dahinkomme und vernimmst mit

Erstaunen die Bitte, du möchtest ihr einen Medio schenken, denn diesen einzigen Zweck hat ihr Erscheinen. Solche Trinkgelder pflegt der Deutsche in die Tasche, der russische Soldat in seinen Aermelaufschlag, der russische Bauer aber in den Mund und der Neger in's Ohr zu stecken. —

Während des Tages bleiben die Fenster von herabgelassenen Läden, sogenannten persianas, vor den eindringenden Sonnenstrahlen geschlossen, ohne doch den Bewohner des Blickes auf die Gasse zu berauben. In diesem herrlichen Versteck, im Morgenkleide dem Klima gemäß eine Art Pudermantel ([16]) von feinstem Lein ([17]), finden wir die Frauen und Mädchen mit der Cigarette, wohl auch mit einem tabacco in gemüthlichem Gespräch oder am Piano, das Haar auch bei vorgerückten Jahren unbedeckt im einfachen Schmuck einer aufgeblühten Blume, an der linken Seite des Kopfes unter den Locken. Mit diesem „tropisch-exotischen" Anzuge besteigen die Frauen ihre Volante, deren in reichen Familien jedem Gliede eine besondere zu Gebote steht — denn nie betritt der Fuß einer Habaneserin den gemeinen Erdboden, der entweder zu naß oder zu staubig für Weißatlasschuhe wäre — und fährt vor die Läden zur Besichtigung ihrer Einkäufe, die von Handlungsdienern auf die Straße herausgetragen werden. Allein in der heißen Tageszeit zieht sich Jeder in seine innern Gemächer zurück und die luftigen Gestalten mit bloßem Haupt und ohne Sonnenschirm verschwinden mit der Volante, um erst zwischen 6 und 7 Uhr Abends wieder zum Vorschein zu kommen. Vor 5 Uhr beginnt die eigentliche Toilette, denn zu Tisch wird der Anzug in allgemein gebräuchlichere Form gegossen. Treten die Damen zu Mittag wieder ein, so scheint dennoch die Kleidung wenig verändert; dieselbe mit Spitzen besetzte Batistwäsche, d. h. dieselbe Gattung, denn das Hemd wird zwei oder drei Mal am Tage gewechselt, ein ebenfalls mit echten Spitzen besetztes Kleid vom feinsten Lein, doch mit kurzen Aermeln und tief ausgeschnitten,

im Haar eine frische Blume, nicht selten ein durchbrochener Schild-patt-Kamm, welcher einen langen mit Spitzen besetzten Schleier am Kopfe befestigt und der Gestalt ein bräutliches, ballmäßiges Aussehen verleiht! Den Anzug vollenden die zartesten, weißseidenen Strümpfe und Schuhe von weißem Atlas. Wer diesen Prunk zum ersten Male erblickt, begreift nicht, wie es möglich sei, so verschwenderisch zu leben; denn er erfährt zugleich, daß diese Kleider, sobald sie einmal der Wäsche unterlagen, den verwöhnten Körper der Habaneserin nicht mehr decken dürfen und sammt den Atlasschuhen in die Hände der Negerinnen übergehen, die nach ihrer Art die scheußlichste Spottgestalt jener Elfengeister hervorzaubern. — Trotzdem, daß nie ein Corset die Gestalt der Frauen auf Cuba verschönte, oder weil — nie eine Schnürbrust ihren Körper verunstaltete, gewährt er den doppelten Reiz natürlicher Form und freier Bewegung, der dem europäischen Auge, das bisher nur umpanzerte Leiber und steife Geberde gewahrte, von ganz besonderm Reize erscheint. Wir wollen nicht jenen Jesuitenvater anführen, der es für angemessen hielt, in jedem Lande nach der Sitte sich zu kleiden, und verlangte sie volle Nacktheit, sondern wir wünschen nur, daß unsere Damen in die windstille Luft der Mittagstunden Cuba's und in eine Hitze von mehr als 30° Reaumur sich versetzt fühlten, um zu begreifen, wie klimatische Nothwendigkeit gebieterisch werde, ohne doch der Sittlichkeit im mindesten zu nahe zu treten. Ich gebe zu, daß es dem ungewohnten Auge des Nordländers eine starke Prüfung auferlege, die halbnackten Busen der Creolinnen in unmittelbarster Nachbarschaft sich regen zu sehen, und begreife den Zorn der tugendhaften europäischen Reisenden, die über habanesische Frechheit schelten, ohne zu ahnen, daß diese jungen Damen darum nicht um ein Härchen sittenloser sind, als viele ihrer europäischen Schwestern, die sich bis an die Zähne verhaken und verknöpfen. — Im Handwerkstande und unter einfacheren Kaufleuten gehen die Kinder bis

zu fünf und sechs Jahren nackend und werden wohl auch auf der Gasse in solcher Tracht angetroffen. Die Negerknaben laufen wegen Ersparnisse und Bequemlichkeit bis zum achten Jahre unbekleidet einher und gewöhnen das Auge der Habaneserin von Kind auf an solche Dinge. Auf offener Straße in sengender Glut begegnen uns mit entblößtem Oberkörper Negerinnen, die mit der Cigarre im Munde, einem Korbe mit Früchten auf dem Haupte, einem Bündel Wäsche im Arme, unbefangen einherschreiten.

Die häusliche Erziehung der Kinder wird wie im nördlichen Amerika, so auch in der Habana vernachlässigt! Das Kind unternimmt und läßt, was ihm behagt, und handelt ungerügt dem Willen der Aeltern zuwider, die gern der Jugend die selbstgenossene Freiheit gönnen. Der Sohn zählt kaum vierzehn Jahr, aber er macht Ausfahrten in seiner Volante, besucht in einziger Begleitung eines Hausnegers seine Freunde, mit denen er zu Mittag speist und allerlei Lustbarkeiten unternimmt. — Die Kleidung der kleineren Kinder übertrifft an Aufwand und Leichtigkeit die der Frauen. Nur ein Linonhemdchen, das kaum bis zu den Knieen hinabreicht, tief ausgeschnitten, über der Brust mit Spitzen besetzt, ohne Aermeln, und auf den Schultern von Schleifen geziert ist, ohne daß sonst auch nur ein Bändchen hinzukäme, bildet die ganze Kleidung, und das Kind spielt auf dem Bastteppich in ungebundener Freude.

Die spanische Creolin ist von mittlerm Wuchs, von fülliger Gestalt und weicher Gesichtsfarbe, die in ihrem sammetigen blassen Anfluge zu den schwarzen Augen, dem leuchtendbläulichen Haar wunderbar stimmt. Die Stirne mehr breit als hoch, die Nase fein und gerade, die Lippen knapp geschnitten, der Busen voll und frei, die Taille schlank, doch unbeengt von künstlichen Mitteln, das Kleid nicht allzulang, damit es den Fuß nicht verhülle, der an zierlicher Form und an Kleinheit mit den seltensten wetteifert. Die Hängematte, aus der noch eben die Donna den Duft der Cigarette in zierlichen Wölkchen über sich hinaussandte, ist ver-

lassen. Die Sonne zieht ihre sengenden Strahlen aus dem eingeschlossenen Burghof des Hauses zurück, die Tafel steht bereit und ein Schwarm schwarzer Dienstboten mustert mit möglichster Andacht die eintretende Gesellschaft, welche alsbald am Speisetische Platz nimmt, die Hausfrau oder die alte Großmutter — der Alles zu dienen sich beeifert — obenan. Das weibliche Geschlecht steht im spanischen Amerika in höchstem Ansehn, nicht den lächerlichen Höflichkeiten ausgesetzt, welche der Nordamerikaner jeder Art nicht männlicher Geschöpfen erweist, sondern von patriarchalischer Achtung erhoben, sobald das Alter sein Haupthaar bleichte, von anmuthiger Huldigung gefeiert, so lange die Reize der Jugend aus seinen Zügen strahlen. Wir werden den Frauen auf dem Paseo und auf dem Ballsaale begegnen und ganz begreifen, was ihnen den Namen des muthwilligen Kindes erwarb, wir werden sie an ihrem vergitterten Fenster beobachten und unser Urtheil bei jeder neuen Gelegenheit bestätigt finden. Granier de Cassagnac sagt in seinem Voyage aux antilles: »Dans les conditions d'une grande beauté, la femme anglaise est la reine de l'homme, la femme française en est la maîtresse, la femme espagnol en est le lutin, la femme allemande en est la compagne.« So steht nach dem Zeugniß dieses Franzosen, trotz der satyrischen Nebenabsicht, die Deutsche als das Ideal einer Frau da, die in Allem das alter ego, die G e f ä h r t i n des Mannes sein soll. Sind bei der Engländerin und der Spanierin die Rollen einseitig, so kann die Vieldeutsamkeit der französischen Maitresse, „Geliebte" und „Gebieterin", doch nicht neidenswerth erscheinen gegen das allumfassende und darum einzig genügende Wesen der Freiheit, Brüderlichkeit und Gleichheit des deutschen Weibes, der geliebten Genossin des Mannes. — Gewiß entsprechen diese Frauencharaktere denen unseres Geschlechtes, das durch den Ausspruch Cassagnac's ebenso treffend bezeichnet sein mag, als das Weib. Ich erzählte einst einem Franzosen von einer jungen Dame,

die ich auf der Reise im Eisenbahnwaggon kennen gelernt hatte. Da ich mein Gefallen an ihr fand, entspann sich ein lebhaftes Gespräch, das allzufrüh durch die Verschiedenheit der Richtung unserer Reisen unterbrochen wurde. Meine Geschäfte geboten einen andern Weg. „Da haben Sie", sagte der Franzose, „einen bezeichnenden Unterschied des Deutschen und Engländers. Ich wette, so zuvorkommend dieser daheim gegen das schöne Geschlecht sich erweist, so wenig hätte die Steifheit der Sitte und des Charakters jene unbefangene Unterhaltung gestattet. Der Engländer durfte sich nach der Dame nicht umsehen!" „Sehr wahr", entgegnete ich, „und dans les conditions d'une grande beauté hätte ein Franzose nicht nur mit der Dame sich unterhalten, sondern um ihretwillen seine Geschäfte aufgeschoben und wäre ihrer Fährte gefolgt." Der Pariser bejahte lächelnd „die Charakteristik trifft zu."

Kehren wir zur Beschreibung eines habanesischen Tages zurück, denn die Hausgenossen haben sich bereits zur Mittagstafel gesetzt, welche in Feinheit der mannigfaltig zubereiteten Schüsseln mit der französischen Küche wetteifert. Der Creole ist noch mehr Feinschmecker als der Franzose, und namentlich unter den höheren Ständen, in der Gesellschaft der Reichen herrscht der seltenste Aufwand. Ob das Gesuchte und Ersehnte immer das Beste sei, mag sich Jeder selbst beantworten, und namentlich der, welcher beide Halbkugeln, oder doch verschiedene Länder Europa's zu bereisen Gelegenheit fand. Was hier verschmäht wird, weil es in Ueberfluß und ohne Pflege gedeiht, und wäre die Güte des Stoffes noch so vollkommen, wird an anderen Orten, wo Klima und Boden die Zucht in jeder Weise erschweren, oder wo der ferne Transport den eigentlichen Werth, die ursprüngliche Güte vernichtet, gesucht und gepriesen. Diese lächerliche Sucht, im Fremden, Entfernten das Vollkommene zu sehen, erstreckt sich über alle Gebiete des Genusses, ja ich sah in den blüthenreichsten Gegenden Centralamerika's Leute, welche Blumenliebhaber zu sein vorgaben, aus Europa

asiatische Pflanzen sich verschrieben, während die glänzendsten einheimischen, die jene Fremdlinge bei weitem an Reiz übertrafen, aus ihren Gärten verbannt blieben. — Zahlreiche Schüsseln und Schüsselchen, welche den Augen sich enthüllen, bieten eine Fülle der verschiedensten Leckerbissen, an denen ein Nordländer sich schwerlich sättigen, höchstens seinen Appetit reizen oder verderben könnte. Ein Engländer, mit Hoffnung auf Rostbeef, Muttonchops, Plumpudding und ähnliche derbe Speisen, fühlt sich bitter getäuscht. Der Creole wie der Pariser äzt sich mit dergleichen eingesaucten, verkleinerten Dingelchen, die natürlich nur für kurze Zeit den Hunger stillen, welcher sich im heißen Klima in der Gestalt des Durstes bald wieder meldet und mit allerlei köstlichen Früchten, deren das Land eine Fülle bietet, vertrieben wird. Im Ganzen werden die Pflanzen-Nahrungsstoffe den thierischen vorgezogen, und wenn auch der reiche Creole mit theurem Gelde seinen pariser Koch bezahlt, denn so verlangt es der gute Ton, so kehrt er doch mit Vorliebe zu creolischen Speisen zurück. Der deutschen und französischen Zunge ist das allzu viele Oel, der überreichliche Cayennepfeffer und Piment eine unangenehme Zugabe, zu deren Genuß un gosier pavé das nöthigste Erforderniß ist. — Ehe der Nachtisch aufgetragen wird, entfernt sich die Gesellschaft in das anstoßende Gemach, oder in den Garten, wenn man auf dem Lande sich befindet, um dem Nachgeruch der Speisen und Weine auszuweichen, um der häßlichen Säuberung aus dem Wege zu gehen, welche den Dienstboten obliegt, bevor die neue Ausschmückung sich entfaltet. In wenigen Minuten kehrt die Gesellschaft zur Tafel zurück, die in reichster Fülle auf kostbarem Krystall und Porzellan duftige Früchte, köstliches Eingemachte und Zuckerwerk von allen erdenklichen Arten darbietet. Wird das Mittagessen auf dem Lande genossen, und vollends wenn ein Gast zugegen ist, so erscheint die Tafel im Schmucke der üppigsten Blüthen, die mit Farbenpracht und würzigem Dufte die leckere Nachkost er-

höhen. Verschieden von diesem Aufwand an silbernem Geräth, an Krystall und Porzellan, an kostbaren Speisen, die oft einen einzigen Mittag auf 4000 Piaster (5320 R. S.) und mehr erhöhen, gestaltet sich die Mahlzeit des Mittelstandes, an der Zwiebeln und andere südliche Beigaben in reichem Maße sich betheiligen; doch erinnere ich mich dieser Küche schon weiter oben Erwähnung gethan zu haben.

Ist das Mittagsmahl verzehrt, so beginnt das eigentliche Leben der Habana. Waren am Morgen die Geschäfte der einzige Antrieb der Bewegung — Kaufleute auf eiligem Gange, Karren von Waarenballen beladen, Brod- und Gemüseverkäufer, Landbewohner, die mit Hühnern und Gänsen zur Stadt kamen, füllten die Gassen und Plätze —, so ist nun die vornehme Zeit herangerückt, und im Ballstaat des ausgesuchtesten, neuesten pariser Anzuges verläßt der Habanero seine Wohnung. An allen Thüren harren Volanten, die bald von weißgekleideten Damen bestiegen zur Alameda de la reina Isabella hinausrollen. Eilen wir voran, um die schönen Habaneserinnen besser zu mustern. Die Alameda oder der Paseo ([18]), ein herrlicher Spaziergang, umrauscht von tropischen Bäumen, die schattige Kronen hoch über dem Boden erheben, liegt extra muros und bildet die Grenze der Vorstädte und „Glacis", wenn man einer wiener Erinnerung sich bedienen will, beginnt unweit der Tacon-Gefängnisse und des Castells de la punta; er durchschneidet fast die ganze, den Busen abschließende Halbinsel, auf welcher die Stadt gelegen ist, und endet jenseit des Marsfeldes in einer gesammten Länge von 1900 Schritt. Der Paseo de Isabella wird dem de Tacon, der unweit des Castel de Principe weithinaus gelegen ist, und dem Paseo de Paula in der Stadt, wegen des nebenangelegenen Tacon-Theaters vorgezogen, das ich oben beschrieben habe und erscheint hauptsächlich während der Bühnenzeit am besuchtesten; er ist dem Habaneser, was dem Pariser die Boulevards, dem Londoner der

Hydepark, dem Wiener der Prater, dem Dresdner der große Garten, dem Berliner die Linden, dem Petersburger der newskische Prospekt ist. Fußgänger im modischen Rock und schwarzen Hut, so ganz das pariser Urbild, daß man nach den Palmen aufschauen muß, um sich zurecht zu finden, bewegen sich auf dem Trottoir, welches von prächtigen gußeisernen Gittern gegen die anstoßenden Privatgärten begrenzt wird, Duft der Blumen und Orangenbäume in berauschender Fülle strömtherüber. Stattliche Reiter courbettiren vorüber und grüßen die Damen, welche in weiße Nesseltuchgewänder gehüllt, mit bloßem Hals und Kopf, frische Blumen im dunklen Haar zu zweien und dreien nebeneinander auf einer Volante daherrollen. Die Volante oder das Quitrin ist das seltsamste, originellste und malerischste Fuhrwerk, welches mir irgendwo auf der Welt begegnete. — Es böte dem gelehrten Forscher, und mehr noch dem humoristischen Erzähler einen der dankbarsten Stoffe, wollte er die Arten künstlicher Vorrichtungen beschreiben, deren die Völker in verschiedenen Gegenden zum Reisen und Fahren, überhaupt zu jeder Fortschaffung von Personen sich bedienen: von der Urform der jucatekischen Coché, einer zwischen zwei Stangen und zwei Stöcken aufgehängten Hängematte, und dem ähnlichen Palankin Ostindiens, in denen der Reisende unter niedrigem Dache in horizontaler Lage auf den Schultern der Lastträger dahinschwankt; von dem mittels eines ledernen Stirnbandes an den Rücken befestigten Stuhle, auf welchem in den Anden von Venezuela und dem schroff bergigen Chiapas im südlichen Mexico der Reisende von Indianern in starken Tagereisen getragen wird, von den Tempelchen und Zelten auf dem Rücken ägyptischer und mesopotamischer Kameele und indischer Elephanten, von den brasilianischen, chilesischen und chinesischen Zugochsen, von zahlreich bespannten Renuthier- und Hundeschlitten Sibiriens und des Nordostens Europa's, den Leiterwagen der esthnischen, lettischen, littauischen und russischen Bauern, von den russischen Post-Telegen und dreispännigen Kibitken, dem

Tarantas, dem abenteuerlichen Steppenwagen bis zu den verfeinerten Gestalten der petersburger und berliner Droschken, der wiener Kutschen, der pariser Cabriolets, der englischen Omnibus und Cabs, die in ihrer Vielgestaltigkeit in lächerlichen Formen wetteifern, besonders wenn man die durchgemachten Moden seit dem Mittelalter bis auf die Gegenwart vergleicht. England ist an überschwenglichen wunderlichen Erfindungen allen anderen Völkern vorangeschritten: il n'existe peut-être pas de forme de capacité, pot au feu, armoire, caisse de harpe, commode, soupière, dont les carrossiers de Londres n'aient fait une voiture en y ajoutant deux roues. Die Volante, sagt Granier de Cassagnac, ist nicht albern, sie ist nur fremdartig. Selbst die schönste Frau wird nicht ohne abgeschmackt und häßlich zu erscheinen, in einem jener Violinkasten spazieren fahren, mit denen ein Gentleman vom „Strand" über zwei Meilen die Stunde macht, während er mit der ernsthaftesten Miene aus einem viereckigen Loche seine Nase hervorsteckt. Die vorüberfahrende Volante zieht den Blick auf sich, ohne Lachen zu erregen. Sie läßt den Damen ihre Anmuth, den Männern ihre Würde. Der mit einem Pferde bespannte Quitrin mißt 20—25 Fuß Länge und besteht aus einem leichten, flachen, silberbeschlagenen Korbe, dessen Polster mit rosa oder hellblauer Seide überzogen sind. Auf der schwebenden Mitte beider Stangen — zwischen denen das Pferd oder das Maulthier angespannt ist, auf dem der Calessero reitet, — ruht jener überaus breite Sitz, der ohne Unbequemlichkeit drei Personen Raum gewährt. Die zwei Räder, welche das Fuhrwerk tragen, sind von etwa 5½ Fuß Durchmesser, d. h. von einer solchen Höhe, daß die von der Achse auslaufenden Tragestangen das Pferdegeschirr am untern Rande erreichen. Das geräumige Verdeck, welches im Rücken mit einem 3 Fuß hohen Luftfenster versehen ist, wird des Abends zurückgeschlagen, um den prächtigen, beifalllustigen Inhalt desto besser zur Schau zu tragen, und ich sage aus eigener Erfahrung, daß

nirgends die herausfordernd siegreiche Miene der Schönheit bessern Eindruck machte, als von diesem Sitze herab, zu dem die Blicke der Fußgänger grüßend oder forschend hinaufsteigen. Die junge Dame, welche zwischen den beiden älteren ein wenig vorgerückt den mittlern Platz einnimmt, bemerkt mit Zufriedenheit, daß ihr Anbeter nicht versäumt, zur gewohnten Stunde auf dem Paseo ihr zu begegnen. Sie wird es ihm Dank wissen, sobald er das nächste Mal ihrem Balcon im abendlichen Dämmerlichte, während des Tagesschläfchens der Mutter vorüber wandelt. Da die Volanten bis in die tiefste Nacht nicht zur Ruhe kommen, sind an beiden Seiten des vor den Füßen aufspringenden Schutzschirmes, der mit elegantem silbernen Zierrath geschmückt ist, zwei Laternen angebracht, welchen die silbernen Fußtritte in geschmackvoller kostbarer Arbeit nicht nachstehen. Wer die verschiedenen Abstufungen der Privatequipagen in den Städten Europa's verglich, macht sich kein Bild des habanesischen Luxus, kann aber, wenn er die berliner Fuhrmannsschlitten vorübergleiten sah, ungefähr ein Bild des Jammers gewinnen, zu dem die Pracht der Volante in den Händen des Miethkutschers herabsinkt. So contrastirend als die Quitrins selbst sind auch die vorgespannten Pferde und Maulthiere, so wie der Neger, welcher sie lenkt. Abenteuerlich und bunt genug erscheint seine Kleidung. An den lackirten Schuhen prangen silberne Sporen mit dem silbernen Zaume an Glanz wetteifernd. Das Bein ist von engen Sammethosen mit Kniebändern und hohen Gamaschen von lackirtem Leder bekleidet, unter denen nur allzuhäufig der nackte schwarze Fuß des „Calesero" hervorblickt. Die Weste erscheint von heller Farbe, die Jacke, über deren Aufschlag ein sauber, ausgezackter Hemdenkragen fällt, ist reich mit Tressen besetzt und von auffallender Farbe. Ein hoher schwarzer Hut mit Cocarde und Gallonen vollendet den Anzug. — Manchmal vervollständigt ein zweites Pferd den Vorspann und ist, von allem sonst Dagewesenen abweichend — mit halber

Körperlänge das andere Pferd überragend ihm zur Seite angebracht. Durchaus unmanierlich nimmt sich der geflochtene und seitwärts eng an's Geschirr angebundene Schweif der Pferde aus. Schon im Jahre 1827 zählte die Stadt 2651 öffentliche und private Equipagen.

Diese Triumph- oder Venuswagen durchschweifen den Paseo um die Stunde des Sonnenunterganges, die Palmen und Mimosen rauschen, Blumenduft steigt aus allen Beeten empor, Springbrunnen flüstern, die geschwätzige Menge wogt dem Schauspielhause zu. Alles bewundert die schönen Creolinnen, und Niemand ist, den die Wunder der Natur ergötzten, keiner, der die Statue der Habana, jener unglücklichen indianischen Kazikentochter eines Blickes würdigte, nur der fremde Nordländer genießt den Reiz des Fremden und Poetischen, in welcher Gestalt es sich böte. Die Namengeberin des Paseo, die Königin Isabella II., bewacht unweit des Tacon-Theaters und der Puerta Monserrate in Gestalt einer künstlerisch werthlosen marmornen Kinderstatue vom Herrscher-Ornate geschmückt, ihre geweihten Räume. Während die schaulustige Menge das von uns schon besuchte Theater betritt, eilen wir zur Stadt, um das dort sich entfaltende Leben zu beobachten. — Je tiefer die Sonne sinkt, je dämmeriger die Luft, desto reger pulsirt das Leben der Straßen, die zum Theil mit Gas erleuchtet, das lebendige Gegenspiel des todten Mittags bieten. Begriffst du am Tage nicht, wie eine so umfangreiche Stadt in dem Maße öde erscheinen konnte, denn mit Ausnahme der Werkstätten, welche zu ebener Erde bei offenen Thüren sich regten, boten die kahlen, fast fensterlosen Mauern wenig Sehenswerthes; so kannst du nicht fassen, durch welchen Zauber plötzlich alle jene Schaaren heiterer Menschen hervorgerufen wurden, ob diese fensterlosen Gebäude im Stande wären, so viel Leben — zu bergen, so ganz unerreichbar dem Auge in den Stunden des Tages abzuschließen? Während die alten adeligen Häuser ihren mittelalterlichen Festungs-

charakter nicht aufgeben, und die Bewohner sich nach wie vor an den zur Hofseite gekehrten Fenstern begnügen, hat der mittheilsamere, zugänglichere reiche Emporkömmling die Straße nicht aus dem Auge verlieren wollen, auf der seine oder seines Vaters Jugendbestrebungen erfolgreichen Tummelplatz fanden. Diese neueren Wohnungen, deren Charakter nur selten von den alten düsteren Palais nachgeahmt wurde, haben hinreichend große und zahlreiche Fenster, um einen Blick in das innere Leben des Hauses, doch nur während der kühleren Abendstunden, zu gestatten. Wenn die Fensterläden sich heben, lernt man die Wahrheit des Spruches wenigstens zum einen Theil verstehen: „das Privatleben der Habana sei öffentlich, — und das öffentliche Leben geheim!“ Die mit schönen Gußeisengittern versehenen stattlichen Fenster reichen bis auf den Fußboden herab und geben das Letzte, was im eleganten Gemache vor sich geht, den Blicken der Straßengänger Preis. Die Speisehalle, wozu eine der mit Jalousien versehenen Verandas angewandt wird, das Schlafzimmer und alle übrigen Gemächer liegen dem geschlossenen Hofraume zu, und athmen aus den Springbrunnen erfrischende Luft, werden aber — bis auf das Speisezimmer, welches auch von Gästen betreten wird — allzusehr vernachlässigt, weil die Säuberung zumeist unreinlichen Sklaven anheim fällt und nur ausnahmsweise die Hausfrau hier und dort auf allgemeine Ordnung und Reinlichkeit hält. Um so grellern Gegensatz zum Schmutz der hinteren Stuben bietet der allen Augen, auch ungebetener Gäste, beständig offene Salon. Je geringer die Wohlhabenheit des Bewohners, desto lebhafter dieser Contrast. Wenn die Familie nicht in's Theater fuhr, oder auf der Veranda, die manche reiche Häuser der Vorstadt ziert, sich hinaus begab, so findet sie sich in dieser Stunde im Salon versammelt, den von einer tief herabhängenden Ampel gemüthliches Zwielicht durchfließt. Die Sessel und Batucas, jene in der Hitze unersetzlichen Wiegestühle, bilden zwei Flügel, welche von der Volante aus-

gehen, die nach habanesischem eigenthümlichen Geschmack im vornehmsten Wohnzimmer den Ehrenplatz einnimmt. Und warum stände dieses mit silbernem Zierrath geschmückte, mit zartester Seide überzogene stattliche Möbel dem übrigen kleinen Gelichter nach? Auf der imponirenden Höhe haben zwei junge Mädchen sich niedergelassen, die Aeltern und Großältern wiegen sich auf den Batucas. In die Pausen des Gesprächs fällt das Knistern der unermüdlich regen Fächer, die nie der Hand der Cubanerin entsinken. Solche häusliche Gruppen laden den vorübergehen Fußgänger ein, zu verharren, und warum sollte er nicht an dem Gespräche, das darinnen geführt wird, theilnehmen? Eine der jungen Damen hat bereits seit längerer Zeit die im Halbdunkel vorüberschreitenden Gestalten beobachtet, mit Ungeduld gemustert, jetzt springt sie auf, eilt an's Fenstergitter, und schon hat sich ein flüsterndes Gespräch entsponnen, dem die übrige Gesellschaft weiter keine Aufmerksamkeit schenkt. — Die habanesischen Cirkel sind exclusiv, in dem Maße fast, als die londoner Gesellschaft dafür bekannt ist. Nicht nur die Farbe, auch der Rang zieht die Scheidelinie, wie in England das Vermögen, dem übrigens auch im spanischen Amerika, wie einer Zaubergerte, nach kurzem Pochen alle Thüren und Herzen aufspringen.

Wie gesagt, zeichnen sich die Häuser der Habana durch ihre Festigkeit, Massenhaftigkeit und Plumpheit aus, nichtsdestoweniger giebt es auch geschmackvolle und namentlich kostbare Bauten; so soll der Palast der Grafen Ferdinandida 300,000 Piaster (399,000 Rubel Silber) gekostet haben, und es giebt wohl noch sieben bis acht Häuser, die auf dem nämlichen Werth geschätzt werden. Für die Einrichtung der alten bedeckten Straße (Passage) verausgabte der Graf Santa Clara 700,000 Piaster (920,000 Rubel Silber).

Ich habe vom habanesischen Balkon, von den vergitterten Fenstern wiederholt gesprochen, ohne zu sagen, was es mit diesen Einrichtungen für eine Bewandniß habe. Der in Europa allge-

mein bekannte Balkon (denn die deutschen Worte „Altan“, „Söller“ finden sich, wie alles Schöne, nur noch im Bereich der Poesie) hat seinen bestimmten Charakter. Wenn wir von einem habanesischen Balkon reden, so versteht man darunter einen halbrunden überdachten Ausbau zu ebener Erde, der gegen die Straße mit einem Gitterwerk versehen, nicht mehr Raum einnimmt, als ein Fenster oder eine Thüre; und an vielen Gebäuden vertreten diese Balkons vollständig das europäische Fenster.

Es ist unterdeß dunkler geworden, mit Laternen und Hellebarden versehene Nachtwächter machen zu starken Streifwachen vereinigt die Runde in den Straßen; wir überlassen es der tanzlustigen Gesellschaft, bei vorrückender Zeit für ihre Balltoilette zu sorgen und begeben uns einstweilen auf die Plazza de las armas, wo sich der Kern der Herrengesellschaft zu politischen Plaudereien im Schimmer der Sterne, der Leuchtkäfer und stattlichen Gaslaternen, welche den ganzen Platz erhellen, versammelt haben. Volanten halten ringsum auf dem Fahrwege mit den Damen, welche dem Rauschen einer trefflichen Militairmusik Gehör geben. Um einen gepflegten Grasplatz, auf dessen Mitte das Marmorstandbild Ferdinands VII., König von Spanien, sich erhebt, führt ein breiter chaussirter Weg für Fußgänger, und durchkreuzt den Rasen in der Richtung auf die Statue, allseits von gußeisernen niedrigen Geländern umgeben, hin und wieder mit steinernen Sitzen am Rande des Weges versehen. Die gesammte Anlage ist von der Fahrstraße durch eine gußeiserne Einfassung getrennt, die ihrerseits durch eingepflanzte Kanonenläufe gegen das Anfahren der Lastwagen und Volanten geschützt wird. Orangen, Brodbäume, Pappeln gewährten des Tages nur wenig Schatten und konnten in windstillen Mittagsstunden die Hitze und die von den benachbarten Palais abprallende Blendung nicht heben. Betritt man, vom Hafen kommend, den Platz, so stellt sich der Palast des General-Capitains in voller Façade den Blicken entgegen, das flache Dach

(die Azotea) von einem eisernen Gitter, das Parterre von mächtigen Bogengängen umgeben, welche, wie die des rechts dem Platz entlang erbauten Finanzpalais den Fußgängern erwünschten Zufluchtsort vor Glut und Blendung gewähren. Das Finanzministerium wird von einem europäischen schwebenden Balkon in seiner ganzen Vorderlänge geziert. Diesseit des Ministeriums ragen aus einem Garten stattliche Cocospalmen, welche dem Bilde den eigentlich tropischen Stempel aufdrücken. Vor Alters stand dem Palais des Gouverneurs schräg gegenüber, an der andern Seite des Platzes, ein herrlicher Ceibabaum, unter dem Columbus, wie das Volk erzählt, die erste Messe vor den versammelten Insulanern hatte lesen lassen. Derselbe Riesenbaum ging um das Jahr 1755 bei einem Orkan zu Grunde, wurde aber der Reihe nach durch mehrere junge ersetzt, die jedoch unter dem Dröhnen der Räder nicht gedeihen wollten. Im selben Jahre 1755 ließ Don Francisco Cagigal, ein habanesischer Gouverneur, um das Andenken des Platzes zu sichern, einen Obelisk mit dem Wappen der Stadt errichten. Dort steht er noch heute in bejammernswerthem Zustande. Ein anderer Gouverneur befahl nebenan auf der einen Ecke der Plazza de las armas einen kleinen Tempel bauen, der unter dem Namen el templete bekannt, noch heute im traurigsten Verfall von Unkraut überwuchert, von den Rädern der Volanten verletzt, den um seine Ecke sich wendenden Fremden als geschichtliche Merkwürdigkeit der Stadt gezeigt wird.

Entdeckung und Geschichte der Entwickelung Cuba's.

Die Insel Cuba, von Florida durch den Bahama-Kanal, von Mittelamerika durch die Straße von Jucatan, von Haiti durch den Windkanal getrennt, erstreckt sich von 19° 48′ bis 23° N. B. und von 76° 36′ zum 87° 18′ O. L. von Paris. Dieses 1980 □-M. (mit den umliegenden kleinen Eilanden 2386,8 □-M.) messende Inselland ([19]) ist durch seine geographische Lage und in handels-politischer Beziehung als Militairposten am Eingange des mexikanischen Meerbusens von größter Wichtigkeit und von den Spaniern, welche hier im Mittelalter ihre nach Europa wandernden Gold- und Silberflotten vereinigten, auf das Sorgfältigste befestigt worden. Spanien verwandte die ungeheuerlichen Kosten nicht umsonst. Während die Insel dem Mutterlande, oder vielmehr Mexiko, das die Gelder hergeben mußte, im Jahre 1834 zwei Millionen Piaster kostete, brachte es der königl. Kasse 1½ Millionen ein, unterhielt 23,000 Mann stehende Truppen und eine Eskadre, die Ueberbleibsel der spanischen Seemacht, bezahlte die Pensionen und Rücktritts-Gehalte ohne alle unmittelbare Steuer auf die Einwohner. — Im Jahre 1839 beliefen sich die spanischen Einkünfte von Cuba auf 9 Millionen, 1840 waren sie auf 11 und 1847 auf 13 Millionen gestiegen. Dieser Fortunatusbeutel mußte in Sicherheit gebracht werden. Die Habana mit ihrem vollständigen Arsenal und zahlreichen Forts gehört zu den festen Punkten ersten Ranges, was nicht viel sagen will; denn der heutigen vervollkommneten Kriegskunst gegenüber dürfte es rascher unterliegen als Sewastopol. In der Stadt standen zu Anfang der

vierziger Jahre eine Garnison von Veteranen, 10 Regimenter Infanterie, 1 Regiment Cavallerie und 1 Brigade Artillerie, die sämmtlich seit den letzten Jahren verstärkt worden sind. Es bestehen endlich 4 Compagnien Freiwillige und eine Miliz von 1 Regiment Infanterie, 27 Compagnien Stadtmiliz nebst 3 Bataillonen Schwarzer und Farbiger, Cavallerie 2 Regimenter und 6 Compagnien Artillerie. Die von dem durch Strenge und Gerechtigkeit berühmten Generalcapitain Cuba's Tacon geregelte Armee, welche die ganze Insel bewacht, bestand 1844 aus 16,000 Mann, von denen 10,000 auf das Westdepartement, 2500 auf das Centraldepartement und 3500 auf das Ostdepartement vertheilt waren ([20]). Nach Murray beträgt die bewaffnete Macht 25,000 Mann stehende Truppen und 40,000 Mann Miliz. D'Hespel d'Harponville meint, daß im Falle der Noth letztere auf 80,000 Mann gebracht werden könnte.

Im Jahre 1492 am 28. Oktbr. erblickte Columbus zum ersten Male die Küsten der Insel Cuba, unter welchem Namen sie ihm schon auf dem ONO. gelegenen Guanahani bezeichnet worden war. Es sollen die Berge westlich von Nuevitas del Principe gewesen sein, deren der Admiral zuerst ansichtig ward. Ihre großartigen Formen erinnerten ihn lebhaft an sicilianische Gebirge. Fruchtbare Thäler und langgestreckte Ebenen waren von ansehnlichen Flüssen durchschnitten. Kühne Vorgebirge stürzten sich in's Meer und Hochebenen zogen neben den Kuppen über das Inselland. Die Flüsse von Cuba, welche, durch die Gestalt der Insel bedingt, nur einen kurzen, im Gebirge von häufigen Wasserfällen unterbrochenen Lauf haben, gewinnen in der Küstenebene namhafte Breite und bieten den Schiffen nicht selten günstigste Ankerplätze. In dem klaren Wasser des Rio Maximo, der unweit der heutigen Stadt Santa Maria de Puerto del Principe vorüberströmt, war Columbus eingelaufen. Er stieg an's Land, und nachdem er förmlich im Namen der spanischen Krone Besitz genommen

und die Insel Juana dem Prinzen zu Ehren genannt hatte, begab er sich in die von den furchtsamen Einwohnern verlassenen, mit Palmenblättern gedeckten Hütten, welche nach den Beschreibungen nur in der runden Wand von den heutigen Indianerhütten Centralamerika's abweichen. Alles Geräth bestand in einem Paare von Palmfasern gestrickten Netzen, Angeln, Harpunen mit Knochenspitzen und Pfeilen mit Fischgräten geschärft. Ein stummer Hund, wie die Spanier sie auch auf Guanahani getroffen hatten, bewachte die Wohnung. Columbus bewunderte die hohen und breitästigen Bäume der Uferwaldungen, die bald Blüthen, bald Früchte, bald beide zugleich trugen, und bemerkte mit scharfem Forscherauge, obgleich kein Naturkundiger, namentlich daß die hiesigen Palmenarten von den spanischen und afrikanischen durchaus verschieden seien. Seine Phantasie berauschte sich an tausend neuen Eindrücken. Der Wald war belebt von bunten Vögeln, unter denen ihm namentlich Papageien, Spechte und Kolibris in schimmernder Farbenpracht auffielen. Durch die Waldöffnungen gewahrte er hochrothe Flamingos, die auf den Savañen einherstolzirten. Der Glanz und die Schönheit der geflügelten Insekten schienen mit Edelsteinen zu wetteifern. — „Es ist das reizendste Land, das ich je gesehen, reich an guten Häfen und tiefen Flüssen," schreibt Columbus berauscht, „man möchte hier sein ganzes Leben zubringen."

Die heiteren Nächte, in deren dunkelblauem, wolkenlosen Himmel Mond und Sterne mit doppelter Klarheit prangen, der Balsamduft, welcher die Haine durchströmt, das Lied der Vögel und Cykaden, welches beständig fortertönt, gewähren einen ganz besondern, anziehenden Reiz. Aus den grünüberwachsenen Küsten schloß Columbus auf vorherrschende Ruhe der See. Dennoch, sagt er, und um so heftiger treibt ein plötzlich hereinbrechender Sturm die Wogen, denen nichts Widerstand leistet, landeinwärts und läßt auf der zerstörten Fläche seltene Muscheln und andere Thiere der

Meerestiefe zurück. Doch rasch bedeckt sich der üppige Boden mit frischem Grün. Auf einer Fahrt, die Columbus etwa 16 deutsche Meilen westwärts an der Küste unternahm, fand er mehrere Dorfschaften, insbesondere an dem von ihm Mares benannten Flusse (wahrscheinlich bei dem heutigen Embarcadero del Principe—Savana la Mar). Die aus Palmstämmchen erbauten luftigen Häuser lagen unregelmäßig im Schatten hoher Bäume zerstreut. Die Hütten waren sorgfältiger gebaut als die früher gesehenen und zeichneten sich durch Sauberkeit aus. Roh geschnitzte Bildsäulen und Köpfe von Holz zeugten für Geschicklichkeit und für eine Art Cultur, wie sie auf den Bahama's nicht gefunden wurde. Fischergeräth schien das hauptsächlichste Werkzeug der Leute zu sein, auch fanden sich große Thierschädel, die Columbus auf das Vorkommen von Hornvieh irrthümlich schließen ließ. Wachskuchen lagen in den Wohnungen angesammelt, die aber nicht aus cubanischem Honig gewonnen wurden, sondern, wie man später glaubte, von Jucatan gekommen waren. Weiter nach Westen tauchte endlich eine gegen die Küste vorgestreckte Hochebene hervor, deren auslaufende Spitze den Namen Punta Palma, nach dem auf demselben wachsenden Palmenwalde, erhielt. Als die Indianer durch den Guanahani-Dolmetscher von den friedlichen Gesinnungen der Spanier sich hatten überzeugen lassen, brachten sie in mehreren Canots ihre Produkte zum Verkauf. Baumwollengarn war in großer Menge vorhanden. An edlen Metallen jedoch nichts, bis auf ein Stück gediegenen Silbers, welches einer der Indianer in seiner Nase hängend trug. Die Einwohner kannten die vorgezeigten Gewürz- und Perlen-Proben nicht, erzählten aber von einem Lande, wo das Alles zu finden sei, dessen Einwohner nur ein Auge hätten. Ein anderes Volk, von dem sie fabelten, waren hundsköpfige Menschenfresser, die ihren Feinden die Hälse abschnitten, um das Blut aus den Adern zu saugen; wie in Livland die Esthen zur Zeit der Tatarenhor-

den von ähnlichen Ungeheuern dichteten. Die Unkenntniß der Sprache und Columbus' Meinung, daß er sich an irgend einem Küstentheile Ostindiens befinde, brachten die heillosesten, lächerlichsten Mißverständnisse zu Wege, deren Aufzählung nicht hierher gehört. Der Admiral war unermüdlich im Erforschen der Landeserzeugnisse. Ein Holz, welches im Verbrennen den herrlichsten Mastix-Wohlgeruch ausströmte, fand sich in zahllosen Stämmen. Die süße Kartoffel, Convolvulus batatus, schien ziemlich häufig verbreitet. Columbus war an die Mündung des Rio de los Mares zurückgekehrt und hatte von dort zwei Gesandte an den Groß-Chan abgesandt. Daß die Gesandtschaft unverrichteter Dinge zurückkehrte, gab den Vermuthungen nur eine andere Richtung. Eine Tagereise landeinwärts hatten die Abgesandten ein nach ihren Angaben wohl 1000 Einwohner zählendes Dorf gefunden, das aus nur 50 Häusern bestand, die im Material denen an der Küste ähnlich, aber viereckig an Gestalt und um vieles größer erschienen. Die Eingeborenen hatten die beiden weißen Botschofter mit großer Feierlichkeit empfangen, sie in eines der besten Häuser geführt und ihnen Stühle zum Sitz angewiesen, nicht unähnlich den auf den Ruinen des mexikanischen Palenque abgebildeten Sesseln, die, in Gestalt vierfüßiger Thiere, aus mehreren Holzstücken zusammengefügt waren. Man setzte ihnen Früchte und Wurzeln, die Speise der Landleute, vor, und nachdem sich die Menge um die beiden Weißen in der Hütte gelagert hatte, schien sie einige Mittheilungen zu erwarten. Luis de Torres, einer der beiden Spanier, ein getaufter Jude, welcher der hebräischen, chaldäischen und arabischen Sprache mächtig war, versuchte vergeblich sich verständig zu machen, und ließ sich endlich durch den Guanahani-Indianer, der ihn begleitet hatte, verdolmetschen. Die Rede fiel im indianischen Style aus und pries die Macht, den Reichthum und die Großmuth der Weißen. Nach Beendigung dieser Rede drängten sich' die braunen Männer an die wunder-

baren Wesen heran, die sie übereinstimmend mit den Bahama-Indianern für göttlicher Abkunft ([21]) hielten. Die weniger Furchtsamen betasteten die Haut und Kleidung der Spanier, andere küßten unterwürfig ihre Hände und Füße. Nun machten die Männer den Weibern Raum, welche dieselben Ehrenbezeugungen wiederholten. — Einige Weiber nur trugen eine schmale, von Baumwolle geflochtene Leibbinde, die meisten waren wie die Männer völlig nackt. Während alle bisher gesehene Inselbewohner in völliger Gleichheit zu leben schienen, zeigten sich hier gewisse Rangverschiedenheiten und alle gehorchten einem Oberhaupte. Auf dem Wege zwischen der Stadt, welche nach Aussage der Bewohner die größte in der ganzen Provinz sei, und dem Meere lagen mehrere kleine Weiler von drei und vier Häusern, aber zahlreich bewohnt. Der batei genannte Hofraum und der das Haus umgebende Garten conuco haben sich in der Negersprache Cuba's bis auf den heutigen Tag erhalten, mit welchen Namen die Sklaven ihren Hof und ihren Garten bezeichnen. Bäume, mit duftigen Früchten überladen, Felder mit Agi oder Piment (indianischer Pfeffer), Bataten, Yams, Mais ([22]), Erbsen, Lupinbohnen und Kassavewurzeln bepflanzt, umgaben die Wohnungen. Baumwollenstauden, von Keimlingen bis zu blühenden Pflanzen und reifen Kapseln waren reichlich angepflanzt. Vorräthe roher Baumwolle und fertigen Gespinnstes waren in den Hütten angehäuft. Aus dem Garn wurden Hängematten geflochten. Vom Geflügel endlich, das sich zeigte, werden Enten und Rebhühner benannt. Gleich Columbus hatten die Botschafter den wunderbaren Gesang eines Vogels gehört, der nach ihrer Meinung nur die Nachtigall sein konnte.

Zwischen Puerto del Principe und Mares erwähnt Columbus an den Ufern eines Flusses der mit starken Fichten und majestätischen Eichen bewachsenen Berge. Seinem wachen Blicke mußte der Gegensatz, der aus dem gemäßigten kühleren Norden

bekannten Baumformen zu den neuen phantastischen Gestalten der Tropenwelt entgegenblitzen. Wie so innig heimelte ihn unter den majestätischen Wundern einer neuen Welt die Nachahmung der verlassenen Heimaterde an. Er jammert über die Armuth der Sprache, welche keine Worte habe, alle Schönheiten dieses Landes zu beschreiben. Die Klarheit des Wassers in den Flüssen und an der Meeresküste ist so vollkommen, daß man auf mehrere Faden Tiefe kleine Steine und Muscheln erkennen kann; die Vegetation ist so kräftig, daß ein einziger ausgehöhlter Baumstamm den Einwohnern Böte giebt, in denen 150 Personen Platz finden. Am meisten auffallend erschien die kindliche Natürlichkeit, die Gastfreiheit dieser Insulaner. Petrus Martirus ([23]) erfuhr aus häufigen Gesprächen mit Columbus, daß sie an Unsterblichkeit der Seele glaubten, die nach dem Tode des Körpers in Wäldern und Berghöhlen wohne. Die Seelen der Verstorbenen, welche oft denen antworteten, die an einem Walde oder vor einer Grotte ihnen zuriefen, nährten sich gleich den Lebenden von allerlei materiellen Stoffen. Die Einwohner ähnelten nach der allgemeinen Beschreibung, welche wir von ihnen besitzen, den Maya-Indianern Centralamerika's. Ihre Haut war kupferfarben, ihr Haar dunkelschwarz, schlicht und grob; die Männer hatten keinen oder einen ganz unscheinbaren Bart. Die Vielweiberei war bei ihnen im Schwange; ihr Leben brachten sie in einem dolce far niente zu, denn die einzigen Beschäftigungen waren Jagd, Fischerei und das Anpflanzen einiger Wurzeln, welche weiter keiner Pflege bedurften. Ihre Sprache war leicht verständlich und wie ihre Bedürfnisse einfach. Unbewußt näherten sich die Insulaner durch ihre hergebrachte Anschauungsweise dem Christenthume, insofern sie an einen alleinigen Gott, die Unsterblichkeit der Seele, an Strafe und Lohn nach dem Tode glaubten. Sie unterwarfen sich der Taufe um so freiwilliger, als sie in den Spaniern göttliche Wesen oder Abgesandte vom Himmel erblickten. Die wenigen Worte, welche uns

von damaligen Schriftstellern aus dem Cubanischen mitgetheilt worden sind, verdienen aufbewahrt zu werden. Ich habe mir nachstehende verzeichnet:

Himmel, turey.

Gott, semi.

Anmerk. Auf dieses Wort denke ich in meinem Werke über Centralamerika zurückzukommen.

Gott, vagamona.

Teufel, maluya.

Die Priester, behiques.

Die Edelen, naitainos.

Die Gemeinen, navorios.

Häuptling, cacique.

Hoheit (als Titel des caciques), matuseri.

Herr (als Titel der Edelen), loari.

Benennung der Gemeinen unter einander, guajoli.

Sie ist wahnsinnig, habana.

Gold, guanin.

Großes Boot, cayuco.

Mitte der Insel, cubanacan.

Anmerk. Zugleich Name einer Provinz, cu hieß in Mexico der Tempel.

Palast des Kaziken, cancie.

Gemeindehäuser, in denen 400 bis 500 Personen wohnten, barabaques. (Im Spanischen barraca, Erdhütte; im Englischen barrack, Feldhütte; in der Mehrheit Caserne.)

Kleine quadratische Hütten, bohios.

Kleine konische Hütten, caneys.

Hangematte von Baumwollengarn, duche.

Hofraum, batei.

Der das Haus umgebende Garten, conuco.

Cubanische Pfeife, cohiba.

Leuchtkäfer, cocuyo.

Cassavawurzel, Juca.

Agave Americana, Maguey.

Indianischer Pfeffer, agi.

Der stumme Hund, guaquinage.

Das gerollte Tabackblatt, (Cigarro) Tabaco.

Kaninchen, utia.

Leguan, guana.

Flamingo, Ipiris.

Echeneis oder Ramora, guaican.

Wir dürfen nicht übersehen, daß außer mehreren bis auf den heutigen Tag in Cuba gebräuchlichen Worten dieser Ursprache vier der obenangeführten Gemeingut mehrerer europäischen und

Weltsprachen geworden sind: barabaques (spanisch, französisch, englisch und deutsch), Juca (botanisch), Guana (zoologisch), Tabaco (fast sämmtlichen Sprachen der Erde eigen).

Die Insel wurde von 29 Kaziken in patriarchalisch-absoluter Weise regiert, zerfiel in 29 verschiedene Staaten oder Provinzen ([24]).

Welchen Entwickelungsgang die Bevölkerung gegangen war, ist nicht genau zu ermitteln, doch unterschieden sie Vornehme von Geringen, deren beide auf besondere Weise angeredet wurden. Auch waren ihre Wohnungen verschieden, das Volk wohnte in großen langen Gebäuden, deren hin und wieder eines 400 bis 500 Personen beherbergte. Am Strande herrschten die kleinen quadratisch und konisch aus Palmenholz und Blättern errichteten Hütten vor.

Von der Südostspitze Cuba's aus hatte Columbus zum ersten Male die Berge Haiti's (das Bergland) gesehen. Auf seiner zweiten Reise, die ihn über Dominica, Maria galante, Guadeloupe, S. Martin und Puertorico wieder nach Haiti führte, segelte er vom Cap S. Nicolas wieder nach Punta Mayzi auf Cuba zu, streifte westwärts die Küste entlang und entdeckte Puerto Grande, jetzt Guantanamo benannt. Die Einfahrt dieses Hafens ähnelt der von S. Jago de Cuba und von Habana; sie ist eng, gekrümmt, aber von tiefem Fahrwasser. Von Bergen umgeben, gewährte die Bai wegen ihres unscheinbaren Ausganges den Anblick eines Landsees. Der üppigste Wald deckte die Gebirge und sandte den Duft seiner Blüten und Früchte zum Meeresgestade. Zwei Hütten von Schilfrohr und einige Feuer verriethen, daß der Platz bewohnt sei. Die erschreckten Einwohner waren geflohen und in den Hütten und an den Feuern fanden sich Fische, Utias, wie sie die Kaninchen nannten, und Guanas oder Leguane an Spießen bratend. Die Spanier machten sich mit Appetit über die

verlassene Mahlzeit, wagten nur nicht, die Guanas zu berühren, die ihnen wie Schlangen vorkamen. Den damaligen Insulanern war es dagegen ein besonderer Leckerbissen und gehörte, wie jetzt Gänseleberpasteten, Fasanen, Trüffeln, ostindische Schwalbennester nur auf die Tafel der Reichen oder Großen.

Als endlich einige Indianer sich hervorwagten, erfuhren die Spanier, daß die Fische für einen benachbarten Kaziken gefangen und zur Verhinderung der Fäulniß auf dem Transport fertig gebraten worden seien. Uebrigens waren die Fischer gar nicht erzürnt über die Vertilgung des fertigen Mahles, da sie ja in der nächsten Nacht einen neuen Vorrath fangen könnten. Die Spanier beschenkten sie mit allerhand Kleinigkeiten und schieden mit freundschaftlichem Handschlag.

Nachdem Columbus diesen Hafen verlassen, schiffte er westwärts an der bergig-bewaldeten, reichbewässerten Küste hin, die je weiter sie gelangten, an Fruchtbarkeit und Masse der Bevölkerung zunahm. Ueberall schienen die Indianer furchtlos und gutthätig, kamen mit ihren Kanoes an die Schiffe heran, luden zum Landen ein und brachten Früchte, Kassarazwieback, Fische und Kalabassen mit Quellwasser als Opfergeschenke dar, denn noch immer galten die Weißen für Söhne des Lichtes, die vom Himmel gestiegen seien.

Unter Begleitung der wechselnden Indianerböte gelangte die Flotte endlich in den schönen Hafen des heutigen San Jago de Cuba, dessen Küsten in schönstem Anbau von vielen Dörfern übersäet waren. Auch hier die gastfreundlichste Aufnahme!

Nach Entdeckung der von kriegerischen Stämmen bewohnten Inseln Jamaica, wie sie von den Einwohnern genannt wurde, kehrte Columbus an die Küste von Cuba zurück und stieg bei Cabo de la Cruz an's Land. Er ward von dem Kaziken, welcher bereits durch Indianer unterrichtet worden war, die Columbus auf der ersten Reise an der Nordküste gesehen hatten, gastlich

empfangen. Von hier-aus steuerte die Flotte durch den Meerbusen von Manzanillo und durch die unabsehbaren Inselreihen der Südküste bis zu den meist unbewohnten Jardines und Jardinillos del Rey y de la Reyna, in fortwährender Gefahr, an den Bänken zu scheitern; fand jedoch auf einer der größern ein ansehnliches Dorf, dessen Einwohner mit Schildkröten- und Fischfang beschäftigt waren. Das Meereswasser war klar, die Luft von Düften des Waldes geschwängert. Flamingos und Papageien zeigten sich zahlreich auf den Wiesen und in den Hainen. Die stummen Hunde wurden hier gemästet und gegessen. Eines Tages auf der Fahrt zwischen den Inseln fiel Columbus eine sonderbare Art des Fischfanges auf. Ein Fisch, der mit einem besonderen Anheftungs-Apparat auf dem Obertheil des Kopfes versehen ist, wurde an einer um den Schwanz befestigten Schnur in's Wasser geworfen und mit einem Fisch oder einer Schildkröte, an die er sich angeheftet hatte, wieder an's Land gezogen. Columbus versichert, Augenzeuge gewesen zu sein, als an der Küste vom Veragua ein Haifisch auf dieselbe Weise gefangen wurde. Der Remora, so heißt der Angelfisch, findet sich in verschiedenen Arten auch durch das Mittelmeer, an den Küsten von Mozambique, Madagaskar und Mauritius zerstreut und soll an letztgenannten Uferlanden ([25]) wie bei Cuba zum Fischfange benutzt werden.

Von den Jardines nördlich gewandt, landete Columbus den 3. Juni 1494 an einer bergigen Küste Cuba's bei einem Dorfe. Unter den Thieren, die er hier größer als anderen Ortes fand, erwähnt er namentlich einer Taubenart, die einen wohlschmeckenden Braten abgiebt. Er erfuhr vom Kaziken, daß die Provinz Orofani heiße und daß er in einer weiter westlich gelegenen, Mangon, nähere Nachricht über die Ausdehnung der Küste erhalten werde. Da, nach Aussage des Kaziken, in 40 Tagen das Ende des Landes noch nicht erreicht werden könne, glaubte Columbus um so sicherer an den Küsten Asiens zu sein und hoffte auf ein baldiges

Zusammentreffen mit dem Großchan, den er nie aus den Augen verlor. Von hier steuerte der Admiral westwärts die heutige Bai von Jagua und die weitere Küste entlang. Diese Gegend, welche erst in den letzten 40 Jahren durch die Gründung von Cienfuego neu belebt wurde, nachdem sie Jahrhunderte lang wüst gelegen oder nur von Seeräubern als Schlupfwinkel besucht worden war, erfreute sich damals des reichsten Anbaus und einer starken Bevölkerung. Die von zahlreichen Flüssen bewässerte Küste war von Indianerdörfern bedeckt. Die Einwohner begrüßten mit Jauchzen, Gesang und Tanz die Ankunft der weißen Söhne des Himmels und offenbarten, wenn sie mit Früchten und anderen Nahrungsmitteln den Schiffen sich näherten, andächtige Verehrung. Heute zeugen steinerne Beile, kupferne Gefäße, zerbrochene Thongeschirre, welche man häufig beim Aufrühren der Erde findet, von der Geschicklichkeit ihrer einstigen zahlreichen Bewohner. Kalabassen und halbirte Cocusnußschaalen vertraten die Stelle von Gefäßen und Geschirren aller Art. Zur Beleuchtung in den langen dunklen Nächten dienten die cocuyos (Elater noctilucus), große Leuchtkäfer, welche in eine mit Löchern versehene Kalabasse gesetzt wurden. Noch heutzutage ist dieselbe Beleuchtungs-Vorrichtung im Gebrauch, nur daß die Wohlhabenderen ihn als romantisches Curiosum beibehielten. Man hat metallene Käfige von mehreren Stockwerken, in denen die Leuchtkäfer vertheilt mit Zuckerrohr genährt werden. Als Kopfschmuck befestigen sich die Damen des heutigen Cuba den mit grünem oder rothem, blauem oder gelbem Lichte schimmernden Käfer in die Locken, der in seinem sanften Erglühen und Erlöschen von wirklich bezaubernder Wirkung ist! Wie elend nimmt sich daneben der Glanz geschliffener Steine aus. Hier ist wirklich lebenathmendes Feuer! Mancher zärtlich lockende Liebesbrief wurde bei der Zauberlaterne phosphorescirender Leuchtkäfer geschrieben, mancher heimliche Besuch unter süßem Geflüster von diesen Funken beschienen, — den Augen der

verschwiegenen Waldnacht. In Trinidad de Cuba erzählte eine junge Frau Humboldten, daß während einer langwierigen, mühsamen Ueberfahrt vom Festlande sie das Leuchten der cucuyos beim Säugen ihres Kindes benutzt hatte, da der Capitain aus Furcht vor Corsaren kein anderes Licht anzuzünden erlaubte. Lassen die Käfer mit ihrer Erleuchtung nach, so genügt es, das Gefäß stark zu schütteln, damit neue Helligkeit ausströmt.

Endlich kam Columbus an eine Stelle, wo das Meerwasser durch den vom flachen Seeboden aufgewühlten Kalksand eine milchweiße Farbe annahm, und nur mit vielen Gefahren näherte er sich endlich der mit Manglegesträuch überwachsenen Punta Gorda. Hier war die Küste sumpfig und unnahbar, doch verriethen die weiter im Lande aufsteigenden, zahlreichen Rauchsäulen eine starke Bevölkerung. Bei der erwähnten Färbung des Meerwassers werden wir an neuere Entdeckungen gemahnt, welche feststellten, daß die in gewissen Gegenden des Oceans herrschende röthliche Farbe des Wassers von den in ihm lebenden rothgefärbten Infusorien herrühre.

Columbus durchschnitt den Meerbusen von Batabano ([26]) und landete an einer bewohnten Palmenküste. Merkenswerth erscheint, daß seine Guanahani-Männer, welche ihn auf Guadeloupe, Puerto Rico, Haiti, Jamaika und auf allen bisher besuchten Küsten Cuba's hatten verdolmetschen können, die Sprache der hiesigen Indianer, welche durchaus in Lebensart den früher gesehenen glichen, nicht verstehen konnten, noch von den Eingeborenen verstanden wurden. Mit einem an diesem Orte genommenen Führer verfolgte Columbus die Küste, wurde aber bald durch überhandnehmende Untiefen aufgehalten. Einmal kam er an einen Ort, wo das Meer von Schildkröten bedeckt war, ein andermal verfinsterten Tauben- und Wasserrabenschwärme den Tag, wieder ein anderes Mal war die Luft von Wolken bunter Schmetterlinge erfüllt, die erst dem Abendregen wichen. Auch auf

dieser Fahrt blieb Columbus durch den mit Manglebäumen dicht überwachsenen Morastgürtel der Küste von dem bewohnten Innern der Insel getrennt, wo zahlreich aufsteigende Rauchsäulen auf Anbau zu schließen erlaubten.

Im Angesichte der Südwestspitze Cuba's (das Cap Corrientes) und in der vermeintlichen Ansicht, die von Marco Paolo beschriebene Südspitze Asiens erreicht zu haben, sah Columbus sich genöthigt, wegen der leckgewordenen Schiffe, die er an dieser unwirthbaren Küste nicht ausbessern konnte, seinen Lauf zu ändern. Die durch das eindringende Seewasser verdorbenen Nahrungsmittel, der Mangel an Trinkwasser und die Entmuthigung der beständig angestrengten Mannschaft nöthigten zur raschen Umkehr. Da der Admiral bereits 10° von Cap Maysi westwärts sich entfernt hatte, so unterlag es ihm keinem Zweifel, daß dieses die gesuchte Küste des Continents sei, und am 12. Juni ließ er darüber vom Secretair der Eskadre ein Papier aufsetzen, das die Befehlshaber und Lootsen der Schiffe unterzeichneten.

Südöstlich haltend, langte die Flottille endlich bei der großen bergigen und schön bewaldeten Insel Pinos oder Ferdinandina an, die er Evangelista nannte. Nachdem Holz und Wasser eingenommen worden, kehrte er mit erneuerten Gefahren durch die weiße See die Küste Cuba's entlang nach Hispaniola oder Haiti zurück.

Als Columbus auf der Rückfahrt, an der Küste anlegend, zum Zeichen der Besitznahme ein Kreuz errichten ließ, und zur Verrichtung der gottesdienstlichen Ceremonie selbst an's Ufer gestiegen war, begegnete er dem Kaziken und seinem ersten Häuptling, einem ehrwürdigen Insulaner. Der alte Mann brachte eine Perlen- oder Steinchenschnur, denen die Eingeborenen einen mystischen Werth beilegen, und eine seltene Frucht, und bot Beides dem Admiral als Spende an. Hierauf geleitete Columbus den Kaziken und seinen Vertrauten an der Hand in den Hain, wo

unterdeß die Vorrichtungen zur Messe beendigt worden waren. Die Indianer sahen mit Furcht und Anbetung den fremdartigen Tönen und Bewegungen der spanischen Priester zu, beobachteten die brennenden Kerzen, das Räuchern mit dem Weihrauch-Kesselchen und schienen sehr wohl die Bedeutung der Handlung zu ahnen. Als das Amt beendigt war, trat der 80jährige Greis, welcher alle Ceremonien genau verfolgt hatte, vor Columbus hin und sagte in einfach würdiger Sprache: „Was Du jetzt vollendest, ist gut, denn es scheint Deine Art, den Dank gegen Gott auszusprechen. Wir haben aber erfahren, daß Du mit großer Gewalt hergekommen und durch Schrecken viele Völker unterworfen habest. So erfahre, daß nach unserem Glauben die Seelen der Menschen, wenn sie sich vom Körper getrennt, zwei verschiedene Wege betreten können, von denen der eine die gegen ihre Nebenmenschen Grausamen und Ungerechten an einen traurig finsteren, häßlichen Ort, der andere die Friedensbringer dieser Erde an einen Ort der Freude geleitet. Bist Du gleich uns dem Tode unterworfen, so glaube, daß jeder nach seinen Thaten gelohnt werde, und hüte Dich, denen zu schaden und die zu beleidigen, die Dir kein Uebel thaten." Die Rede wurde Columbus durch den Guanahani-Dolmetscher erklärt, und fand in der frommen Seele des Admirals, in ihrer Ehrwürdigkeit und Kindlichkeit die richtige Würdigung. Columbus sprach seine Freude über ihre Lehre vom Fortleben der Seele aus, und fügte hinzu, daß er von seinem Könige zur Verbreitung der wahren Glaubenslehre und zum Schutz der Gutgesinnten gegen jedes Unrecht und besonders gegen die Angriffe der Kannibalen gesandt sei; die Menschenfresser werde er unterjochen und strafen. Die Unschuldigen und friedlichen Völker aber mögen guter Dinge und seiner Freundschaft versichert bleiben. Der Kazike und besonders der Greis waren hoch erfreut, erstaunten aber nicht wenig, daß der große erhabene Mann, welchen sie sahen, noch eines Königs Unterthan sei.

Der Greis hatte die verschiedenen Gegenden Cuba's, Haiti und Puerto Rico besucht und ward bei der Beschreibung spanischer Pracht und Merkwürdigkeiten durch den in Europa im Christenthum erzogenen und unterrichteten Guanahani-Dolmetscher völlig electrisirt. Er wollte mit nach Europa und wich nur ungern den Bitten seiner Frau und Kinder.

Sechszehn Jahre nach der Entdeckung (1508) wurde Cuba durch den Capitain Ocampo, der an der Nordküste hinsegelnd, zuerst in dem Hafen der Habana ankerte, um dort seine Schiffe kielholen zu lassen (was ihm den Namen Carenas zuzog), bei Cap Antonio umsegelt und als Insel erkannt([27]).

Im Jahre 1511 rüstete Diego, der Sohn des Admirals, dessen Würde als General-Gouverneur der amerikanischen Lande er geerbt hatte, eine Flottille in Hispaniola und sandte dieselbe mit 200 Mann unter Anführung Velasquez, eines Gefährten des Columbus, um förmlich von Cuba Besitz zu nehmen. In Baracoa, auf der Ostspitze der Insel, landeten sie und gründeten unter Beisein der später sämmtlich berühmt gewordenen Ferdinand Cortez, Juan de Grijalva, Hernando de Cordova, des Padre Las-Casas im Jahre 1512 die erste europäische Stadt. Verschiedene Entdeckungszüge in's Innere wurden unternommen, darunter einer in die Provinz Guaniguanico unweit des Cap S. Antonio. Es geschah im Jahre 1513. 100 Spanier, deren Gepäck von 1000 Indianern getragen wurde, bildeten den Zug. Auf dieser von Las-Casas, dem Vertheidiger der schmählich tyrannisirten Ureinwohner, begleiteten Expedition war es, daß die ersten Gewaltthätigkeiten von Spaniern verübt wurden, verübt an einem Volke, das sanft und wohlwollend die Fremdlinge in Gastfreundschaft empfangen und mit ihnen Alles getheilt hatte, was seine Wälder und Gärten, seine Flüsse und Küsten darboten.

Hatuei, ein von Haiti ausgewanderter Häuptling, der muthiger und kriegsgeübter als die friedliebenden Cubaner zum Wi-

derstande gegen die Unterdrücker ihrer Nachbarn aufforderte, gelang es, im Osten der Insel einen Aufstand anzuregen, der aber schon beim ersten Zusammenstoße aufgelöst wurde. Hatuei fiel in die Hände Velasquez, welcher ihn bei Bayamo hinrichten ließ. Als der Indianer zum Tode vorbereitet wurde, fragte er den Priester: „ob es im Himmel, von dem er rede, auch Spanier gebe“? „Gewiß“, erwiederte der Geistliche, „aber nur die Guten“. — „Dann will ich Deinen Himmel nicht, denn Spanier sollen mir im Jenseit nirgends begegnen (28)!“ Ein lauteres Zeugniß christlicher Nächstenliebe eines gebildeten Volkes! — Bald zerstreute Velasquez durch Gründung von sechs Städten die wenigen Europäer und bot den durch Uebermuth der Spanier erzürnten Indianern Gelegenheit zu einigen Kämpfen, die jedoch bald gedämpft wurden (29).

Von 1515 ab wurde die Insel völlig unterjocht; die Einwohner unterlagen in Menge. 1517 mußten von den Guanajos-Inseln zum Minenbau indianische Sklaven (30), und schon 1524 wegen Mangels indianischer Arbeiter die ersten *schwarzen* Sklaven eingeführt werden. Ein Uebel gebiert das andere! Die Ureinwohner hatten um etwa ein Drittel abgenommen (31). Theils die schwere, ungewohnte Arbeit, theils der Selbstmord, um den Qualen der Sklaverei zu entgehen, lichtete ihre Schaar. Einige Unglückliche verschlangen Erde und Steine, um zu sterben (32). Vasco Porcallo, dessen Name für alle Zeiten gebrandmarkt zu werden verdient, wollte sie von diesem Thun abbringen, ließ die Schuldigen verstümmeln und zwang sie, ihr eigenes Fleisch zu fressen oder ließ ihnen den Mund versengen. In einer Bittschrift der Municipalität von Santiago und vieler angesehenen Bürger aus dem Jahre 1531, die sich darüber beklagten, daß der neue Gouverneur Gonzalo de Guzman unrechtmäßiger Weise viele Indianer sich aneigne, heißt es: daß bereits seit vier Monaten eine Pest unter den Indianern wüthe; die von ihr Ergriffenen lebten nicht länger als zwei bis

drei Tage. „Die Neger, welche Ew. kaiserl. Majestät senden wollen, werden sehr nützlich sein, und müßte zur Erleichterung gestattet werden, daß hier an Ort und Stelle Fahrzeuge nach Guinea ausgerüstet würden, die auf geradem Wege zurückkehrten.“ Ein vom 20. April 1532 aus Puerto Principe datirter ausführlicher Bericht rechtfertigt den Gouverneur, indem er auf ein 1512 gegebenes Gesetz zurückkommt, welches verbietet, dem einzelnen Spanier mehr als 300 Indianer zuzuertheilen. Damals wäre die Verordnung nicht so strenge gehalten worden, es sei unter jetzigen Umständen rathsam, denen, welche die Indianer besser behandelten, eine größere Anzahl zu geben. Thatsächlich blieb trotz aller Fürsorge der spanischen Könige, welche ihre neuen Unterthanen durch Gesetzesvorschriften zu schützen gesucht, daß täglich die Zahl der Unglücklichen abnahm. Der licenciado Vadillo berichtete aus Santiago de Cuba am 1. Mai 1532 an die Kaiserin ([33]), es seien im Ganzen noch 4000—5000 Indianer übrig. Ein Schreiben vom 9. Juni desselben Jahres der königlichen Offiziere an die Kaiserin bestätigte die Angabe. Dermaßen wären in 20 Jahren an 300,000 Eingeborene verschwunden, was einen jährlichen Verlust von 15,000 Seelen abgäbe ([34]). Andere Quellen wollen von 1½ Millionen Einwohnern wissen, die in Anbetracht der Beschreibungen des Columbus kaum übertrieben erscheinen. Die auf den Zügen gegen die Caraïben der kleinen Antillen umgekommenen Eingeborenen möchten aus der Zahl der in Cuba eingeführten Sklaven von denselben Inseln sich ergänzen. Die Ueberbleibsel der zerstreut auf der Insel umherirrenden Ureinwohner wurden 1554 von Soto bei Guanabacoa am Hafen der Habana vereinigt angesiedelt, theils um die Masse vor Untergang zu retten, theils um die verwüstete Insel neu zu bevölkern; aber die Indianer vermehrten sich nicht, wie aus Bayamo 1551—1556 in verschiedenen Briefen an Philipp II. geschrieben wurde, weil die Spanier und Mestizen wegen Mangels an Frauen sich mit

Indianerinnen verbanden, „und der Indianer es für ein Glück ansah, wenn er eine achtzigjährige für sich gewann.“ Bevor noch ein halbes Jahrhundert seit der spanischen Eroberung des Landes verfloß, war das Volk der Ureinwohner Cuba's vom Erdboden verschwunden ([35]). Humboldt ([36]) glaubt, daß außer dem Schwerte der Eroberer, dem Selbstmorde und den tödtlichen Krankheiten — wie die Venerie ([37]), welche in den Tropenländern Amerika's ihren Ursprung nahm —, auch heimliche Auswanderung nach Florida, das Land, von wo sie, alten Ueberlieferungen gemäß, herüberkamen, der Insel eine große Zahl ihrer Bewohner entzogen habe. Ein Franzose erzählt ([38]), es hätten sich in Florida die Erinnerungen an jene cubanischen Auswanderer erhalten. Es war vor 25 Jahren (so schreibt er, giebt aber keine Jahreszahl auf dem Titel an, vermuthlich Ende des vorigen Jahrhunderts), als drei Wilde, welche aus Cuba ausgewandert zu sein vorgaben, östlich von Matanzas (auf Cuba) landeten und durch Verwüstung der einzeln gelegenen Ansiedelungen, durch Mord und Brand, die Gegend mit Schrecken erfüllten. Erst militärischer Hülfe gelang es, der Räuber sich zu bemächtigen; aber nur mit dem Leben ließen sie ihre Freiheit.

Die Gebeine der Indianer, welche durch Selbstmord, Krankheit und das Schwert des Krieges in den Wäldern umkamen, sind später gesammelt und in den Felsenhöhlen, deren mehre, namentlich an der Küste Cuba's, sich finden, beigesetzt worden ([39]).

Bartholomäus von Las-Casas war es, der eifrigste Vertheidiger der indianischen Rechte, welcher zu ihrer Unterstützung die Einfuhr schwarzer Sklaven aus Spanien anrieth ([40]). Die ersten Neger wurden zwischen den Jahren 1501—1505 ([41]) auf Hispaniola (Haiti) eingeführt, und zwar ausdrücklich nur solche, die in Spanien den Unterricht in der katholischen Religion genossen hatten, und im Stande waren, ihre indianischen Brüder darin zu unterrichten. Ist wohl je der wohlgemeinteste Rath zu schlimmeren

Folgen ausgeartet, als jener Versuch eines wahrhaft frommen Mannes?

Die ersten Schwarzen wurden in Lissabon gekauft. Den 10. Aug. 1518 erhielt der König von Portugal (!) Erlaubniß, 400 Sklaven frei von allen Abgaben, und 400 der Gouverneur von Brasilien einzuführen, denn dort war der Handel schon im vollsten Glanze. Im folgenden Jahre ward einer deutschen Compagnie, Kunzmann u. Becks ([42]), das Vorrecht ertheilt, auf den Inseln und auf dem Festlande 4000 Sklaven einzuführen, welche Erlaubniß später auf andere Private ausgedehnt wurde. Die ersten nach Hispaniola und Cuba gebrachten Neger zahlten vom Werth 7 Procent Zoll. (Im Jahre 1816 auf jeden Kopf 150 Piaster ([43]).) Im Jahre 1526 brachten zwei Ausländer 40 Neger aus den Cap-Verdischen Inseln, von wo sofort weitere Sendungen eintrafen, bis die Guineaküste Afrika's ihre Schätze dem Handel öffnete. Schon 1530 waren viele Neger in den Bergwerken beschäftigt und im Jahre 1532 scheint ihre Zahl auf 500 sich belaufen zu haben. Unternehmer rissen sich um das gute Geschäft der Sklaveneinfuhr, und doch war damals der Preis nur 55—56 Piaster für den Kopf, sank 1535 auf 47, betrug 1817 schon 500—600 ([44]) und ist gegenwärtig bis über 1000 Piaster (1335 R. S. oder 1455 Thlr.) gestiegen.

Vom Jahre 1535 datirt sich die erste Nachricht von Handel, Ackerbauversuchen und Fabrikation auf Cuba. Am 4. December schrieb der indische Rath aus Madrid, daß der Kaufmann Hernando de Castro in Cuba eine Zuckersiederei anzulegen bereit sei, wenn man ihm die zollfreie Einfuhr von 50 Negern gestatte ([45]).

Um die nämliche Zeit scheint endlich das erste Bedenken der Regierung und der Behörden über die allzustarke Zunahme der schwarzen Bevölkerung erwacht zu sein, und es wurde festgesetzt, die Neger müßten sich verheirathen, und zu ihrer Befriedigung eine größere Anzahl von Frauen einzuführen. Um aber dem Ueber-

gewicht der Farbe zu steuern, sollte auf je drei Neger ein weißer Einwohner nachzuweisen sein.

Die bisherigen Angaben über die ältesten Sklaveneinfuhren bestätigt ein fleißiger Forscher in der Geschichte der Habana, Felix Arrate ([46]).

Diese Art der Schwarzeneinfuhr nahm 1640 durch den Aufstand Portugals ein Ende, und der König verpachtete den Alleinhandel mit Sklaven an ein Handlungshaus in Sevilla durch das ganze 17. Jahrhundert. Nach Ablauf dieses Contraktes bemächtigten sich der Reihe nach verschiedene Gesellschaften des Handels, 1740 die Compagnie der Habana, die Engländer während ihrer kurzen Herrschaft 1762, der Marquis von Casa Enrille von 1773—1779, das Haus Baker u. Dawson 1786—1789, und endlich durch den in diesem Jahre begründeten Freihandel verschiedene Unternehmer. Von 1789—1799 wurden zusammen 41,500 ([47]), jährlich etwa 4000, von 1800 bis 1804 schon 34,500, also jährlich 8600 Neger eingeführt, von diesem Jahr bis 1817 zusammen 150,000, jährlich 10,000, und in dessen letzten sechs Monaten allein 10,307 ([48]). Die in demselben Jahre getroffene Uebereinkunft mit England, wegen Hemmung der Sklaveneinfuhr, hatte nur die Aufhebung aller obrigkeitlichen Beaufsichtigung und der Zölle zur Folge. Was Wunder, daß bei steigendem Bedürfniß die Sklaveneinfuhr sich verstärkte und schon in den nächsten beiden Jahren auf zusammen 60,000 Köpfe sich belief. Am schlimmsten erging es bei der Aenderung den Sklaven, weil man unbeaufsichtigt deren nach Belieben unzählige in enge ungesunde Räume lud. Das spanische Gesetz erlaubte fünf Sklaven auf je zwei Tonnen Schiffsraum, jede von 40 Cubikfuß, zu laden, was 16 Cubikfuß auf die Person beträgt. Von nun an erfolgte eine völlige Einpökelung!

Während dieses ganzen Zeitraums von 300 Jahren wurden nach Humboldt und Valdes (bis zum Jahre 1825) 300,000 Sklaven

eingeführt. Es waren 300 Jahre thätigster Einfuhr, die Einwohnerzahl eben nur zu ergänzen, im Stande, und doch hatte drei Jahrhunderte früher die Frist von 20 Jahren zerstörender Scheußlichkeit genügt, 300,000 indianische Einwohner vom selben Boden zu vertilgen.

Seit letzterer Zeit hat die thatsächliche Einfuhr in's Ungeheure zugenommen. Der Habanese Saco giebt im parallelo entre la isla de Cuba y algulos Colonias ingleses die jährliche Zahl auf 20,000 an, der Franzose Huber (49) im Jahre 1816 auf 17,733, Roman de la Sagra (50) auf 30,000, Sir Thomas Fowel Buxton (51) auf 60,000, dagegen eine englische Zeitschrift (52) auf 144,000, Mac Leon die aus den Baien von Bonin und Biafra ausgeführten allein auf 84,000, — also seit Beginn der Einfuhr wenigstens 1½ Millionen.

Um das Jahr 1532 fanden sich auf Cuba 4—5000 Indianer und 500 schwarze Sklaven, von denen, nach aufbewahrten Angaben, 16 auf einen Weißen zu rechnen waren. In den folgenden Jahren nahm die Anzahl der Europäer nicht zu, da weitläuftige und wichtige Entdeckungen und Eroberungen auf dem Festlande alles Volk anzogen. Erst später, als man den, durch die Lage Cuba's bedingten vortheilhaften Handel der Inselhäfen kennen lernte, begann die weiße Einwohnerzahl zu steigen (53). Während auf diese Weise die Verhältnisse der Bevölkerung sich bildeten, war Cuba der Ausgangspunkt verschiedener kriegerischer Unternehmungen. 1517 wurde, wie bereits erwähnt, vom Hafen Süd-Habana, das seinen Namen mit dem damaligen Hafen von Carenas, jetzt la Habana genannt, austauschte, der erste Zug gegen Mexiko versucht, der bei Champoton, südlich von Campeche, scheiterte (54). Im folgenden Jahre zogen aus dem Hafen S. Jago de Cuba 250 Mann auf vier Fahrzeugen unter Grijalva's Befehl aus, errangen auf dem Schlachtfelde, wo Hernandez de Cordova

unterlegen war, einen Sieg ([55]), mußten aber doch, zu weiteren Unternehmungen geschwächt, nach Cuba (de S. Jago) zurückkehren.

Velasquez bildete jetzt eine größere Macht. 618 Fußleute, 16 Reiter, 11 Kanonen auf 10 Fahrzeugen wurden Hernandez Cortez anvertraut. Mochte dieser den Wankelmuth Velasquez' gekannt haben, Cortez lichtete zeitig die Anker in Süd-Habana, und als der Gegenbefehl des mißtrauischen Oberbefehlshabers anlangte, war die Flotte bereits abgesegelt. Velasquez beeilte sich, eine vierte Expedition von 900 Mann Fußtruppen, 85 Reitern und 12 Kanonen auf 18 Schiffen auszurüsten ([56]), die er unter Befehl seines Freundes und Landsmannes Panfilo Narvaez aussandte, welcher des Cortez todt oder lebend sich bemächtigen sollte. Am 24. Mai 1520 fand die Entscheidung statt. Unfern der mexikanischen Küste fiel Narvaez in die Hände des Cortez, der nun beide Heere unter seinem Commando vereinigte. Was seine Laufbahn hemmen sollte, förderte sie erst recht; denn nur mit der gesammten vergrößerten Macht konnte er Unternehmungen vollenden, wie die Eroberung Mexiko's. Velasquez starb im Jahre 1524 aus Gram, als er den gegen Cortez in Spanien anhängig gegemachten Proceß verlor ([57]).

Vergeblich hatte Velasquez um die Colonie wirkliche Verdienste sich erworben, vergeblich mit Hilfe des ränkevollen Passamonte von Diego Colombo auf Domingo sich unabhängig gemacht, vergeblich durch den Bischof von Burgos, dessen Nichte er heirathete, als er Premierminister ward, die Würde eines Adelantado und Generalcapitains über Cuba errungen, — Ränke, kleinliches Mißtrauen und Geiz erschwerten den Umgang mit ihm, der Mangel kriegerischer Talente ward sein Sturz und Ende.

Nachdem Rojas Gonzalo und Guzman zweimal im Gouvernement gewechselt, wurde die Regierung Diego del Soto anvertraut, der gleich nach seiner Ankunft aus Europa 1538 die Eroberung Florida's unternahm, während welcher er die Regie-

rung seiner Frau Donna Isabella de Baradilla überließ, die unterdeß in Santiago herrschte. Von Soto, dem ersten vom Vicekönigreich S. Domingo völlig unabhängigen Statthalter, bis auf Roncali, der 1850 an's Ruder trat, haben 95 Generalcapitaine das Scepter über Cuba geführt.

Der Hafenort Barracoa war die älteste Hauptstadt der Insel, ihre Kirche wurde durch eine Bulle des Papstes Leo X. im Jahre 1518 zur Kathedrale erhoben ([58]), allein von den drei ernannten Bischöfen erschien keiner, Besitz zu ergreifen von seiner Diöcese. 1525 endlich wurde die Hauptkirche nach Santiago verlegt, welches von dann ab Residenz des Gouverneurs blieb. Nicht nur Neid und Uneinigkeit unter den Machthabern hemmten das Emporblühen der Orte, die sieben von Velasquez gegründeten Städte mußten 25 Jahre nach ihrem Entstehen harten Prüfungen sich unterziehen. Während anderthalb Hundert folgender Jahre wurden sie abwechselnd von den Brüdern der Küste, wie sich die Flibustier nannten, geplündert, verbrannt und von den unermüdlichen Einwohnern wieder erbaut. Die bisher Habana genannte Stadt der Südküste war 1519 verlassen und nach Porto Carenas versetzt worden, mit dem es den Namen tauschte. In Handelsbeziehung und als Kriegshafen bot die neue Habana günstigere Lage dar, mußte jedoch schon 1538 dem ersten Angriffe der Seeräuber erliegen.

Es wäre hier der Ort, einige Worte über Entstehen, Zweck und Geschichte der Flibustier einzuschalten, welche der Leser meist nur aus schlechten Romanen kennen lernt. Jene Verbrüderungen gehören unter die wesentlichsten und einflußreichsten Erscheinungen in der Geschichte Amerika's. Spanien, der früheste und ursprünglich einzige Grundbesitzer auf amerikanischem Boden, sah mit Eifersucht die Macht Portugals auf dem südlichen Festlande sich ausbreiten und untersagte fremden Schiffen, in seinen Besitzungen Handel zu treiben. Dieses hinderte nicht andere europäische Völker, Engländer, Franzosen und Holländer, verbotenen Handel an-

zuknüpfen, der gleich dem heutigen Schmuggelhandel, häufig zu blutigen Kämpfen Anlaß gab. Das abenteuerliche Leben, der Drang nach Freiheit und Unabhängigkeit, nach kriegerischen Händeln, welcher sich durch die Reformation in seiner Lossagung von gewohnten Oberhoheiten, mehr noch in den Abenteuereien des dreißigjährigen Krieges deutlich kund gab, fand in den amerikanischen Seezügen ein erwünschtes Ziel, seinen vollkommensten Ausdruck. Um 1600 stieg die Lust an transatlantischen Fahrten bis zu einer californischen Leidenschaft. Der Handel mit Pelzwerk und Farbeholz schien weniger lohnend, da spanische Wachsamkeit häufig die besten Hoffnungen zu nichte machte, und bald ward die Rolle des Leidenden in die des Angreifenden verwandelt. Man fand es vortheilhafter, befrachtete spanische Kauffahrer aufzuheben und mit ihrem Reichthum seinen Erwerb zu erhöhen. — Zum Theil gescheiterte, zum Theil flüchtige Piraten hatten unterdeß bei den Caraïben der kleinen Antillen Aufnahme und Schutz gefunden. Die hier gebaute Baumwolle und der Tabak lockten Handelsfahrzeuge herbei, und bald befestigte sich freundschaftlicher Handelsverkehr mit den Söhnen der Wildniß, die gerne Vortheil zogen von den Kenntnissen und Verbindungen der weißen Schützlinge. Die Caraïben duldeten auf ihrem Boden die Bildung von Niederlassungen, welche aus unbedeutenden Anfängen nach und nach heranwachsend, ehe man dessen sich versah, zu Herren des Landes emporstiegen und die früheren Schutzherren grausam unterdrückten. Vermischten sich die Weißen an manchen Orten mit der Urbevölkerung, so konnten solche Fälle doch nur als Ausnahme aufgewiesen werden. Solche Niederlassungen, ursprünglich von den europäischen Mutterländern unabhängig, waren der Markt für die geraubten spanischen Güter, welche hier freien Absatz fanden. Die von England und Holland gegen Spanien geführten Kriege gaben bald Veranlassung, den neu entstandenen Raubkolonien festern Halt zu gewähren, indem diese den europäischen Mutterländern angeschlossen,

kräftiger aufzutreten vermochten. Die Regierungen verstanden es, durch kluge Maßregeln der wilden rohen Kräfte in ihrem Sinne sich zu bedienen, regelten die Zustände, gewannen endlich die Ueberhand und lenkten die Gesellschaft in das Fahrwasser gesetzlich geordneter Verhältnisse. Man hat jene Züge der Flibustier mit den Fahrten der sicilischen Seeräuber des Alterthums nicht unpassend verglichen und dürfte auch aus neuer und neuester Zeit Verwandtes auffinden. Wir erinnern an die nordamerikanischen privaten Ausrüstungen und Feldzüge gegen Cuba und Mexiko, welche so lange sich wiederholen, bis die Regierung dem lautwerdenden Volkswillen nachgebend, ihrerseits Schritte thut, das begonnene Werk auszuführen und zu befestigen. Die Gründung der englischen Settlement Belize, der englischen Schutzherrschaft über die Mosquitoküste, die Besatzungen Greytowns, der Tigerinsel, sind Erscheinungen, welche sich den früheren auf den kleinen Antillen, Portorico und Jamaica würdig anreihen. Einzelnheiten für die Geschichte der übrigen Inseln aufsparend, kehren wir zur Vorzeit Cuba's zurück.

Wegen Unsicherheit aller Meeresufer verlegte die Regierung ihren Sitz von dem an der östlichen Südküste gelegenen Cuba nach Bayamo, welches zwischen dem Gebirge von Cobre und dem Rio Cauto einen sichern Aufenthalt gewährte, ohne daß der Bischof Diego Sarmiento bestimmt werden konnte, seinen alten Sitz aufzugeben. 1554 bemächtigten sich Franzosen nach zweimaligem Angriffe der Stadt und entführten eine Summe von 50,000 Dukaten, schonten aber, nach Bericht des Bischofs, das Sakrament der Kirchen bis auf einige Silberbarren, die ihnen wohlgefielen. Im folgenden Jahre erlitt die Habana das nämliche Schicksal.

Der Schrecken, den die Flibustier mitbrachten, verursachte, daß schon beim Anblick des fernsten Segels alle Einwohner aus den Häusern in die Berge sich flüchteten und nach und nach den Fuß-

tapfen Balboa's, Pizarro's und Canneto's nach Darien, Peru und Chile folgten. Diego Sarmiento, der Bischof, schrieb am 20. April 1556 von Bayamo, wohin er nach Zerstörung Cuba's dem Gouverneur gefolgt war: „Alles fehlt, selbst der Meßwein, alle Welt beeilt sich, die Insel zu verlassen, nur die ihre Besitzungen nicht veräußern können, bleiben; selbst für den dritten Theil des Werthes findet sich kein Käufer. Ein einfaches Blatt Papier kostet 1 Realen (16½ Kop., oder 5½ Sgr.) und eine Wara (gegen 1½ Ellen) grobes Zeug 1 Castillano (so viel als 5¹⁄₂₇ Mark Silber)."

Die Regierung drohte den Auswanderern mit Einziehung der Güter und dem Tode. Umsonst! Der Strom war nicht zu dämmen. Bis Ende des 17. Jahrhunderts dauerten die Landungen der Flibustier. Die Habana, Santiago, Puerto Principe, Santo Espiritu, Trinidad und San Juan de los Remedios, das 1545 gegründet worden war, wurden der Reihe nach und zu wiederholten Malen geplündert und abgebrannt.

Im Jahre 1602, als Don Pedro Valdez die Generalcapitainschaft von Cuba übernahm, ward diese mit dem Amte eines Generalcapitains der Habana vereinigt, doch ohne sofortigen Nutzen zu erzielen; die Räubereien wurden nicht gehindert. Dem damaligen Bischofe von Bayamo setzten die Piraten bei seinem Besuche in Santiago stark zu, er wurde geplündert und an Bord gefangen gehalten, bis eine Lösung von 200 Dukaten und 5 Arroben (125 Pfund) Rindfleisch, welche den guten Humor der Korsaren bezeugen, eingebracht wurden. Erst 1663, als der neue Generalcapitain Don Rodrigo de Flores y Aldana anlangte, begann man die Habana, und ungefähr um dieselbe Zeit auch Santiago zu befestigen, was jedoch die Ueberfälle der Seeräuber nur wenig aufhielt ([59]).

Bayamo wechselte mit Santiago als Sitz der Regierung bis 1607, in welchem Jahre die Insel in zwei Provinzen, mit

den Distriktstädten Cuba und Habana getheilt wurde. Letztere ward zur Residenz erklärt und behauptete ihren Rang bis auf den heutigen Tag ununterbrochen. — Kaum stellte sich einige Sicherheit des Lebens ein, als die Bevölkerung sich gemächlicher anbaute. Lange galt der Viehzug zum Verkauf in den Häfen des Festlandes als das einträglichste Geschäft, und erst von 1550 ab begann der Getreidebau und die Cultur anderer Nahrungspflanzen sich Bahn zu brechen. Im Jahre 1580 breitete sich der Tabaksbau weiter aus, und ungefähr um dieselbe Zeit wurde die erste Zuckersiederei gegründet. Dennoch blieb die Pflege des Rohres bis zum Ende des 18. Jahrhunderts weit zurück. — Als im Jahre 1656 Jamaika von den Engländern in Besitz genommen wurde, ließen sich 8000 von dort Ausgewanderte auf Cuba nieder und brachten ihren Landbau und Erwerb herüber ([60]). Im Jahre 1690 gründeten mehrere aus den beunruhigten Küstenstädten verscheuchte Bürger im Mittelpunkte der Insel Villa Clara, und als drei Jahre darauf die Verhältnisse fester sich gestalteten, nahm, östlich von der Habana, Matanzas seinen Ursprung, das heute neben der Habana der bedeutendste Handelshafen der Insel ist. Im Jahre 1670 war die Anzahl der Städte und Burgen bis auf 12 angewachsen. An die Stelle der Flibustier traten von nun ab Engländer und Holländer, welche fortwährend gegen die Insel sich rüsteten. 1623 bemächtigten sich vorübergehend die Holländer der Insel. Die Besatzungen zu Santiago und der Habana wurden verstärkt. Unter den zahlreichen Angriffen war der vom Jahre 1762 am heftigsten. Nach zweimonatlicher Belagerung wurde am 14. August die Habana von der 28,000 Mann starken englischen Armee genommen ([61]), aber der Feind vermochte nicht, seine Herrschaft in's Innere der Insel weiter auszudehnen und mußte dem Vertrage von Fontainebleau zufolge die Stadt gegen Ende des ersten Jahres räumen.

Die Colonialcultur tauchte sichtbarer auf, die Ausfuhren ver-

doppelten sich; Honig und Wachs standen in den Ausfuhrlisten oben an, seitdem man Bienen aus Florida herübergebracht hatte. Von dieser Zeit ab bis 1790 waren die Verbesserungen und Erweiterungen im Landbau und Handel, die Verstärkung der Landbefestigungen und der Seemacht im Zunehmen begriffen. Dennoch überstiegen die Ausgaben des Mutterlandes für die Insel bei weitem die Einkünfte derselben ([62]). Von 1765—1778 betrug die Staatseinnahme durchschnittlich 345,190 Piaster (459,102 R. S. oder 503,126 Thlr. Pr.) im Jahre, welche Summe 1779—1791 auf 577,159 Piaster stieg, während gleichzeitig die Ausgaben das Dreifache betrugen. 1777 endlich war Cuba zu einer unabhängigen Generalcapitainschaft erhoben worden. Bis zum Jahre 1791 sandte Mexiko 700,000 Piaster für die Flotte und das Arsenal der Habana 290,000 für ihre Garnison, 146,000 für die von Santiago de Cuba, 150,000 für die Befestigungen und 500,000 für den Ankauf des monopolisirten Tabaks, — eine Totalsumme von 1,786,000 P. (2,375,380 R. S. oder 2,603,156 Thlr. Pr.).

Im Jahre 1791, als San Domingo, bisher die Königin der Antillen, vom Beispiele des französischen Mutterlandes erregt, die Sklavenfessel brach, um sich, der Tyrannei ledig, in schwarzer republikanischer Freiheit und Zügellosigkeit zu ergehen, hub für Cuba der Tag einer neuen glanzvollen Entwickelungsperiode an. Französische Flüchtlinge, aus ihren Befestigungen in S. Domingo vertrieben, brachten Reichthum, Kenntnisse, Erfahrung und Betriebsamkeit nach Cuba. Von nun an tauschten beide Inseln ihre Rollen und während letztere zum Lichte der Civilisation sich emporschwang, stürzte jene in die Nacht der Barbarei zurück. Die Einwanderungen aus S. Domingo dauerten von 1795—1803, wo die Verhältnisse daselbst sich auf's Neue zu regeln begannen.

Wenn wir auch ein höheres Gesetz, als das der Zahlen anerkennen, müssen wir doch für's Erste bei dem Satze stehen bleiben: „numeris regitur mundus." Wir haben vorhin den Stand

der Einkünfte und Ausgaben auf Cuba in den Jahren 1765—1791 verzeichnet und finden aus den Jahren 1793—1814 einen bedeutenden Aufschwung ([63]). Während dieser Jahre empfing der Staatsschatz jährlich 166,593, von 1815—1818 jährlich schon 2,189,428 Piaster (2,911,932 R. S. oder 3,191,590 Thlr. Pr.).

Mit den Franzosen war die Kaffeecultur, welche man bisher gar nicht gekannt hatte, eingeführt worden.

Die Kriege des Mutterlandes gegen England und Frankreich unterbrachen den Handel mit den Kolonien in Amerika, und Spanien hatte sich 1797 genöthigt gesehen, zeitweilig neutralen Staaten Zutritt in seine transatlantischen Häfen zu gestatten. Nordamerika machte von der Erlaubniß den frühesten und umfassendsten Gebrauch. Kaum aber war die Gefahr überstanden, als Spanien sich beeilte, den alten Zwang herzustellen. Vergeblich! der Freihandel in Schmuggelhandel umgewandelt, dauerte im Geheimen fort; denn der erwachte Spekulationsgeist ließ nicht in die alten Fesseln sich zurückbannen. Während Spanien in Europa durch Frankreich in Anspruch genommen war, hatten die vom haïtischen Beispiele angeregten Negersklaven (1812) eine Verschwörung im Großen angezettelt, welche auf nichts Geringeres, als auf Vernichtung aller Weißen abgesehen war. Zufall brachte das Geheimniß an den Tag und die Hinrichtung der Rädelsführer, unter denen der freie wohlhabende Neger Aponte sich besonders hervorthat, stellte die alte Ordnung wieder her. Die Furcht vor neuen Aufständen erhielt die übrigens durch manche Maßregel der Regierung gekränkten Cubaner dem Mutterlande. Bereits 1813 hatte der Freihandel sich weiter ausgedehnt und wurde schließlich 1818 durch Ferdinand VII. gesetzlich anerkannt.

Schon setzten die Cortes von 1820—1822 den Handel in neue Zweifel, als das Jahr 1823 ihm volle Freiheit wiedergab. Man behielt die 1822 gestiftete Handelsniederlage bei, welche in der Folge den Glanz der Habana begründen half. — Unterdessen

waren die Besitzungen des Mutterlandes auf dem amerikanischen Festland unabhängig erklärt worden; Mexiko, Jukatan, Guatemala hatten sich selbstständig konstituirt. Spanien, welches allzuträge dem Treiben zugesehen hatte, und weit entfernt, die Selbstständigkeit jener neuen Staaten anzuerkennen, beschloß kräftigere Maßregeln und 1829 verließ eine Flotte die Habana, um unter dem Oberbefehl des Generals Barrados in Tampico zu landen, kehrte aber bald nach Verlust der halben Mannschaft und nicht sehr ehrenvoller Kapitulation zurück. Cuba blieb dem Mutterlande, von welchem es bisher unterstützt worden war, treu und erwarb sich den Namen der: „Siempre fiel isla de Cuba," dem auch der bald unterdrückte Sklavenaufstand (1830) keinen Eintrag zu thun vermochte.

Von nun ab, da Spanien die bedeutendsten, reichsten Hilfsquellen in Amerika durch seine Trägheit verloren hatte, widmete es den geringen Ueberbleibseln seiner Macht größere Sorgfalt. Mißbräuche aller Art hatten sich in die Verwaltung Cuba's eingeschlichen, und wen durfte solches in einer Kolonie wundern, die, gleich anderen spanischen Besitzungen, als ein Mittel angesehen worden war, Günstlinge des Hofes auszustatten, heruntergekommene Hidalgos wieder zu Vermögen zu bringen. Auf Cuba wurden die höchsten Aemter an Leute vergeben, die in Spanien nicht zum Dorf-Alkalden getaugt hätten, — nicht an Talenten, aber an Geldgier und Erpressungskunst genial-erfinderisch! Höhere Beamte schwelgten im Genusse der Landeseinkünfte, die sie als Privatrente betrachteten, und obgleich das Gesetz eine sechsjährige Wahlperiode vorschreibt, blieben diese Schmarotzer in ununterbrochenem Genuß der einmal gewährten Posten.

Im Jahre 1832 endlich ging das cubanische Gouvernement in die Hände des Generals Don Miguel Tacon über, dessen kraftvolles Auftreten dem Laufe der cubanischen Angelegenheiten eine neue Bahn brach. Nur ein energischer, eiserner Charakter, wie er,

konnte den Augiasstall althergebrachter Mißbräuche auskehren. Von Straßenräubern wimmelte Stadt und Land, ja einer von Tacons Vorgängern hatte sich nicht entblödet, einem Kläger anzurathen, er möge, um seines Eigenthums und seiner Person sicher zu sein, gleich ihm, um 7 Uhr sich zu Bette begeben. War ja einmal ein Räuber oder Dieb vor Gericht gestellt worden, so entging er der Verurtheilung durch Bestechlichkeit der Richter, welche wegen der theuern Justiz weniger von den Schurken, als von ehrlichen Leuten gefürchtet wurden. Tacon erließ die strengsten Gesetze gegen Diebereien und Raubanfälle, verbot das Waffentragen bei Androhung öffentlicher Arbeit und Ketten, schloß die Spielhäuser, untersagte das Monte, ein Hazardspiel, welches noch heute auf dem Festlande in allen frühern spanischen Besitzungen grassirt. Patrouillen, oft unter Tacons persönlicher Anleitung, durchstreiften die Stadt und ergriffen das verdächtige Gesindel. Ein angesehner Beamter, der, von den Anverwandten eines verurtheilten Spitzbuben bestochen, dessen Flucht unterstützt hatte, mußte die zurückgelassenen Handschellen anlegen. Auf der Alameda an der Punta waren in eisernen Käfigen die Köpfe einiger Verbrecher zur öffentlichen Warnung ausgestellt. Bei der Ueberzahl von Taugenichtsen, welche Stadt und Umgegend durchschwärmten, ist nicht zu verwundern, wenn Tacon in Kürze deren 2000 einfing. Aber sie sollten nicht unthätig auf Kosten des Staates gefüttert werden, sondern mußten großartige Bauten und Anlagen ausführen, welche der unermüdliche Gouverneur entwarf und die noch heute seinen Namen tragen, eine Straße, die Wasserleitung, die Alameda, die großen Gefängnisse, das Theater. Auf Tacons Befehl wurde die erste Eisenbahn in den Zuckerdistrikt von Guines erbaut. Vergeblich haben ihn reiche Habanesen, denen er so wenig wie Unbemittelten Gesetzlosigkeit durchgehen ließ, beschuldigt, öffentliche Gelder zu eigenem Nutzen beseitigt zu haben. Jetzt, da er todt ist und unparteiische Leute

mit ruhigem Blute seine Werke an den Früchten beurtheilen können, gesteht man die Nothwendigkeit jener Strenge mit Dankbarkeit und mit Beschämung seine Treue und Redlichkeit ein.

Denkwürdigen Beitrag zur Regierungsgeschichte dieses ausgezeichneten Mannes enthält auch die Parteischrift: »Expression de Agravios ante el Tribunal Supremo de Justitia, por el Ayuntamiento de la Habana sobre cargos en residencia al General Tacon. New-York by Dossueur et Comp. 1839.«

Wie streng, wie gerecht, wie furchtlos und ohne Unterschied der Person Tacon die Gesetze zum Schutz der persönlichen Sicherheit handhabte, davon giebt folgende Begebenheit, die heute noch im Munde der Bevölkerung lebt, ein Beispiel. Miralda Estalez, ein habanesisches Mädchen von vollendeter Schönheit, hatte nach dem Tode ihrer Geschwister und Eltern als einzige Erbin den Besitz eines Hauses und Cigarrenladens angetreten, der alsbald zum Wallfahrtsort der gesammten habanesischen Männerwelt erhoben, zu den ersten Berühmtheiten des Ortes gehörte. Miralda zählte erst sechszehn Jahre, allein die frühen traurigen Lebenserfahrungen hatten ihrem Wesen einen ehrfurchtgebietenden Ernst verliehen, der die Würde idealer Schönheit unterstützte. — Nie stand ihr Laden leer. Wer eine Cigarre anzünden wollte, sprach bei ihr ein, der eifrige Geschäftsmann beflügelte seinen Schritt, um einen Umweg durch die Calle de Commercio zu machen, und wenn er auch sonst nicht daran gedacht hätte, hier mußte er sich eine Cigarre holen. — Aber von allen Gästen, die um ihre Gunst sich bemühten, war keiner, dem sie den geringsten Vorzug gewährte, bis endlich sich ergab, daß sie einen jungen Schiffer Pedro Mantanez begünstige, der zwischen dem Castell Morro und der Punta eine Fähre leitete.

Nur der Graf Almante, so nennt ihn ein Berichterstatter, einer der Löwen und ersten Taugenichtse der Havana, schenkte dem Gerede keinen Glauben und hielt sich für den Auserkorenen der

schönen Miralda, ohne zu merken, daß sie jedem anderen Besucher dieselbe Höflichkeit und Zuvorkommenheit bewies, als ihm. Wie sollte auch er, dem noch kein weibliches Wesen widerstanden hatte, glauben, daß er an diesem bürgerlichen Mädchen scheitern könnte?

Tage- und Stundenlang hatte er in liebenswürdigstem Gespräche bei ihr gesessen und als er glaubte, daß die Angelegenheit zu vollkommener Reife gediehen sei, trat er eines Abends bei ihr ein, rauchte eine Cigarre an und vertiefte sich in's Gespräch, bis die übrigen Magazine geschlossen wurden und die Straßen verödeten. — Kaum aber glaubte er sich vor fremder Störung sicher, als er mit seinem Anliegen hervortrat. Er bot dem Mädchen jede beliebige Kaufsumme und sein Schloß in der Vorstadt Cerro für ihr Geschäft und ihr Haus unter der Bedingung, daß sie in die neue Wohnung einziehen und ihm als Geliebte sich hingeben sollte. Miralda nannte statt jeder Erwiederung einen andern Laden, wo viel feinere Cigarren verkauft würden, als die ihren, und sprach die Hoffnung aus, daß der Graf in Zukunft dort seinen Bedarf befriedigen werde. — Almante nahm scherzend diese Entgegnung für Verstellung und näherte sich ihr. Miralda aber, die einen ähnlichen Ausgang schon längst mochte gefürchtet haben, erwartete ihn mit gezücktem Dolche und zornesfunkelndem Auge. Mit gesenktem Blick verließ Graf Almante die Schwelle.

Das Mädchen athmete auf und glaubte von dem Verfolger für immer erlöst zu sein. — Mehre Tage waren vergangen, als Abends ein Commando Soldaten an Miralda's Hause Halt machte. Der Lieutenant befahl ihr im Namen des Gesetzes zu folgen und das Mädchen, obgleich keiner Schuld sich bewußt, wagte nicht, dem Willen Tacons sich zu widersetzen. Sie folgte. Als aber der Marsch an den Gefängnissen vorüber, zur Stadt hinaus sich fortbewegte, stieg ihre Angst und sich sträubend fragte sie, wohin man sie entführe. Stillschweigen war die Antwort und mit Zwang wurde sie die Alameda hinauf bis zum Cerro und vor

das Schloß Almante's geführt. Der Graf empfing sie lächelnd, empfahl sich ihrer Huld und sprach die Hoffnung aus, daß sie ihren starren Sinn werde erweichen lassen. Miralda lüftete den im Kleide verborgenen Dolch und trat ruhig in die ihr bestimmten Gemächer ein. Hier brachte sie mehre Nächte und Tage in Einsamkeit zu, denn sie duldete nicht den Besuch des Verräthers und lebte der gewissen Hoffnung, daß Pedro, dem sie bereits von den Zudringlichkeiten Almante's erzählt hatte, ihren Aufenthaltsort entdecken werde. So geschah es, und der Geliebte fand in der Verkleidung eines Mönches den gewünschten Zutritt in ihre Zimmer.

Das Vertrauen der Liebenden wandte sich dem Generalcapitain zu, dessen Gerechtigkeit und Strenge auf der Insel sprichwörtlich geworden waren.

Pedro Mantanez fand bei Tacon freien Zutritt und williges Gehör. „Miralda ist Deine Schwester?“ fragte der Gouverneur mit finsterer Miene, als der Kläger geendet hatte. „Meine Verlobte!“ Der Gouverneur hieß ihn näher herantreten, hielt ihm ein Crucifix vor und verlangte durchdringenden Blickes die Bekräftigung der gemachten Aussagen mit einem Schwur bei Himmel und Seligkeit. Pedro küßte knieend das Kreuz und schwur. — Der Generalcapitain hieß ihn in einem anstoßenden Zimmer warten, denn seine Angelegenheit werde bald Erledigung finden.

Nach Verlauf zweier Stunden standen Miralda und Almante vor ihrem Richter. „Sie haben,“ wandte sich der Gouverneur zum Grafen, „die Uniform der Polizei zur Entführung dieses Mädchens gemißbraucht?“ „Ich war so leichtsinnig, Excelencia. Ich kann es vor Gott nicht verantworten.“ — „Der höchste Richter später. Jetzt frage ich auf Ihre Ehre: Ist dem Mädchen in der Gefangenschaft Gewalt angethan worden?“ „Bei meiner Ehre, nein!“ Tacon warf einige Worte auf Papier und sandte den Zettel hinaus. Nachdem die Untersuchung fortgesetzt, die Aussagen in Gegenwart Pedro's mit einander verglichen worden

waren, trat ein Geistlicher im Amtsschmuck ein, dem der Gouverneur befahl, die Ehe zwischen Miralda Estalez und dem Grafen Almante zu vollziehen.

Vergeblich suchte dieser gegen den Zwang Einsprache zu erheben, vergeblich brachte er seinen Adel in Erinnerung, vergeblich flehte Pedro. Miralda stand vernichtet, und bevor sich noch einer der Betheiligten zu besinnen vermochte, war die Verbindung vollzogen. Auf gegebenen Befehl durfte Almante das Schloß verlassen, Miralda und Pedro aber mußten bleiben, während Tacon seine Amtsgeschäfte fortsetzte. — Noch keine halbe Stunde mochte verstrichen sein, als der wachhabende Officier eintrat. „Ist der Befehl vollzogen?“ „Ja, Excelencia! Neun Kugeln haben den Grafen getroffen, als er die bewußte Straßenecke vorüberritt.“ „Du wirst,“ wandte sich der Gouverneur zum Priester, „die vorschriftsmäßige Verkündigung der eben vollzogenen Ehe, sowie die Anzeige vom Tode des Grafen Almante übernehmen und hinzufügen, daß in Ermangelung miterbender Geschwister, die Wittwe des Grafen einzige Erbin seines Vermögens und seines Namens ist.“

Miralda und Pedro forderte er auf, ihre Angelegenheit selbst weiter zu betreiben und entließ sie wohlwollend.

Tacon war der unumschränkte Gewalthaber der Insel und keine Berufung gegen sein Urtheil durfte stattfinden. So lange er am Ruder stand, ließ ihm der König freien Willen, und erst in späteren Jahren haben Einmischungen der Regenten des Mutterlandes — nicht immer zum Besten Cuba's — stattgefunden.

Die Eisenbahnen und weitere Entwickelung der Insel.

Eifersüchtig und streng bewacht Spanien seine kostbare Provinz, je mehr Gelüst Engländer und Nordamerikaner nach ihrem Besitze oder nach Beseitigung ihrer Handelsherrschaft an den Tag legen. Cuba ist der Schlüssel des mexikanischen Golfes, der schon heute seiner größern Küstenausdehnung nach den vereinigten Staaten Nordamerika's angehört, es ist der natürliche Handelsmittelpunkt für die Häfen des mexikanischen und caraïbischen Meeres, welche früher oder später dem großen nordamerikanischen Staatenbunde heimzufallen bestimmt scheinen.

Die Lage zum benachbarten Festlande und die Beschaffenheit der Insel waren geeignet, sowohl den Anbau des Innern als den Handel mit den Küstenländern des mexicanischen Meerbusens und der Hondurasbai in jeder Weise zu begünstigen. Schon die alten Phönizier und Karthager, scheint es, empfingen von Cuba Kunde; denn von welcher Insel westlich von Afrika, jenseit der Säulen des Herkules im großen Ocean, hätte Diodor, der Sikuler, angesichts Siciliens, Sardiniens und Corsika's sagen können: *„νῆσος ἀξιόλογος μεὶ τῷ μεγέθει"*. Wer Cuba gesehen, findet besonders die Worte: *ἔχει δὲ χώραν καρποφόρον, πολλὴν μὲν ὀρεινήν, οὐκ ὀλίγην δὲ πεδιάδα, κάλλει διαφέρουσαν. Διαῤῥευμένη γὰρ ποταμοῖς πλωτοῖς, ἐκ τούτων ἀρδεύεται"*

den cubanischen Landeseigenthümlichkeiten angemessen ([64]). Zwischen dem gebirgig rauhen Innern und dem Meeresstrande zieht sich thatsächlich ein Flachland, von zahlreichen Flüssen durchschnitten, dahin, die erst mit ihrem Austritt aus dem Gebirge schiffbar werden und an den Mündungen treffliche Ankerplätze bieten.

Seit bald zwei Jahrzehenden haben die Bestrebungen der Yankees diesem Eilande sich zugewandt, und es ist ihnen gelungen, wenn auch keine namhafte Partei auf der Insel zu gründen, so doch durch Handelsverbindungen festen Fuß zu fassen. Aller Protestantismus, sagt Burke, ist Uneinigkeit stiften, ist Opposition, selbst seine gemäßigteste Richtung beruht auf dem Grundgedanken des Widerstandes. Wie könnte nun, fragen Viele, das spanisch-katholische Cuba mit dem erz-protestantischen Nordamerika sich vertragen oder gar befreunden? Die Gräfin Merlin macht den habanesischen Pächter vollends zum Troubadour, der, die Guitarre vor der Brust, die Pistolen im Halfter, durch's Land reitet, der von seiner Schönen träumt und alte Romanzen in die sternhelle Tropennacht hinaussingt. Alle Erinnerungen des ritterthümlichen Mittelalters sind in der Habana lebendig, nur daß sie durch die Weichheit des Himmelsstriches, durch den liebenswürdigen, geselligen Geist und die Sittenfeinheit der Einwohner gemildert erscheinen. Der Genius des Katholicismus durchdringt Alles! Kaum ertönt die Ave-Maria-Glocke, so machen Concert und Ball dem Gebete Platz. Der Lohnkutscher mit der Volante gebietet Stillstand seinem Gaule und versenkt sich in himmlische Andacht. Der Krämer im Cigarrenladen, der Arbeiter auf den Docks, der Kanzlist im Bureau, Alle scheinen von dem Zauber berührt, welcher jene arabische Wüstenstadt einst in unbewegliche Starrheit versetzte, und unwillkürlich erinnere ich mich dabei der Residenz jenes südafrikanischen Königs, in welcher der Gebrauch herrschte, daß, wenn der König trinkt, alle, die im selben Zimmer stehen, zu beten anfangen. Die Anwesenden in den Neben-

zimmern, welche die Betenden gewahren, stimmen mit ein, die auf der Straße Vorübergehenden bleiben andächtig betend stehen, und so geht es weiter fort, bis die ganze Hauptstadt, im Gebete begriffen, weiß — der König trinkt! —

Lassen wir die Romantik ähnlicher Beschreibung ihren Ortes gelten, so sind eben die protestantischen, nüchternen Nordamerikaner praktische Leute, denen man gern die Hand bietet. Solche Gäste finden um so lebhaftern Anklang, als sie in mancherlei Ideen der Bevölkerung eingehen. Ja, eine ansehnliche Partei der „Negerfreunde“ im Norden giebt die Nothwendigkeit der Sklavenarbeit auf Cuba zu, nur um sich in der eigenen Heimat davor zu schützen. Die auf der Insel ansässigen Nordamerikaner gehören zumeist den Sklavenstaaten an, bestärken die Einheimischen in ihren Ansichten über die Sklaverei und lassen gelegentlich fallen, daß in einem Bündnisse mit dem Norden die sicherste Gewährleistung für die Ruhe im Lande und die Sicherheit des Besitzes geboten sei. Und hierin liegt eine starke Verlockung zum Anschluß, um so mehr, als die Vereinigten Staaten einen sicherern Rückhalt zu gewähren scheinen, als das im eigenen Herzen machtlose Spanien, welches seit langen Jahrzehenden der Spielball fremder Mächte und des zügellosesten Einzelwillens seiner Bewohner geworden ist.

Die spanische Trägheit benutzend, ließen sich die Yankees, mit Einsicht und Geld ausgerüstet, auf Cuba nieder. Durch klingende Mittel wurde Mancherlei erreicht, was sonst dem Ausländer ferngerückt stand. Gegen das Gesetz wurden Bürger der Vereinigten Staaten Grundbesitzer auf der Insel, blieben aber, da die Steuervorschrift nur spanische Eigenthümer kennt, aller Abgaben überhoben. Als vollgültiges Zeugniß wurde angenommen, wenn einige, wohl selbst protestantische Freunde irgend welchem Geistlichen versicherten, daß der neue Ansiedler der Rechtgläubigkeit huldige. Wie sollte solcher Freisinn bei Geistlichen Wunder

nehmen, welche unverholen den Unterschied zwischen beiden Kirchenlehren als geringfügig hinstellen, die übereinstimmenden Grundansichten aber als das Hauptsächlichste verehren; wie sollte uns solches Wunder nehmen bei einer Bevölkerung, die frei und offen aller Bildung und allem Fortschritte nachstrebt! In religiöser Beziehung ist nicht ohne Bedeutung, daß von Deutschland aus, wie ein Cubaner, Varnhagen von Ense, versicherte, eine ziemliche Anzahl Bibeln in die Habana ausgeführt werden.

Das Beispiel der Einwanderer vom Norden wirkte auch unter den Cubanern. Die Pflanzungen stiegen im Preise durch wachsende Industrie. Eisenbahnen durchkreuzten bald das Land. Schon im Jahre 1834, wie eben erzählte, wurde durch Tacon die Habana mit dem südöstlichen Guines, darauf östlich mit Matanzas und Cardenas, mit Artemisa und Batabano im Westen und Süden verbunden.

Um vollkommen den Werth der Schienenwege für Cuba zu begreifen, muß man wissen, wie hoch die Transportkosten bei den überaus schlechten, einen großen Theil des Jahres gänzlich unfahrbaren Straßen, aus dem Innern der Insel sich beliefen. Aus dem südwestlich von der Hauptstadt etwa 12½ deutsche Meilen entfernten Thale von Guines wurde 1830 für die Fuhre Zucker 25%, für eine Pipe Rum, welche 15 Piaster kostete, 10 Piaster Transport oder 67% ad val., für Kaffee 12%, für Tabak, je nach dem Werthe 13—30% bezahlt. Syrup, der heutiges Tages in einem Betrage von mehreren Millionen ausgeführt wird, zahlte 300% ad val., ein Preis, der natürlich für entfernter gelegene Gegenden bedeutend stieg. Wie fruchtbar mußte der Boden, wie förderlich mußten alle übrigen Umstände sich gestalten, um diesen Hindernissen zu Trotz die Pflanzer zu bereichern; wie hoch endlich konnte eine Eisenbahn rentiren, welche so wichtige Gegenden des Innern mit den Hafenplätzen verband? — Wenn irgendwo, so sahen es die Grundbesitzer Cuba's ein, welchen Nutzen ihnen die

Schienenwagen bringen würden und um die Bewilligung eines Haltepunktes, an welchem sie ihre Produkte verladen könnten, gaben die Pflanzer unentgeldlich den für die Bahn nöthigen Grund und Boden her. So geschah es, daß in diesem theuersten aller Länder die Eisenbahnen am billigsten hergestellt wurden, und nachdem die von Guines als die erste mit 28,000 Piaster (37,240 Rubel Silber) für die englische Meile bezahlt worden war, beliefen sich die Kosten der späteren mitunter auf nur 17,000 P. (22,610 R. S.) für die Strecke von ⅕ deutscher Meile oder 1½ Werst, während in Amerika dieselbe Bahnlänge für durchschnittlich 36,600 Rubel, in Frankreich etwa für 67,000 Rubel gebaut wird. Die Habana-Guinesbahn wurde auf Kosten der Junta de Fomento (Wohlfahrtsausschuß, Commission der Aufmunterungen) in einer Ausdehnung von mehr als 10 deutschen Meilen angelegt und im Jahre 1842 einer Compagnie für den Preis von 3,500,000 P. (4,655,000 R. S.) verkauft. —

Hierauf folgte die Erbauung der Eisenbahn von Rincon — einer Station der erstern Bahn — über San Antonio nach Guanajai, an die bei Seiba später über Artemisa die Bahn bis Cayajabos sich anschließen sollte. Die Gesellschaft verfügte im Jahre 1850 über 18 Locomotiven, 29 Personenwagen, welche 1550 Reisende zu fassen vermögen, und über 500 Lastwaggons für 3000 Tonnen Waare. Im Jahre 1849 hatten die Dampfmaschinen 39,973 deutsche Meilen Weges durchlaufen (also auf dieser kleinen Insel mehrals sieben und ein Fünftel Mal die Länge des Aequators), 60,531 Güterwaggons und 8627 Personenwagen gezogen, erstere für die Transportsumme von 306,927 P., letztere für 251,000 P., zusammen 557,927 P. oder 659,208 R. S. —

Von Guines wurde die Bahn über Reyes nach Matanzas, dem zweiten Handelshafen der Insel, weiter fortgesetzt. Der Ursprung dieses jetzt so bedeutenden Ortes rührt aus dem Jahre 1693, als man 30 Familien aus den canarischen Inseln zur Ansiedelung

hinsandte. Der englische Mönch Thomas Gage erwähnt dieses Hafens schon in der Zeit seines von 1625—1637 reichenden Aufenthaltes in Mexiko und Guatemala bei Gelgenheit eines Flibustierangriffes auf die Silberflotte, welche im Hafen von Matanzas sich zu retten meinte, von den Seeleuten aber auf den Strand geschickt wurde, weil es den großen Gallionen an ausreichend tiefem Fahrwasser gebrach. — Der Name Matanzas wird von einigen Schriftstellern einer furchtbaren Metzelei zugeschrieben, welche die Conquistadoren hier unter den Urbewohnern anrichteten. Matar heißt im Spanischen „morden", Matanza „die Metzelei". Bernal Diaz aber muß von einer Ermordung der Spanier durch Insulaner wissen (65).

Die Stadt ist zwischen den Ufern zweier Küstenflüsse erbaut, über die hinaus, durch beiderseits steinerne Brücken verbunden, die Vorstädte sich weithin verbreiten. Die niedrigen, früher mit Rhizophoragebüsch bedeckten Ufer sind jetzt mit Häusern umbaut. — Daß Matanzas trotz der Nähe der Habana — in gerader Richtung 33 deutsche Meilen —, trotz der Lage an der nämlichen Küste, seine gegenwärtige Blüte zu entwickeln vermochte, rührt zum Theil von der günstigen Beschaffenheit des Hafens, zum Theil von der Fruchtbarkeit des zugehörigen Distriktes her, welcher hierher seine Produkte verführt; muß aber hauptsächlich dem Eifer und der Umsicht der Einwohner zugeschrieben werden. Im Jahre 1835 belief sich die Zahl der Zuckersiedereien auf 134, die 5,320,800 Pfund Zucker herstellten, und auf 209 Kaffeepflanzungen, welche 4,910,500 Pfund Kaffee erbauten. Sieben Brennereien lieferten 11,410 Faß Taffia, und auf 1507 Wirthschaftshöfen wurden 25,651 Stück Vieh gezählt. —

Das Fort Severino, welches die Stadt vertheidigt, ward zur Zeit der denkwürdigen Einnahme der Habana 1762 vom Commandanten in die Luft gesprengt, aus Furcht, er könnte es gegen einen etwaigen Angriff der Engländer nicht schützen. Im Jahre

1793 eröffnete man den Handelshafen, und namentlich von 1808 ab, als mehre reiche Spanier sich hier niederließen, welche die Unabhängigkeitskriege des Mutterlandes meiden wollten, begann der Wohlstand von Matanzas sich zu bilden. Bereits 1815 wurde es zur Kreisstadt erhoben. Die Einwohnerzahl des Bezirks stieg mit dem Anbau der Umgegend, welche heute die reichsten, größten und schönsten Zuckerpflanzungen der ganzen Insel besitzt und schon 1835 eine Gesammtbevölkerung von 56,311 Seelen aufwies. Die Stadt allein, welche 1840 gegen 19,200 E. zählte, ist seitdem auf 22,500 E. und darüber hinausgestiegen. Obgleich an einigen Stellen morastig, ist die Lage des Ortes durch den welligen Bodencharakter sehr malerisch zu nennen und alles geschieht, um die Stadt wohnlich zu machen. Gerade, reine Straßen, 450 wohlversehene Magazine und Läden aller Art, Promenaden, ein Theater, machen „die Stadt der zwei Flüsse", wie sie wohl auch geheißen wird, zum gesuchten Aufenthaltsorte. Die öffentlichen Gebäude sind sämmtlich von Stein. Das Zollhaus ist das größte, ihm schließen sich die zweithürmige Kirche, das Marinehôtel, die Lotterie, das Schauspielhaus, das Gebäude der philharmonischen Gesellschaft würdig an. Zwei Gymnasien, eine Erziehungsanstalt für junge Mädchen und für beide Geschlechter zwölf Elementarschulen, von denen sieben unentgeltlich, sind den Bedürfnissen der Einwohner angepasst.

Die von drei Festen geschützte Stadt liegt im Grunde einer 1,2 deutsche Meilen tiefen, nach Osten schmal gekrümmten Bucht. Die Produkte des Rohres, Zucker und Syrup, sind die hauptsächlichsten Ausfuhren. 1847 wurde ersterer im Werthe von 5,082,046 P., letzterer im Belauf von 419,693 P. ausgeführt. 1823 belief sich die Ausfuhr auf ein Sechstel der habanesischen und hatte sich 1840 bis auf drei Fünftel der Zuckerausfuhr jenes Hafens erhoben, was ein Drittel des gesammten Zuckers der Insel ausmacht. Den lebhaftesten Handel unterhalten hierher die Ver-

einigten Staaten, England, Spanien und die deutschen Hansestädte. Spanisch Amerika, die Niederlande, Belgien, Frankreich, Rußland, die italienischen Staaten stehen in zweiter Linie. Während die Einfuhren seit dem Jahre 1826 bis 1840 von 1,151,851 P. auf nur 1,708,003 P. sich vermehrt hatten, war die Ausfuhr von 1,997,852 P. auf 3,337,123 P. gestiegen. Konnten die Eisenbahnen durch den starken Besuch des Hafens hervorgerufen werden, so mußte dieser durch das verbesserte Zufuhrmittel noch höher steigen. Die Handelsbewegung, welche 1840 auf nur 5,245,126 P. sich belaufen hatte, war 1847 bis auf 8,188,904 Piaster gestiegen.

Von der Habana-Guines Eisenbahn hatte sich schon bald nach ihrer Eröffnung ein Arm an die Südküste zum Hafen von Batabano abgezweigt. Die Bahn läuft an der nur 700 Einw. zählenden Stadt vorüber an's Meer und hält am Landungsplatze der Dampfschiffe, in dessen Umgebung 1847 eine kleine Niederlassung von einigen fünfzig Einwohnern zu sehen war.

Von Ausführung der projektirten atmosphärischen Eisenbahn, welche auf kürzerem Wege, als bisher geschehen, die Habana (über Rosario und Jaruco) mit Matanzas verbinden sollte, ist keine Nachricht bis zu uns gedrungen, wohl aber wissen wir von einer Zweigbahn von Matanzas über Colisco nach Cardenas und von hier über Montalvo nach Reyes. Dieses war auf Cuba die erste Bahn, welche ohne Aushülfe der Regierung einzig auf Kosten von Actionären erbaut wurde. Ohne Verlust erträgt sie die Concurrenz der nach Matanzas mündenden Bahnen, welche die Umgegend von Cardenas bestreichen. Cardenas, an der Nordküste östlich unweit Matanzas gelegen, besitzt einen ausgezeichneten Hafen, wie deren so zahlreiche an Cuba's Küsten sich darbieten. Die von der Hicacos-Halbinsel gegen Norden und Nordwest geschirmte Bai, in deren südlichem Grunde der Hafen gelegen ist, übertrifft an Räumlichkeit alle übrigen der ganzen Insel. Carde-

nas von allerneuestem Ursprunge, entstand erst im Jahre 1828, als die Regierung zur Förderung des Küstenhandels, zur Erleichrung des Produktenabsatzes an die Hauptausfuhrplätze diesen Hafen eröffnen ließ. Schon zehn Jahre nach Gründung des Ortes bildete sich die Gesellschaft für eine Bahn von Cardenas nach Montalvo, eine Strecke von 7,7 deutschen Meilen. Die Stadt ward 1843 zur Kreisstadt erhoben, der Hafen mit dem Neujahr 1844 dem auswärtigen Handel übergeben. Erst 1843 begann man den Bau der ersten Kirche, bald darauf erstanden zwei Elementar-Freischulen für Kinder beider Geschlechter. 1846 war die Zahl der Häuser auf 310, die Zahl der Bewohner auf 3,103, Ende 1848 die Zahl der letzteren schon auf mehr als 5000 gestiegen. In dem einen Jahre von 1846 auf 1847 hatte sich der Umsatz im Handel von 582,551 auf 857,017 P. erhöht.

Zwei Jahre später, als die Gesellschaft von Cardenas, trat eine andere Compagnie zusammen für eine Bahn von Managuisco nach Jucaro, einem zweiten Landungsplatz an der Bai von Cardenas, und auch auf dieser Strecke waren im Jahre 1849 an Reisenden 14,650 Personen, an Zuckerkisten 137,898, an Syrupfässern 23,180 Stück befördert worden.

Später wurde eine Verbindungslinie von Montalvo über Corralfalso und Roque an die Cardenas-Managuiscobahn geschlossen, diese bis La Macagua verlängert und so weit — abgesehen von den an die Häfen ableitenden Schienenwegen — eine ununterbrochene Bahnlinie durch das Innere der Insel von Westen nach Osten (in gerader Richtung 85 deutschen Meilen oder 595 Wersten) geführt. Damit der Leser von diesen und den weiter unten verzeichneten Eisenbahnen ein deutliches Bild sich machen könne, bitte ich die beigefügte Karte zur Hülfe zu nehmen, auf welcher die wissenswerthesten Orte und sämmtliche Bahnen verzeichnet stehen.

Im Projekte liegt, das Innere der ganzen Länge nach mit

einer fortlaufenden Bahn zu versehen, um die vorzüglichsten Orte der Küste auch mit einander zu verbinden. Eine schwierige Aufgabe wegen der ansehnlichen Gebirgszüge, welche die Insel durchstreifen.

Südöstlich von Matanzas, an der zwischen die Berge der Südküste sich einzwängenden Bai von Jagua ([66]), liegt der Bezirk Ferdinandina de Jagua, die in Columbus' Tagebüchern verzeichnete altindianische Provinz Orofai, einst stark bevölkert, wie noch heute die in den Flüssen und in der Erde zahlreich gefundenen Kupfergeschirre, steinerne Beile und allerlei anderes Geräth ausweisen.

Seit der Verheerung durch die Conquistadoren war der Boden nicht mehr angebaut worden, bis nach Jahrhunderten der Oede im Jahre 1817 dem französischen Oberstlieutenant Louis de Clouet ein Landstrich von 100 Caballerias (=1342 Hektaren = 36,013 livländische Loofstellen = 52,552 preußischen Morgen) an jener Bucht für dem Staate geleistete Dienste angewiesen wurden. Clouet — so erzählte mir ein Habanero —, ein unternehmender Mann, hatte mehrere Colonistenfamilien hingeführt und sich in Gesellschaft einiger Freunde auf dem neuen Grundeigenthume angesiedelt. Durch die günstige Lage an einem schönen Hafen beflügelt, hob sich die junge Colonie und bereits nach Verlauf von fünf Jahren überraschte Clouet seinen Gönner, Cienfuegos, den spanischen Minister, früheren Generalcapitain Cuba's mit der Nachricht, daß auf dem verliehenen Boden eine nach ihm benannte Stadt von bereits 2000 theils handelsthätigen, theils Plantagenbau treibenden Einwohnern erwachsen sei. Clouet wurde 1829 zum Obristen, und zum Gouverneur der Stadt und des Distriktes Cienfuegos ernannt, welche auf eine lange Jahresreihe von dem Generalcapitain von Cuba unabhängig direkt dem Colonialministerio untergeordnet war. Clouet und seine männliche Nachkommenschaft erhob man für alle Zukunft zu Gouverneuren der Stadt. Diese

Unabhängigkeit, der rasche Handelsaufschwung des Ortes erregten dem Ausländer den Neid und die Mißgunst der Eingeborenen. Ja es geschah, daß Clouet einst in der Habana auf dem Balkon des Gouvernementspalastes von einem unsichtbaren Büchsenschützen niedergestreckt wurde. Zufällig gingen einige seiner Freunde im selben Augenblicke vor dem Schlosse vorüber, eilten hinauf, verbanden und retteten den Verwundeten, ohne jedoch den Uebelthäter entdecken zu können. — Auch die junge Colonie war allerlei Gefahren ausgesetzt. Einst überfiel der berüchtigte Pirat Lafitte, von den Feinden Clouets geworben, die Stadt Cienfuegos zur Nachtzeit, um das ganze Nest mit einem Male auszuheben. Glücklicher Weise durch einen frühern feindlichen Besuch desselben Seeräubers und anderen an der Küste kreuzenden Piraten zur Vorsicht gemahnt, hatten die Bürger 1827 auf dem Felsen an der Hafeneinfahrt die verkappte Batterie von Noestra señora de los angeles angelegt. Die auf der Höhe ausgestellte Wache hatte vor Sonnenuntergang verdächtige Segel bemerkt und die Bürger hielten sich sowohl in der Stadt als auf den Batterien kampfbereit. Kaum daß Lafitte durch die sehr schmale, langgedehnte Einfahrt in den Hafen meinte unbemerkt eingelaufen zu sein, als ihn ein wohlunterhaltenes Feuer aus 12 Kanonenschlünden begrüßte, welche die Stadt durch Vernichtung des Fahrzeuges vom Untergange retteten. Clouet hatte in Spanien sowohl wegen des Vorfalles vor dem Palaste des Generalcapitains, als über den unsicheren und rechtlosen Zustand im Allgemeinen Beschwerde geführt und erreichte die Absetzung mehrer höherer Beamten, welche die Hand im Spiele gehabt oder geduldet hatten, daß der Unfug vorbereitet und ausgeführt werde.

Umgeben von hohen Bergen, wie mehre Häfen der Südküste, ist die Bucht vor Stürmen ausgezeichnet gut verwahrt, dennoch verwüstete am 1. October 1825 ein Orkan die jungen Pflanzungen, ohne jedoch die Besitzer zu entmuthigen. Die Stadt ist beinahe

2 deutsche Meilen von der Baieinfahrt auf einer kleinen, flachen Halbinsel gelegen und bildet ein vollkommenes Rechteck ohne besonders zierende Gebäude, wenn auch neben zahlreichen Regierungsbauten ein Theater nicht fehlen durfte. Drei Erziehungsanstalten besorgen den Unterricht beider Geschlechter in einer Bevölkerung, welche 1847 auf 4324 geschätzt wurde. — Der einzige Uebelstand in Cienfuegos ist der Mangel des Trinkwassers, das entweder aus entlegenen Gebirgsquellen geholt, oder in Gruben vom herabfallenden Regen gesammelt werden muß. Seit 1847 unterhält ein Dampfschiff von 200 Pferdekraft und 625 Tonnengehalt die Verbindung mit Batabano, Maritima de Trinidad und S. Jago de Cuba, denn mit der Ausbreitung des Rohrbaues nahm die Ausfuhr an Zucker und Syrup, sowie der Personenverkehr ansehnlich zu. In den ersten sechs Monaten des Jahres 1848 allein liefen 137 Segel ein und lichteten 124 Fahrzeuge die Anker. Der Güterumsatz belief sich in den Jahren 1827—1830 auf 102,992 P. jährlich, war 1845 auf 753,685 und 1847 auf 1,631,813 P. gestiegen, wovon zwei Drittel für die Ausfuhren zu rechnen sind, was in zwanzig Jahren eine neunundzwanzigfache Steigerung der Erzeugnisse herausstellt ([67]).

Was Wunder, daß der Plan angeregt und aufgenommen wurde, diesen ausgezeichneten, immer mehr sich belebenden Hafen mit dem Innern durch eine Eisenbahn zu verbinden. Man entwarf den Plan nach Managnises, wodurch Cienfuegos mit der Habana in direkte Verbindung träte, und einen andern nach Villa-Clara eine jener nur durch Maulthierstraßen mit der übrigen Welt verbundenen größeren Städte des Innern von 6000 Einwohnern (im Jahre 1850). Die Bahn von 8,6 deutschen Meilen war auf 900,000 P. veranschlagt, an denen sich die Regierung mit 70,000 P. betheiligen wollte; dennoch scheint sie nicht zu Stande gekommen zu sein, da die 1853 von der spanischen Regierung veröffentlichte Spezialkarte Cuba's keine Notiz von ihr nimmt. Eine

andere Eisenbahn sollte Santa-Clara der Nordküste bei Sagua la Grande (68) näher rücken.

Die gegenseitige Verbindung der einzelnen Küstenstädte geschieht wegen der schlechten Landwege, die durch Klüfte und über steiles Felsgebirge führend nur dem Saumthiere zugänglich sind, wie bereits oben erwähnt worden ist, zur See. Hierdurch erklärt sich die große Zahl von Dampfschiffen, welche den Küstendienst versehen. Zwar wird man rascher befördert als auf Segelschiffen, wenn auch diese zumeist in Nordamerika unter der Hand aufgekauften Schiffe nicht zu den besten gehören, doch ist die Aufnahme so unter aller Würde, daß man nur auf einem centralamerikanischen Küstenfahrer noch schlechter beherbergt sein kann. Die vor zehn Jahren auf ein Viertelhundert sich belaufenden Küstendampfer werden stark benutzt. Hundert Reisende und mehr drängen sich an Bord, allerlei Volk durcheinander; mit diesem fände man sich noch zurecht, wenn der Reisende nicht gezwungen wäre, entweder ungewaschen zu bleiben, oder mit der ganzen Schiffsgesellschaft gemeinschaftlich zweier Handfässer und zweier Handtücher sich zu bedienen, die im Laufe von fünf Tagen kaum gewechselt werden. Dieselbe Unreinlichkeit herrscht auf dem Speisetisch in Tischzeug, Geräth und Speisen, in den Cajüten, in den Betten, welche mit gebrauchten Betttüchern bedeckt, von Wanzen wimmeln. An solche cubanische Küstenfahrten muß man sich erinnern können, um die Unbequemlichkeit oder die Unsauberkeit einer Reise auf dem Dampfboot Tilsit von Stettin nach Riga für möglich zu halten! Ich hoffe, daß nicht alle Cuba-Dampfer solche Einrichtung haben und daß nach meinem Besuch auf der Insel dem Uebel gesteuert ist. An Bord eines solchen Dampfers gelangt man von Cienfuegos nach Maritima de Trinidad, gewöhnlich Trinidad genannt, einer Stadt (im Jahre 1847) von 19,800 Einwohnern, die noch 1840 auf nur 12,800 sich beliefen. Dieses war der einstige Gouverneursitz des Generals

Lopez. Eine Mauleselstraße über die östlich abgedachte Fortsetzung der Sierra de Gavitan über Espiritu Santo war die einzige Verbindung mit dem Innern, bis im Jahre 1853 eine Actiengesellschaft den Bau einer Eisenbahn unternahm, welche zunächst Trinidad über Banad (69) mit Santo Espiritu verbindet. Trinidad, wie ich schon zu Anfange erwähnte, ist eine der ältesten Städte des Landes und wurde von Velasquez im Jahre 1514 an der Casildabai, im Gebiete Guamuhaya, der Urbewohner gegründet. Der Ort theilt im Ganzen so ziemlich die Geschichte sämmtlicher jener Niederlassungen des Velasquez, welche von den nach Mexico und Peru auf Schätze ausziehenden Einwohnern immer mehr im Stiche gelassen, allen Gefahren und Nöthen der Flibustierangriffe preisgegeben waren, denen Holländer und Engländer sich zugesellten. — Die amphitheatralische Lage der Stadt an den sehr gebirgigen Ufern gewährt den reizendsten Anblick von der Bai aus, die Straßen sind steil, aber gerade, die Häuser gruppiren sich übereinander zu einer ziemlichen Höhe. Drei größere Plätze, mehrere Kirchen, Klöster, Casernen, ein neues Theater zeichnen sich durch ihre Lage und Größe aus. Von der Druckerei geht eine Zeitung aus, die ebenso wenig als das Theater selbst in den kleinsten Städten fehlen darf. Zwei Gymnasien und drei Elementarschulen sorgen für den Unterricht der Jugend. —

Neben dem Zucker und Syrup zählt Bauholz zu den hauptsächlichsten Ausfuhrartikeln des Hafens, denn im Jahre 1847 wurden für 1,059,282 Piaster Zucker, für 244,758 Piaster Syrup und für 14,975 Piaster Holz exportirt. Bis 1845 wurde der Handel träge betrieben, denn seit 1826 belief sich der gesammte Umsatz auf etwa 1½ Millionen Piaster im Jahr mit zeitweiligen Rückschlägen, ja in den letzten dreißiger Jahren wurden die Ausfuhren von den Einfuhren um 89,187 Piaster jährlich übertroffen. Erst mit dem Jahre 1847 machte sich, in Folge des durch die Dampfschifffahrt angeregteren Eifers, ein Aufschwung geltend.

Der Umsatz belief sich auf 2,095,700 Piaster, und der Import blieb um 589,149 Piaster hinter dem Export zurück.

Santo Espiritu(70), ebenfalls eine jener sieben von Velasquez im Jahre 1514 gegründeten Städte, hatte trotz der vom Meere um mehrere Meilen entfernten Lage doch von den Flibustiern zu leiden, welche sie zwei Mal, am 20. August 1667 und im Jahre 1708, heimsuchten. 1847 belief sich die Zahl der Einwohner auf 7424, und es läßt sich nicht mehr berichten, als daß außer den öffentlichen Gebäuden die Zeitschrift „Phönix“ zu den Merkwürdigkeiten des Ortes gehört. Die Umgegend ist von leichtem feuchten Boden und für den Anbau wohlgeeignet, die Eisenbahn wird unstreitig Leben in die stockenden Fluten bringen und auch hier Thätigkeit und Reichthum entwickeln.

Ungefähr 30 deutsche Meilen weiter ostsüdöstlich liegt Puerto de Principe, wieder eine jener Städte des Velasquez, gegenwärtig von etwa 24,000 Einwohnern bewohnt. Wie Santo-Espiritu liegt auch Puerto de Principe in feuchter Niederung, und zwar an zwei Flüssen, die in Ermangelung ausreichenden Falles zur Regenzeit hoch über ihre Ufer hinaus sich ergießen. Die Stadt gewährt einen elenden Anblick, weil die Häuser in Folge der alljährlichen Ueberschwemmungen, die nicht ohne Verlust von Menschenleben ablaufen, auf drei bis vier Fuß über den Boden hervorragenden Klötzen und Pfosten erbaut ist. Brückenähnliche Fußwege, wie sie auch in Belize und an anderen Orten vorkommen, verbinden Haus mit Haus, damit der Fußgänger ungehindert auf den engen kothigen Gassen fortkommen kann. Was bewog die Ansiedler, mit solcher Zähigkeit an dieser fatalen Stätte zu beharren?

Allerdings ist der Boden der Umgegend fruchtbar und der Handel mit den benachbarten Orten Espiritu, Villa Clara, mit Habana, Bayamo und Holguin ziemlich bedeutend. Vermeintliche Sicherheit vor Angriffen der Flibustier brachte die Umsiedelung

der ursprünglich an der Küste gelegenen Stadt zu Stande, allein jene Seeräuber verstanden es, auch diesen Ort zu erreichen, denn am 26. März 1658 überrumpelte der weltberühmte englische Flibustier John Morgan die Stadt mit 700 Mann, und führte alle Habseligkeiten der Einwohner mit sich fort. Im Jahre 1733 zur Gouvernementsstadt erhoben, gab man Puerto de Principe im Jahre 1780 mit Nuevitas, dem ursprünglichen Colonisationsorte, an der Nordküste einen Hafen, der aber erst seit Erbauung der 1840 begonnenen Eisenbahn den rechten Nutzen gewährte (71).

Santa Maria de Puerto de Principe, im Innern der Insel weniger als alle Küstenstädte den Seeräubereien ausgesetzt, wuchs dennoch zu ansehnlicher Größe heran. Im Jahre 1800 verlegte man sogar die Real audiencia, die oberste königliche Regierung, hierher, als S. Domingo, welches bis dahin Residenz gewesen war, an Frankreich abgetreten werden mußte. Im Jahre 1812 wurde eine Armee-Intendanz, im Jahre 1813 die ökonomische Tochter-Gesellschaft gegründet; die Stadt leiht ihren Namen wohl auch dem Central-Departement, während sie in Ansehung der Militair- und Finanzverwaltung seine Hauptstadt ist, in Bezug aber auf die Justiz der Habana gleichgestellt werden muß, da die ganze Insel nur in zwei gerichtliche Distrikte getheilt wird, deren älterer hier seinen Ursprung nahm. Fünf Kirchen, zahlreiche Klöster, Hospitäler, Casernen, zwei Theater, von denen eins der philharmonischen Gesellschaft angehört, zwei Gymnasien, 27 Elementarschulen, die noch recht viel zu wünschen übrig lassen, werden aufgezählt; zwei Zeitungen nicht zu vergessen, deren eine wir bereits weiter oben erwähnten.

Begeben wir uns auf die Eisenbahn zum Hafen von Nuevitas, so finden wir den Boden nur auf einer kürzeren Strecke nach Norden hin erhoben, sehen ihn jedoch nach und nach der Küste sich zuneigen. Die von hohen Ufern umschlossene Bai besteht nicht unähnlich der Habana lagida aus drei Hauptarmen, an deren

nördlichem der Einfahrt schräg gegenüber Nuevitas gegründet wurde. Die Ausfahrt zur offenen See ist für Segelschiffe wegen des sehr engen, von Untiefen und hervorragenden Riffen behinderten Fahrwassers höchst schwierig, und um so zeitraubender, als die über drei deutsche Meilen lange Durchfahrt in allerlei Richtungen verschiedenen Winden entgegen sich wendet. —

Zum größten Theil diese Schwierigkeiten, zum Theil aber auch die geringe ausbeutende Kraft der Landesbewohner verhinderten das Aufblühen des Handels, der schon 1826 einen Umsatz von 279,087 Piaster, und 1847 von nicht mehr als 666,409 P. aufzuweisen vermochte. Hier müssen noch manche Hindernisse weggeräumt werden, bis Nuevitas mit den übrigen jüngeren Häfen sich messen dürfte. Nur Schleppdampfer könnten den Segelschiffen die Einfahrt erleichtern und nur lebhafter Hafenbesuch wird ein solches Mittel bezahlt machen. Nicht fern von hier war es, wo Columbus an der Mündung des Rio maximo zuerst die Küste der Insel erblickte.

Zwischen Nuevitas und dem westlichen Cardenas ist noch Caïbarien, der Hafen von San-Juan-de-los Remedios zu nennen. Es läßt sich von seinen Eigenschaften nichts Sonderliches sagen, er hat aber dennoch in der kurzen Frist seines Bestehens sich als nützlich bewiesen. Der Waarenumsatz, welcher 1839 sich auf nur 11,917 P. Werth belief, war bis 1847 auf 189,528 P. gestiegen. Die Geschichte von Remedios, dem dieser Hafen seine Entstehung verdankt, ist eine der traurigsten, ein Schandfleck in den Annalen Cuba's.

Im Jahre 1515 hatte Narvaez bei Gelegenheit seines Entdeckungszuges an dem westlicheren Inseltheil, im Westen der Tetiscobai, ein Indianerdorf angetroffen, das von den Bewohnern Jabana oder Jabaneque genannt wurde. An diesem nämlichen Orte wurde, nach Vernichtung der Ureinwohner, im Jahre 1545 die Stadt Remedios gegründet; zur Zeit der Flibustieranfälle sah man

sich genöthigt, sie an ihren heutigen Ort, 1⅕ Meile von der Küste ab zu verlegen, umsonst, auch hier blieb sie den Plünderungen ausgesetzt, und die Bürger kamen 1660 bei der Regierung mit der Bitte um Anweisung eines sicheren Wohnplatzes ein, mußten jedoch, nach dem sie elf Jahre lang vergeblich auf Antwort geharrt, ihre Bitte erneuern. Gonzales, ein reicher Pflanzer im Innern, nahm die Gelegenheit wahr, und brachte es bei der Regierung trotz aller dagegen gerichteten wiederholten Bemühungen der Bürger dahin, daß ihnen auf einer seiner Besitzungen, Copey, Wohnplätze angewiesen wurden, indem er hoffte, aus der Ansiedelung ansehnlichen Vortheil zu ziehen. Viele Familien verließen die Stadt, ohne den Anordnungen der Regierung Folge zu leisten. Bei erneuertem Befehle 1684 beharrten die Bürger, welche privater Ausbeutung sich nicht preisgeben wollten, auf ihrer ursprünglichen Weigerung, und da auch die Regierung nicht nachgeben zu können vermeinte, zog sich der Streit von Jahr zu Jahr bis 1689 hin. Der Gouverneur von Cuba, des ewigen Widerspruches müde, befahl jetzt den Einwohnern nach Villa Clara, welches eben gegründet worden war, zu gehen. Mit oder ohne Grund, die Bürger widersetzten sich auch dieser Ordre und blieben in ihren Häusern. In unbedachtem Eifer, in rohester Barbarei ließ nun der Gouverneur Balmaseda erbarmungslos die Stadt dem Erdboden gleichmachen, mit Ausnahme eines einzigen Hauses, das einem Bürger von Villa Clara zugehörte. Um die Einwohner zum Aufbruch zu zwingen, war den Ansiedlern des flachen Landes verboten worden, den in den Wäldern obdachlos Umherirrenden eine Zufluchtstätte zu gewähren. — Endlich auf Bitten eines gewissen Joaquim Rojas wurden die Verfolgungen eingestellt, die gegebenen Befehle widerufen und der Wiederanbau der Stadt geduldet([72]).

Die ungesunde Lage auf einer thonigen, nassen, tiefgelegenen Ebene, und die Nähe mehrer Seen und Sümpfe veranlassen zahl-

reiche Fieber, welche besonders im September und Oktober tödtlich wirken. Im Jahre 1848 wurde die Stadt, wie schon erwähnt, mit dem Hafen durch eine Eisenbahn verbunden, welche nicht ohne wesentlichen Einfluß auf das Gedeihen des Ortes geblieben ist, doch könnte erst eine Fortsetzung des Schienenweges bis Villa Clara denjenigen Verkehr hervorrufen, welcher allen Wohlstand bedingt. Die Bodenschwierigkeiten zwischen beiden Orten wären zwar leichter zu bewältigen, als die einer Bahn von Villa-Clara nach Cienfuegos; doch fragt es sich, ob der Hafen Caïbarien geräumig und sicher genug ist, daß ihm so bedeutender Handel zugeführt würde.

Von den Häfen des Ostendes von Cuba sind noch zu erwähnen: an der Nordküste, östlich von Nuevitas, Ibara als Ausfuhrhafen von Holguin, ferner Baracoa, sodann an der Südküste zunächst Baracoa Guantanámo, endlich Cuba, an der SW.-Küste Manzanillo und Santa Cruz, welchem das oben bereits besprochene Trinidad in der Reihe folgt. Die übrigen Inselhäfen, wie in der Nähe der Habana Mariel, Bahia honda u. a., sind entweder dem Ausfuhrhandel noch nicht geöffnet, oder doch zu unbedeutend, um hier besonders berücksichtigt zu werden.

Im Ganzen ist Cuba's westliches Ende und hauptsächlich dessen Südküste an Häfen arm, und nirgends, das ganze Nordufer entlang, vom Cap Antonio bis in die Nähe von Baracoa, treten Gebirge in höheren Massen hart an die Küste heran, die Erhebung von Mariel bis Matanzas, welche dem Schiffer namentlich im „Pan de Matanzas", „lós arcos de Canasi", „la mesa de Mariel", „la testa de Manaque" und „el Pan de Guajaibon" bekannte Richtpunkte bietet, wie alle anderen Erhebungen gehören mehr oder weniger dem Binnenlande an und verlaufen nach und nach zum Gestade des Oceans. Dennoch finden sich zahlreiche Häfen und Baien von bedeutendem Umfang, von ansehnlicher Tiefe, welche bei größerer Kraftentwickelung der Inselbevölkerung

dem Handel wesentlichen Dienst leisten werden. Das Land stürzt an vielen Stellen der Nordküste in senkrechten Wänden von unbedeutender Höhe zum Ocean herab, aber nirgends schirmen hohe Gebirge die rastenden Schiffe. Niedrige Hügel umgeben den Hafen auch der Habana, und nicht eine wildromantische Natur, sondern der Reiz des Lebens, die Macht menschlicher Kraftentfaltung sind es, welche den Beschauer jenes Hafens entzücken.

Anders verhält es sich mit den südlichen Häfen. Schon bei Ibara nahen sich die Berge von Holguin, doch erst bei Baracoa nehmen sie stattlichere Formen an. Die Lage von Santa Catalina de Saltadero in der Bai von Guantanamo, vor allem aber das herrliche Cuba (bei uns mit dem Zunamen fälschlich Santiago genannt) entzücken durch majestätische Gebirgsformen, welche in den Gipfeln von Cobre bis zu 2500 Varas oder 6953 engl. Fuß, emporsteigen. Bei Manzanillo hat sich das Gebirge bedeutend gesenkt, ja die Umgebung der Rio Cantomündungen erscheint morastig verflacht. Um Trinidad hebt sich der Boden abermals zu schöneren Formen, zu bedeutenderen Höhen, und setzt die Gebirgsufer bis Gavilan Grande fort. Weiter östlich, gegenüber den Jardines del Rey und de la Reyna ist die Küste eben und sumpfig, wie schon der Name Ciénaga (veraltete Form für Cenagal) Sumpf ausdrückt. Aehnlichen Charakter trägt ein guter Theil der Insel Pinos und fast die ganze noch übrige Küste Cuba's bis Cap Antonio. Diese Versumpfungen rühren vom verhinderten Abfluß der Küstengewässer her. Meilen, ja Tagereisen weit erstrecken sich Moräste, und gewähren, besonders während der Sommerregen, einen ganz eigenthümlichen Anblick. Das Land ist, soweit zur Flutzeit das Seewasser hinaufströmt, von Rhizophorosträuchern bewachsen, die auf zahllosen hochemporstrebenden Wurzelbögen den Wald über das Wasser in die freie Luft hinaus zu tragen bemüht sind. Es giebt nichts Seltsameres, für uns Nordländer nichts Fremdartigeres, als diese Wasserwälder, deren zur trockenen Zeit

über den Flutspiegel emporragende Wurzeln von allerlei Muscheln bedeckt sind, welche entweder wie Austern mit dem Gehäuse, oder mittels ihres Byssus wie Pecten u. a., sich an die Rinde des Holzes hefteten. Allerlei Gethier belebt den Boden zur trockenen Jahreszeit, Krabben, Eidechsen und Käfer decken den schlüpfrigen Grund, Wasservögel in unermeßlichen Schaaren, wenig beirrt durch das Nahen der Boote, lassen sich nieder. Das Wasser innerhalb jener Korallinselgruppen und zwischen diesen und der morastigen Küste ist seicht, nimmt aber jenseits der Jardines in der offenen See sofort einen andern Charakter und bedeutende Tiefe an. Nördlich von diesen Jardines unweit der Bai von Jagua und dem Hafen von Cienfuegos zeigt sich zwei bis drei Seemeilen vom Lande abwärts eine merkwürdige Erscheinung, welche schon A. v. Humboldt bei seiner Anwesenheit daselbst beschrieb, ein Phänomen, das sich auf den Jardines selbst nicht minder nachweisen läßt. Vermittels hydraulischen Druckes treten hier mitten aus der Meeresflut ansehnliche Quellen süßen Wassers hervor, an denen die Flußkuh (Trichecus Manati) häufig trinkend angetroffen wird, welche sonst nie in die offene See sich begiebt. — Schiffer nehmen hier nicht selten frisches Trinkwasser ein. — François Lemaur, welcher die trigonometrische Vermessung der Bai ausführte, ist der Erste, dem wir genaueren Bericht aus eigener Untersuchung verdanken.

Ich mag den Faden meiner Erzählung nicht aufnehmen, bevor ich einige Worte über die „Jardines del Rey y de la Reyna" eingeschaltet habe, über die mancher Leser aufgeklärt zu sein wünscht. Diese „Gärten des Königs und der Königin" sind ein ganzer Archypel der reizendsten Inseln und Inselchen, die man sich nur denken mag. Wie angestellte Untersuchungen auswiesen, ist der Meeresboden zwischen Cuba und Jucatan, sowie im Norden dieser Halbinsel von Korallen stark angebaut. Jene Inseln erscheinen zum Theil als Erzeugniß dieser Thiere, zum Theil

als Schöpfung des Meerwassers. Die Cayos flamenco, Bonito, Diego, Perez und Piedras sind nach Humboldts Untersuchung „Koralleneilande, welche kaum acht bis vierzehn Zoll über den Meeresspiegel hervorragen. Der obere Rand der Riffe besteht nicht etwa blos aus abgestorbenen Polypenstöcken, er wird vielmehr von einer wirklichen Steinanhäufung gebildet, in welcher eckige Korallenstücke in verschiedenen Richtungen, mit Quarzkörnern zusammengekittet, eingebacken sind.“ Im Cayo de Piedras, welches vielleicht diesem Umstande seinen Namen verdankt, fand Humboldt eingelegte Korallenstücke bis drei Kubikfuß Gehalt. Der von Columbus auf seiner zweiten Reise diesen Inseln gegebene Name der königlichen Gärten ist nicht übertrieben, sie hätten angemessener vielleicht „die schwimmenden Zaubergärten“ heißen können. Rhizophoragebüsch, wie an der nahen Küste Cuba's, umsäumt die Inseln, blühende Dolchien, Avicennia nitida und andere Blüten prangen zwischen silberblätterigen, baumartigen Tournefortia gnapholoides. Bei klarem Himmel und ruhiger See bietet eine Bootfahrt durch das Labyrinth dieser Insel einen paradiesischen Genuß. Erquickender Duft streicht mit den Lüften daher. Die Inseln, nicht unähnlich schwimmenden Blumenbüschen, spiegeln sich im klaren Element, gruppiren sich ferner und näher, kommen und schwinden an uns vorüber, oder verweilen, jenachdem uns der Ruderschlag bleiben und fortgleiten heißt. — Die durch ihre Größe bedeutendsten Inseln sind die „Del Rey“, „Guajabu“, „De la Reyna“, „Cayo Grande“. —

Wenden wir unsere Aufmerksamkeit nunmehr wieder der Küste Cuba's zu, so finden wir von den Gärten des Königs über Trinidad ostwärts, den vorhin zurückgelegten Ufersaum verfolgend, an einer flachen sumpfigen Küste den Ausfuhrhafen von Santa-Cruz, der seit 1839 keine Fortschritte machen will. Seine Handelsbewegung übersteigt nicht 200,000 P. Weiter fort, das Gestade entlang, südlich von der Mündung des größten cubanischen Flusses,

des Rio Cauto, liegt der Hafenort Manzanillo. Erst 1833 in den Rang einer Stadt erhoben, hat sich der Handelsverkehr seit 1826 von 176,644 auf 466,660 Piaster gehoben, wobei die Ausfuhr an Fellen, Mahagoni- und Farbeholz die der anderen Holzgegenstände überwog. Beide Hafeneingänge sind von schroffen Felsen begrenzt, doch nur der eine ist auch für Dreimaster geeignet. Manzanillo, selbst Hauptstadt eines Kreises, dient als Ausfuhrhafen der benachbarten Kreisstadt Bayamo, welche mit ihr durch eine Eisenbahn verbunden werden soll. Bayamo zählt zwar tausend Einwohner mehr als Manzanillo, allein seine 4800 Bewohner befinden sich in unvortheilhafter Lage, nicht durch geringere Boden- und Klimabeschaffenheit (als z. B. die Habana), aber durch den noch schlummernden Geist des Schaffens und Gewinnens. Vielleicht wird auch diese Stadt durch die entworfene Eisenbahn an den Hafen Manzanillo, von deren Ausführung ich keine Gewißheit erlangen konnte, in die Bewegungen des bildenden und bereichernden Fortschrittes gezogen werden.

Bayamo könnte füglich von uns übergangen werden, wenn nicht geschichtliche Erinnerungen an diese Stätte sich knüpften. Hier widerstand den spanischen Truppen der tapfere Häuptling Hatuei, dessen Tod Las Casas uns in seiner Verheerung Indiens, wie wir weiter oben erzählten, so ergreifend schildert. Welche Rohheit gehörte dazu, nach jenen Folterscenen die auf den Trümmern von Hatuei's verheerter Residenz neugegründete Stadt San-Salvador („Heiliger Erlöser") zu nennen, als ob durch den Tod dieses Mannes der Bestand des Christenthums in jenem Lande befestigt worden wäre! Die Bevölkerung behielt den altcubanischen Namen des Ortes bei, und Adolph Böttger hat in seinem epischen Gedichte La Habana diesen Freiheitshelden und humanen Fürsten ein würdiges Denkmal gesetzt.

Von Bayamo bis zum nordöstlich gelegenen Holguin, das seinerseits mit dem kleinen Hafen von Ibara durch eine Eisenbahn

verbunden werden soll, und wieder südlich bis Ti-Arriba erstreckt sich ein fruchtbares Flachland, das ziemlich hoch gelegen, namentlich gen Süden immer ansehnlicher zu den Gebirgen von Cobre und Tarquino hinansteigt. Das Klima ist kühl und gesund, die Ortschaften am Fuße der Berge, wie Ti-Arriba, Guisa und andere, werden von den Küstenbewohnern als Heil- und Zufluchtsstätte besucht. In den von zahlreichen Gebirgswässern erfrischten Niederungen gedeihen alle Bodenerzeugnisse, und neben den Colonialwaaren werden europäische Gemüse und Früchte, wohl auch Weizen mit Vortheil angebaut. Spanischheimathliches Rothwild, welches bereits in alter Zeit in die Gebirge versetzt wurde, hat sich zahlreich vermehrt und gewährt ausgezeichnete Jagd. Die Ebenen und Thäler sind theils mit Tabak und Baumwollenpflanzungen angebaut, theils werden sie, und dieses in der größeren Ausdehnung, als Weideplätze benutzt. An den Bergen dagegen ist der Kaffeebau im Schwunge.

So schwierig die Anlage wäre, hier müßten Eisenbahnen Wunder verrichten, bei solchem Boden, solcher Vegetation, solchem Klima könnte die Bevölkerung sich an Zahl und Kraft verdoppeln, verzehnfachen, wenn ihr gezeigt würde, wie die Umstände zu nutzen, die Mittel zu verwerthen und, wenn Verbindungen geschaffen würden, das Innere dieser Provinz mit günstigen Häfen in Verkehr zu setzen. In welchem Zustande die Straßen gegenwärtig sich befinden, wird dem Leser klar werden, wenn er erfährt, daß die fünfzehn Stunden weite Fortschaffung irgend einer Last theurer zu stehen kommt, als die Fracht vom Ausfuhrhafen bis nach Europa. Eine Zuckerkiste z. B. von 450 Pfund auf die angegebene Entfernung zur Küste zu schaffen, kostet je nach dem augenblicklichen Zustande der Wege 4 bis 6 Piaster (5 R. 32 Cop. bis 7 R. 98 Cop. Silber = 5 Thlr. 24 Sgr. bis 8 Thlr. 22 Sgr.), d. h. etwa 20 Piaster (26 R. 60 Cop. = 29 Thlr. 4 Sgr.) die Tonne, deren Transport bis Europa mit nur 14 Piastern (18 R. 62 Cop.,

= 20 Thlr.) bezahlt wird. Die Lasten werden im Gewicht von mehreren Centnern von vielen Ochsenpaaren auf zweiräderigen Karren dahergeschleppt, über Wege, welche nie von Menschenhand gebessert, sondern nur von versinkenden Rädern vorgezeichnet wurden. Der schlüpfrige thonige Boden sinkt nur zu leicht unter dem Drucke des mächtigen Gewichts und bietet in den Bergen durch seine Steilheit nicht geringere Schwierigkeit dar. Was kümmern den Ochsentreiber die herrlichen Aussichten auf fruchtbare Pflanzungen, auf grünende Thäler, was kümmert ihn der Duft der zahlreichen Blüten, nur das Waldesdunkel der Höhen labt seine glühende Stirn; ihn kümmern nicht die mächtigen Eichen, Fichten, Cedern, Mahagonibäume und alle die andern Waldriesen, nur die Brise des fernen Oceans labt seine Brust, er achtet es nicht, ob die blauen Wellen von ferne mit blinkenden Segeln ihn grüßen, die aufsteigende schwarze Wolke aus dem Schlote des Dampfers lockt ihn nicht! Er schwingt die Geißel und treibt mit wildem Rufe seine trägen Stiere zu verdoppelter Kraftanstrengung an.

Die Gegenden von Bayamo und namentlich Holguin sind die Zuchtstätten, die Fleischerparadiese der Insel, denn nirgends in so großer Anzahl, als hier, finden sich Viehzüchtereien, und nirgends in so ausgedehntem Betriebe — ein Beweis für den niedern Stand der Bodenpreise ([73]).

Den jährlichen Ertrag an thierischen Stoffen und Schlachtvieh veranschlagt Ramon de la Sagra für die ganze Insel Cuba in seiner Historica fisica etc. Thl. I, S. 300 auf:

180,289 Stück Hornvieh	. . . . . .	3,605,780 Piaster
180,289 Stück Häute	. . . .	180,289 „
269,211 Stück Borstenvieh	. . . . .	1,346,055 „
60,000 Stück Jungvieh aller Art	. .	1,200,000 „
30,000 Stück Schafe	. . . .	120,000 „
		6,452,124 Piaster

	Transport	6,452,124 Piaster
1,148,432 Stück Fasel		1,074,216 „
33,000,000 Stück Eier		1,166,880 „
652,080 Krüge Milch		326,040 „
69,476 Arroben (zu 25 span. Pfd.) Wachs		208,428 „
84,044 Arroben Honig		52,545 „
	Zusammen	9,280,233 Piaster.

Eine noch mäßige Angabe. — Was Tegucigalpa für Guatemala, sind die Gegenden von Bayamo und Holguin für die Habana, denn Heerden von hundert und mehreren hundert Thieren begegnet der Reisende im Innern auf ihrem Zuge zur Hauptstadt. Der „Capitan", so heißt der Ochsentreiber, mit einem langen Spieß bewaffnet, sprengt auf und ab zur Seite der langsamschreitenden Rinder, macht im Galopp die Runde, wenn eines oder das andere Thier ungehorsam seinem Winke nicht zum Wege zurückkehrt. —

Tabak, der im Innern auch dieses Theiles von Cuba herrlich gedeiht, ist bisher nur wenig angebaut worden, auch die übrigen Culturen stehen noch weit zurück gegen die Erzeugnisse der Weiden und Wälder. —

Baracoa, als Hafen unbedeutend, denn sein ganzer Handel drehte sich 1847 um nur 90,000 Piaster, darf doch seiner geschichtlichen Erinnerung wegen nicht übergangen werden. An der Ostspitze Cuba's, unweit des Cap Maisi gelegen, war es der Hauptort eines Indianerstammes und wurde von Velasquez 1512 als Stadt begründet, sechs Jahre später zur Hauptstadt der Insel erhoben, bis die Residenz 1522 nach Cuba verlegt wurde und Baracoa in die Bedeutungslosigkeit eines Dorfes verfiel. Die Revolution von Haiti brachte von 1791 ab zahlreiche spanische, meist aber betriebsame französische Ansiedler hierher, welche dem jetzt ziemlich ausgebreiteten Kaffeebau Eingang verschafften. Trotzdem hatte die

Stadt im Jahre 1847 keine 2000 Einwohner und ist nach flüchtigem Versuch, sich wieder zu erheben, bis auf den heutigen Tag der Vergessenheit preisgegeben. Erscheint schon bei Baracoa die Landschaft von gebirgigem Charakter, so erhebt sich der Boden zu noch schrofferen, wilderen Formen an dem zur Südküste gewandten Hange des Bergkammes. Fels auf Felsen, Berg auf Berg thürmt sich empor vom schönsten Grün umsäumt.

Ueberspringen wir die Bai von Guatanamo mit dem Hafen von Santa Catalina del Saltadero, welche zwar in malerischer Beziehung überaus reich ist, in Rücksicht auf Handel aber bisher wenig Beachtung fand, um uns dem Hauptpunkte der ganzen Südküste Santiago de Cuba ([74]) zuzuwenden, welches als Sitz eines Gouverneurs und als erbschaftliche Residenz (seit 1804) neben der Habana zu nennen ist. — Die herrliche Bai, einem Binnensee nicht unähnlich, ist von hohen laubbeschatteten Bergen umragt. Der Gebirgskamm senkt sich zu beiden Seiten zu den Castellen Morro und Estrella, welche den Eingang bewachen. In Etwas erinnert die am Ufer zur Rechten der Bai sich erhebende, weitausgedehnte Stadt, an Charlotte Amalie auf St. Thomas, nur daß hier ansehnlichere Berge im Hintergrunde emporsteigen. Der obere Stadttheil mit dem Marsfelde liegt 157 Fuß über dem Wasserspiegel erhoben, und ist sehr gesund, während die unteren Viertel durch die auf zahlreiche Wasserlöcher wirkende Sonnenglut während der nassen Monate an Fiebern leiden. Die Wohlhabenden ziehen es vor, zu dieser Zeit die Stadtwohnung gegen die in den Bergen gelegenen Landhäuser der Pflanzungen zu vertauschen. Der Blick von den verschiedenen Höhen hinter dem Hafen, sowie vom Hauptgebirge auf die Bai, die Küste und die offene See hinab ist von bezaubernder Wirkung, die Ansicht unweit der Hafeneinfahrt hinauf zum Gebirge ebenso großartig als schön, wenn die Dünste an den Gipfeln sich ballen und im Auf- und Abschweben die Thäler verhüllen oder aufdecken,

oder wenn die Schatten vorüberschwebender Wolkenzüge sich in die Schlünde stürzen und die jähen Abhänge hinaufjagen. Jede Tagesbeleuchtung deckt neue Reize auf und bietet dem Maler farbenreiche Bilder, welche zu schildern uns Worte gebrechen.

Die wegen der häufigen Erdbeben — welche von den kleinen Antillen bis an das Ostende Cuba's herüberwirken — nur einstöckig erbauten flachgedeckten Häuser gewähren mit ihren Galerien und Veranden im Schmucke des grünen Laubes, das sie umgiebt, über- und nebeneinander amphitheateralisch gruppirt einen überraschenden Anblick. Ob zwar im Ganzen freundlich und einladend, ist doch die Stadt des Schmuckes im Einzelnen entblößt. Nur die Plazza de las armas wird wie in der Habana von grünem Rasen bekleidet, den das Tropenklima so herrlich gedeihen läßt, als der schönste Grasteppich in Europa. Vom Rasen entsenden reiche Blumenbeete im Schmucke von tausend Farben die labendsten Düfte, welche sich mit denen des Gebirgswaldes und der nahen See mengen. An dem Platze erhebt sich die Cathedrale von gewöhnlichstem Style, andere ausgedehnte Gebäude schließen den Raum. Acht Kirchen, zahlreiche Klöster und andere Armenhäuser, Wohlthätigkeitsanstalten, worunter eine für Waisenkinder, Gefängnisse, Casernen, drei Brücken, von denen zwei steinerne über den Rio Yarayò führen, ein ziemlich ansehnliches Theater, eine philharmonische Gesellschaft, zwei Druckereien, zwanzig Elementarschulen, worunter drei Freischulen, eine patriotische Filialgesellschaft — dies sind die Einrichtungen und Baulichkeiten, welche erwähnt werden müssen. Wir gedenken schließlich auch der Zeitung „Redactor", zu deren Charakteristik das früher bei Gelegenheit der Habana Gesagte sich wiederholen ließe. Der Hafen, welcher wegen seiner engen Einfahrt nur mit Hülfe eines Lootsen besucht werden kann, ist durch die besondere Höhe der umliegenden Berge sicher und durch seine Tiefe auch den allergrößten Fahrzeugen zugänglich. Die Hauptausfuhrartikel sind Kupfererz,

Tabak, Kaffee und Zucker. Der Handelsumsatz belief sich 1826 auf 2,690,955 Piaster und war bis 1840 im fortlaufendem Steigen begriffen, so daß allein die Ausfuhren im Jahre 1841 auf sechs Millionen Piaster berechnet wurden. Die Blüte währte jedoch nicht lange, denn 1847 war der gesammte Umsatz auf 5,604,557 P. gesunken, wovon die Ausfuhren etwas über drei Mill. ausmachten.

Juan Diez de la Calle in den »Memorias y noticias« etc. B. 10. 2 und Herrera II. in der Description geben der Stadt zu ihrer Zeit 200 Bürger. — Im Jahre 1841 belief sich die Einwohnerzahl der Stadt auf 24,753 Seelen, worunter 9326 Weiße, namentlich auch viele Franzosen seit der Revolution auf Haiti, 7492 freie Farbige und 7933 Sklaven. — Die in den Bergen zahlreichen ergiebigen Kupferminen waren schon vor Ankunft der Europäer den Eingebornen bekannt und veranlaßten hauptsächlich Velasquez, im Jahre 1514 einen Hafen zur Ausfuhr des gesuchten Metalles zu gründen. Erst 1522 wurde die Stadt an ihren heutigen Standort verlegt und gleichzeitig zur Hauptstadt der Insel, am 28. April 1523 durch Papst Hadrian VI. zum Bischoffitz erhoben. Dennoch residirten bis 1607 die Gouverneure abwechselnd hier und in Bayamo. War in älterer Zeit Cuba der Ausgangspunkt zahlreicher Kriegsfahrten gewesen, wie der denkwürdigen Züge des Grijalva und des Cortez (den 6. April und 18. November 1518), so wurde die Stadt mit dem Erscheinen der Flibustier einer ihrer hauptsächlichsten Augenwerke, was schon gegen Anfang berichtet worden; allerdings sehr bequeme Schlupfwinkel fanden die „Brüder der Küste“ in den zahlreichen Uferhöhlen, am benachbarten Cap Maisi. Noch heutigen Tages laufen fabelhafte Gerüchte um von geheimen Zügen, von wunderbaren geistlichen Processionen und allerlei Erscheinungen, welche damals an jener Küste sich sehen ließen, von unermeßlichen Schätzen, welche in den Grotten verborgen wurden. — Von den wesentlichsten Ereignissen erwähne ich noch den Angriff von 800 Flibustiern, welche

1662 sich der Morroburg bemächtigten, und nachdem sie die Truppen des Gouverneurs geschlagen hatten, sämmtliche Geschütze der Feste, alle Negersklaven und Kirchenglocken entführten. Die Flibustier waren also um ein Bedeutendes demoralisirt, seit sie der Bischof Diego Sarmiento wegen ihrer Scheu vor religiösen Dingen gerühmt hatte.

Tragisch lief der 1678 von M. de Franquesnai, dem spätern französischen Gouverneur von S. Domingo unternommene Angriff ab. Nachdem die Truppe bei Jaragua gelandet und in zwei Abtheilungen auf verschiedenen Pfaden gegen die Stadt ausgesandt worden war, fügte es sich, daß sie im Dunkel der Nacht auf einander treffend, in der Meinung, es mit dem Feinde zu thun zu haben, sich gegenseitig so beträchtliche Verluste beibrachten, daß jeder Theil zur Umkehr gezwungen, der Küste wieder sich zuwandte und dort erst den Trug erfuhr, den der Zufall oder verrätherische Führer ihnen bereitet hatten.

Die Stadt Cuba hat eine kleine Eisenbahn von kaum zwei deutschen Meilen Ausdehnung, welche namentlich zum Behuf der Kupfererzbeförderung aus den Minen von Cobre gebaut wurde. Der zu bewältigende Boden war höchst schwierig, denn das Gebirge, vom allerwildesten Charakter, bietet Hindernisse aller Art. Aber trotzdem, daß jene 1,9 deutsche Meilen 620,000 P. (824,600 R. S. oder 900,000 Thlr. Pr.) kosteten, worin die gesammte Einrichtung mit einbegriffen ist, so kam doch im Jahre 1849 eine Dividende von 30% zur Vertheilung an die Actionäre, ja in den Jahren 1844 bis 1848 waren 76% ausgezahlt worden, so daß innerhalb fünf Jahren 106% des Anlagecapitals wieder herausgezogen waren. In alter Zeit wurde häufig auf viele Tage aller Verkehr mit der Küste durch anschwellende Bergwässer gehemmt, während ein großer Theil der Felsgebirge von Cobre und Carcamisa einen Theil des Jahres über dürre liegen. Andere Höhen und Hänge sind von Fichten beschattet, welche in ansehnlichen Waldungen

über diese Gegend sich ausbreiten. Freudig begrüßt der Nordländer die verwandten Formen und fühlt sich aus dem Lande der Palmen plötzlich in die Schneegefilde des Nordens versetzt. Pinusarten sind durch die gesammte Tropenzone Amerika's verbreitet, namentlich in drei Species: Pinus occidentalis, Pinus hirtella und Pinus religiosa, welche in den Bergen von Guatemala, Honduras, Nicaragua und Costarica angetroffen werden. Der Pinus occidentalis verdankt die Insel Pinos, südlich vom Westende Cuba's, ihren Namen. Dieses Tannengeschlecht gedeiht trefflich auf den Höhen, welche während der im December und Januar häufigen Nordstürme von Eis überzogen werden.

Da in den Minen von Cobre die Befreiung des Metalles von den Schlacken nicht bewerkstelligt werden kann, so mußte das gesammte Erz auf Maulthieren nach Cuba geschafft und von dort nach England verschifft werden. Natürlich leistet hier die Eisenbahn, welche jedoch nicht bei der Stadt Cuba, sondern am nördlichen Baiufer bei einem Landungsplatze ausläuft, die trefflichsten Dienste. Juan Diez de la Calle in seinem »Memorial y noticias etc.« erzählt im Jahre 1646, daß dort die 109 Geschütze »de bronce y hierro callado« für die Habana gegossen worden seien, und datirt die Entdeckung der (vielleicht damals bearbeiteten Theile jener) Minen auf das Jahr 1596. — Cobre (deutsch: Kupfer) ist trotz seiner Bergindustrie und des ziemlich ergiebigen Kaffeebaues gleich Cuba in den letzten Jahren zurückgekommen und hat Rang und Titel einer Stadt verloren. Namentlich verringerte sich die schwarze und weiße Bevölkerung, während die Mischlingsrasse anwuchs. Man zählte 1847 nicht mehr als 2138 Einwohner. Nicht nur als Minenstadt, sondern auch als Wallfahrtsort hat Cobre einen ausgedehnten Ruf, denn das wunderthätige Muttergottesbild, welches der Stadt ihren Zunamen (Villa de nuestra Señora de la Caridad de Cobre) verlieh, wurde ein zweites Loretto oder Kiew, von zahllosen Büßenden besucht. Möglich, daß das

ehrwürdige Bild in diesen materiellen Zeiten aus der Mode gekommen ist und so die Verringerung der Seelenzahl mit verschuldete.

Bevor wir die Ortsbeschreibung der Insel schließen, sei uns noch vergönnt, eines jener zahlreichen cubanischen Abenteuer hier einzuschalten, das einem erfinderischen Kopfe den Anknüpfungspunkt für eine artige Erzählung geben könnte. Bald nach Räumung Mexico's durch die spanischen Heere war einem Indianerhäuptling zur Belohnung für seine im Kampf gegen die empörte Provinz bewiesene Tapferkeit und Anhänglichkeit gestattet, nach Cuba überzusiedeln und dort zum Landbesitzer gemacht worden. Wachinango (sprich Watschinango), so hieß der Häuptling, betrat nur selten das Haus, welches für ihn erbaut worden war, und zog es vor, nach alter Gewohnheit im Lande umherstreifend, sein unstetes Nachtlager aufzuschlagen. Nach dem Tode von Weib und Kind besuchte er andächtig das wunderthätige Bild der heiligen Jungfrau von Cobre, ohne seine Streifzüge, die ihn auf der ganzen Insel bekannt gemacht hatten, aufzugeben. Nun wollte man wissen, daß er bei einem Goldschmied einige Goldbarren verkauft habe, aus deren rohem Zustande man auf geheime, nur von ihm bearbeitete Bergwerke weiter geschlossen wurde. Andere meinten, die kleinen Barren hätten sich in einer jener Küstengrotten gefunden, die den Flibustiern zu Schlupfwinkeln und Schatzkammern für geraubtes Gut gedient hatten. Während die Quelle des Goldes nicht versiechte, schien die Furcht vor weiteren Nachfragen und Forschungen ihn zu stetem Wechsel des Verkaufsortes zu bestimmen. Je geheimnißvoller die Sache betrieben wurde, desto mehr reizte sie die Neugierde, und die alte spanische Goldsucht ging in den Bergen nach den neuen Minen zu forschen. Es verstrich einige Zeit, daß Wachinango sich mit keinem Gold hatte blicken lassen, als man in Erfahrung brachte, daß ein Indianer auf Jamaika für schwere Goldbarren Atlas, Sammet, Edelsteine

und andere Gegenstände von hohem Werthe eingekauft habe. Die Spannung und Neugier des Volkes war aufs Höchste gestiegen und in allen Richtungen thätig, als man unweit des Cabo del Cruz, der SW.-Spitze Cuba's, die Landung eines Bootes bemerkte. Ein Indianer, und es war kein anderer als Wachinango, stieg an's Land, von weitem folgte man ihm Tag und Nacht durch Wald und Sumpf bis in die felsige Gegend von Villa Clara, in der Hoffnung, ihn am Eingange der versteckten Goldquellen zu überraschen. Aber plötzlich war Wachinango verschwunden. — Die Regierung hatte unterdessen selbst die Angelegenheit zur Hand genommen, und als der alte Häuptling eines Morgens mit einigen Goldbarren heimkehrte, fand er den Eingang seiner Grotte von Soldaten besetzt. Schon rückte man auf ihn an, als er plötzlich, die Reihen der Soldaten durchbrechend, sich in den Felsspalt, welcher den Eingang seiner Wohnung bildete, hineinschwang. Hier, sonst nirgends, mußten die Goldminen verborgen sein. Die Soldaten begannen mit Brechstangen und durch Sprengung mit Pulver den Spalt im Felsen zu erweitern, der sich auch bald zum Eindringen schickte. Doch kaum waren mehrere Mann in den finstern Raum hinabgestiegen, als plötzlich eine Kanone auf sie abgefeuert ward. Erschreckt und betäubt suchte Alles das Freie. Aber bald erneuerten sie den Angriff mit etlichen Flintensalven, denen erneuete Kanonenschüsse aus der Höhle antworteten. — Das Feuern dauerte fort, bis endlich es in der Höhle stille wurde. Die Soldaten stiegen mit brennendem Kienholze hinab und fanden Wachinango und noch einen jungen Mestizen todt bei den Kanonen liegen. Auf einem Mooslager lag in prächtige Kleider gehüllt ein junges hübsches Mädchen entseelt, eine Kugel war in ihr Herz gedrungen. Kostbare Gegenstände aller Art; Spiegel, Kleider, Schmuck lagen umher — aber nach Gold suchte man vergebens, nirgends fand sich das geringste Anzeichen. Unbefriedigt kehrte das Militair zur Habana zurück, Wachinango

blieb das Tagesgespräch, und durch dieses seltsame Ereigniß angeregt, steigerte sich nur die Habgier der Golddurstigen, die unermüdet Jahre lang ihre Forschungen fortsetzten. So geht wie ein Rachegeist der an den Ureinwohnern der Insel verschuldeten Gräuel das immer geahnte, doch nie erfaßte Gespenst einer tragikomischen Goldgier aus der ältesten Zeit der Eroberung bis auf die letzten Tage Cuba's, ohne auch die geringste Hoffnung auf Erfolg und Befriedigung. Das wahre Gold, wir wissen es besser, ist wo anders als im Eingeweide der Erde zu suchen!

Von Cobre nach Santa Catalina del Saltadero führt die Straße über die Bergstadt Canei (so hieß in der Sprache der Ureinwohner die konische Hütte derselben). Dieses 1847 mit 636 Seelen bevölkerte Oertchen zählte 392 weiße Einwohner, welche der Ueberlieferung gemäß unmittelbare Nachkommen der indianischen Ureinwohner sind, vermuthlich aus einer Mischung mit weißem Blute. Die unfern vorüberströmenden Gebirgswasser Jagüei und Magiel werden zur Regenzeit von Cuba aus, das unfern am Fuße der Gebirge liegt, zum Bade besucht.

Daß die bisher aufgeführten Schienenwege Cuba's nur die Anfänge von noch ausgedehnteren Bahnen sind, wird nicht bezweifelt, wenn man den durch erleichterte Verbindung gewonnenen Vortheil erwägt und die ansehnlichen, sehr fruchtbaren Landstrecken in's Auge faßt, welche aus Mangel von Communicationsmitteln als todtes Capital unbebaut darniederliegen. Gegenwärtig wird etwa die Hälfte sämmtlicher Ernten zu Eisenbahn an die Häfen geschafft und ungefähr der dritte Theil der Bevölkerung und mehr betheiligt sich an den Fahrten. Die Maschinen einer einzigen Bahn, welche noch lange nicht die Hälfte sämmtlicher Linien in sich begreift, durchliefen in Jahresfrist mehr als siebenmal die Länge des Erdäquators.

Die Insel Cuba nahm 1849 in Ausdehnung der Eisenbahnen den siebenten Platz auf der Erde ein. Obenan stehen die Ver-

einigten Staaten, dann folgt Deutschland, dann Großbritannien mit Irland, dann Canada, Frankreich, Belgien, Cuba ꝛc. Die Summe der cubanischen Linien mag sich 1848 auf 95 deutsche Meilen oder 665 Werste belaufen haben. Das Verhältniß aber, in welches die Schienenwege der vornehmsten Länder zu ihrem Flächeninhalt sich stellen, können wir in folgenden Zahlen ausdrücken:

Auf eine Meile Eisenbahn kommen

im europäischen Rußland (ohne Polen)	1267	□-M.
in den Vereinigten Staaten	93	"
im russischen Polen	61	"
in Canada und Neubraunschweig . .	40	"
in Frankreich	31	"
auf Cuba	22	"
in Deutschland	15	"
in Großbritannien und Irland . . .	11	"
in Belgien	5	"

Dagegen finden wir auf eine Meile Eisenbahn

im europäischen Rußland (ohne Polen)	766,563	Landes-Einw.
in russisch Polen	127,694	"
in Frankreich	117,316	"
in England	56,862	"
in Deutschland	52,631	"
in Belgien	40,386	"
in den Vereinigten Staaten	14,692	"
auf Cuba	11,197	" (75)
in Canada und Neubraunschweig . .	6,050	"

Bei alle dem zählte Cuba nur 471 Bewohner auf die □-M. im Durchschnitt. Das überaus günstige Verhältniß Canada's in Anbetracht der Einwohnerzahl und das so sehr ungünstige in Be-

rücksichtigung des Flächenraumes hat zum Theil darin seinen Hauptgrund, daß die sehr starke Bevölkerung nicht mit 108 E. für die □-M. in Canada und mit 148 E. für die □-M. in den Vereinigten Staaten über das gesammte Land sich verbreitet, sondern in compakter Masse auf die südlichen Theile Neubraunschweigs, auf den Theil von Canada, der vom Huronen-, Erie- und Ontariosee eingeschlossen und auf die vom Mississippi östlich gelegene Hälfte der Vereinigten Staaten beschränkt ist, durch welche gleichzeitig die Eisenbahnen führen.

In Rußland ist das Verhältniß der Bahnenlänge zur Einwohnerzahl und zum Flächenraum des Reiches gleich ungünstig, auf Cuba in beiden Fällen äußerst vortheilhaft. Wenn nun dennoch, wie oben gezeigt worden, die Bevölkerung der Quadratmeile Landes auf Cuba um 128 Seelen schwächer ist als in Rußland, so müssen die Ursachen in den sehr günstigen Klima- und Bodenverhältnissen der Insel zu suchen sein. Cuba ist eine Insel, welche bei einer Länge von beinahe zehn Graden, 150 deutschen Meilen oder 1042 Werst, eine durchschnittliche Breite von nur einen Grad, 15 deutschen Meilen oder 104 Werst, aufzuweisen hat, Küsten mit einem Ueberfluß der ausgezeichnetsten Häfen, ein Klima und einen Boden besitzt, welche die gesuchtesten Handelsartikel erzeugen, die bei hohem Preise ein nur niedriges Gewicht aufweisen, — Rußland dagegen eine ungegliederte Festland-Masse, welche in ihrer geringsten Ausdehnung (von Riga nach Odessa etwa elf Grade) die Länge der Insel Cuba übertrifft, zwar von zahlreichen schiffbaren Flüssen und Strömen durchschnitten, aber im Norden vom rauhesten Klima behindert, mit Ausfuhrartikeln versehen ist, die zwar im Handel gesucht sind, aber bei großem Raumgehalt und Gewicht einen nur niedrigen Werth und dadurch schwierige Beförderung ergeben! Die Vermittelung der Eisenbahn, welche schon in Cuba unerläßlich war, wird für Rußland zwar kostspieliger, aber um so dringender, und wird nun auch hier mit Macht herbeigeführt.

In Cuba stieg der Handelsumsatz, welcher 1826 nur 28,646,000 Piaster (38,099,180 R. S. oder 41,739,375 Thlr.) betragen hatte, in zwanzig Jahren auf 60,387,000 Piaster (80,315,000 R. S. oder 88,016,438 Thlr.), und dennoch war die Einfuhr bedeutender als die Ausfuhr, während beispielsweise der Hafen von Riga allein im Jahre 1856 (also in einer Entwickelungszeit, in der sich Cuba etwa 1830 befand) 27,254,000 R. S. (29,867,397 Thlr.) umsetzte und durch Eisenbahnverbindung sich eine unberechenbare Mehrzufuhr erwerben kann, obgleich der Hafen nur während sechs bis sieben Monaten zugänglich, während der übrigen Zeit aber vom Eise bedeckt ist. Was den Flächenraum anlangt, ist Cuba (2140 □-M.) etwas kleiner als das Königreich Polen (2331 □-M.), ferner etwas kleiner als die Ostseeprovinzen Rußlands, Ingermann-, Esth-, Liv- und Curland zusammengenommen (2500 □-M.), kleiner als die Republik Guatemala (2486 □-M.), größer dagegen als die Republik Honduras (2076 □-M.), als die Republik Nicaragua (1688 □-M.), größer als das Großherzogthum Baden (1394 □-M.), vier Mal so groß als das Königreich der Niederlande, drei Mal so groß als das Königreich Dänemark; Cuba verhält sich zu Frankreich wie 1: 4,5, zu Großbritannien mit Irland wie 1: 2,6, ist mehr denn 42 Mal kleiner als das europäische Rußland und kommt dem 160sten Theil dieses ganzen Kaiserstaates gleich.

1840 trat im Amte der Cassenverwaltung ein glücklicher Wechsel ein. Dem, obgleich durch Ausführung der ersten Eisenbahn verdienten, doch vielfacher Ungesetzlichkeiten überwiesenen Oberintendanten, Grafen v. Villanueva, war Larrua im Amte gefolgt. Dieser suchte durch Vereinfachung der Verwaltung, durch Meidung unnützer Ausgaben, durch Beseitigung alter Mißbräuche, den Gang des Staatshaushaltes zu regeln, seine Quellen zu verstärken, was freilich bei den früher begünstigten unrechtmäßigen Anmaßern derselben Widerstand erregte. Erst nach

längerer Zeit gelang es den angestrengten Bemühungen des recht-
lichen, umsichtigen, willensfesten Mannes, das Uebel und den ge-
gen ihn angeregten Verdacht durch glänzende Erfolge niederzu-
kämpfen. Unterstützt von dem schon früher im Mutterlande wohl-
verdienten Generalcapitain Girolamo Valdez, gelang es Larrua, die
böswilligen Ränke seiner Unterbeamten unschädlich zu machen. —
Als einst die Auszahlung eines auf die Einnahmen der Insel von
der Staatsverwaltung des Mutterlandes gestellten Wechsels von
25,300,000 Realen statthaben sollte, erließ Larrua ein Schreiben
an die Unterintendanten Lorenzo Hernandez de Alva von Puerto
Principe und Don Jose Aguilar von Santiago de Cuba, sämmt-
liche Ueberschüsse an die Hauptcasse der Habana einzusenden.
Beide Herren antworteten, daß ihre Gelder erschöpft seien. Her-
nandez de Alva fügte noch hinzu, er sehe sich genöthigt, zur Un-
terstützung der Truppen den Einwohnern seiner Provinz eine be-
sondere Steuer aufzuerlegen, und sprengte das Gerücht aus, es
könnten selbst die Gehalte der Beamten nicht mehr ausgezahlt
werden. Der Intendant von Cuba gab vor, die Depositen-
casse angreifen, die Gehalte der Civil- und Militairbeamten
herabsetzen und Beisteuern ausschreiben zu müssen. Schon ver-
breitete sich durch das Land allgemeines Mißvergnügen gegen
Larrua, als dieser auf's Strengste jede neue Steuerausschreibung
untersagte, und da ihm noch immer zur Deckung der laufenden
Landesbedürfnisse Quellen offen stünden, die Gehalte nach wie
vor auszuzahlen verordnete. Gleichzeitig machte der Generalca-
pitain auf Larrua's Wunsch bekannt, daß die Oberbehörden nie-
mals die angekündigten Erpressungen beider Intendanten gestat-
ten werde. Eine Cassenrevision ergab, daß in Puerto Principe
ein Ueberschuß von 81,879 Piastern lag, und daß die Einkünfte
des laufenden Monats im Betrage von 84,727 Piastern, die auf
63,180 P. veranschlagten Ausgaben reichlich decken. Die Ueber-
schüsse in der Casse von Santiago beliefen sich auf 111,572 P.

in geprägtem Golde und Silber, nicht inbegriffen die noch außenstehenden Ueberschüsse der Distriktcassen. Dieses Ergebniß hatte die Amtsentsetzung beider böswilligen Unterintendanten zur Folge.

Ein anderes Mal war der Generalcapitain von einem insgeheim umlaufenden Schreiben benachrichtigt worden, in welchem er der Schwäche und Unerfahrenheit angeklagt wurde; sogleich ließ er zur Befriedigung der Neugier den Brief in den Zeitungen abdrucken und schlug damit alle Verdächtigungen nieder.

Das Aufblühen seiner Pflanzungen und seines Handels verdankt Cuba nächst dem Abfall der spanischen Colonien auf dem amerikanischen Festlande — wodurch die Aufmerksamkeit des Mutterlandes wachgerufen wurde —, nächst der Revolution auf Haiti — welche eine Menge französischer Flüchtlinge nach Cuba herübersandte —, nächst der Intelligenz und dem Capital, welche aus England und insbesondere aus den Vereinigten Staaten Nordamerika's übersiedelten, hauptsächlich der von afrikanischen Einwanderern ausgeführten Sklavenarbeit. Während auf dem sklavenfreien Jamaika von 1831—1851 die Zuckerausfuhr von 70,000 auf 30,000 Tonnen fiel, stieg dieselbe während derselben Zeit in Cuba von 76,750 auf 235,750 Tonnen, im gleichfalls Sklaven haltenden Brasilien seit 1842 von 59,000 auf 111,900 Tonnen im Jahre 1851. — Doch hierauf kommen wir zurück. — Namentlich der Zuckerbau verzehrt die meisten Kräfte und fordert bei dem ungesunden Klima zahlreiche Opfer, die eine fortlaufende Zufuhr frischer Arbeitskräfte als Hauptbedingniß für den Fortbestand der Blüte Cuba's erheischen. Dieses sah England ein und verpflichtete im Jahre 1817 die spanische Regierung durch Zahlung von 70,000 Pfd. Sterl. (76) zur völligen Aufhebung der Schwarzeneinfuhr binnen zwanzig Jahren. Welchen Antheil die Menschlichkeit an diesem Schritte Großbritanniens nahm, ist schwer zu ermitteln; auf der Hand liegt, daß der von freien Arbeitern auf den englischen Antillen und in Ostindien erzeugte Zucker in den-

selben Colonien in Folge dieses Verfahrens im Preise steigen mußte. England setzte hohe Einfuhrzölle auf Sklavenzucker und befreite das Erzeugniß der eigenen Ansiedelungen, welche dennoch kaum im Stande waren, mit Cuba, Puerto Rico und Brasilien Schritt zu halten. Es währte lange, bis die Regierung, den Klagen der Käufer über Vertheuerung Gehör schenkend, mildernde Gesetze erließ.

Spanien verstand den abgeschlossenen Vertrag auf seine Weise, und statt die empfangenen Mittel zur Hebung oder Erleichterung des Uebels anzuwenden, verausgabte es das Geld zum Ankauf mehrerer, aus der russischen Kriegsflotte als untauglich ausgemerzten Schiffe, welche zur Beförderung spanischer Truppen an die Küsten der für ihre Unabhängigkeit aufgestandenen Provinzen Mexiko und Peru dienen sollten. Der mir persönlich bekannte russische Bevollmächtigte, Baron W—l, welcher die Fahrzeuge nach Cadix zu führen und dort abzuliefern hatte, versicherte mir, er sei froh gewesen, daß kein heftiger Sturm den geringen Halt seiner Schiffe auf eine Probe gesetzt, die sie nie hätten bestehen können. Spanien schloß einen ungünstigen Handel, denn die Schiffe haben den Hafen von Cadix nie verlassen und sind an Ort und Stelle völlig verfault. Der Rest des englischen Geldes wurde bei verschiedenen kleinen Ausgaben anderweitig vergeudet.

»On m'achete, mais je ne me vends pas«, dachte die spanische Regierung, und duldete, ob freiwillig, ob außer Stande, dem Unwesen zu steuern, die fortgesetzte Sklaveneinfuhr, welche weit entfernt war, sich zu mindern. Wie wir bereits oben bemerkt, schwankten die Angaben über jährliche Einfuhr zwischen 20,000 und 144,000 Köpfen.

Wiederholte Anforderungen von Seiten der britischen Regierung, welche auf Einhaltung des Contraktes bestand, blieben unberücksichtigt, bis im Jahre 1834, während Martinez de la Rosa das Ministerium des Auswärtigen verwaltete, England

durch die Zuvorkommenheit, mit der es zur Quadrupel-Alliance sich herbeiließ, in eine Stellung zu Spanien trat, welche letzteres vom Willen des londoner Cabinets abhängig machte. Spanien gab nach, aber England, in gleichem Maße vorschreitend, wurde täglich dringender, machte immer neue Ansprüche, bis endlich das Durchsuchungsrecht der Schiffe, das nur scheinbar auf Gegenseitigkeit beruhte, so schimpflich es für Spanien war, angenommen werden mußte (77). Von hundert Fällen, welche die Handhabung des gewonnenen Rechts durch die Engländer charakterisiren, soll nur eines, dessen die Gräfin Merlin gedenkt, Erwähnung geschehen. Einige Monate vor meiner Ankunft auf Cuba, so erzählt die Gräfin, miethete ein catalonischer Kaufmann, welcher auf der Insel sein Glück gemacht hatte, ein Schiff, um mit seiner Familie und den erworbenen Schätzen nach Europa heimzukehren. Kaum hatte das Fahrzeug den Bahama-Kanal verlassen, als ein englischer Kreuzer ihm sich näherte. Nach erfolgter Besichtigung erklärte der englische Commandant, das Schiff sei nach seiner Einrichtung augenscheinlich zum Sklavenhandel an der afrikanischen Küste bestimmt. Ist es wahrscheinlich, daß Jemand, umgeben von seinen Kindern, seinen Hunden, Vögeln und allen den Kleinigkeiten, welche einen Hausstand begleiten, auf eine derartige Unternehmung ausgehen werde? Alle Einwendungen blieben vergeblich! Das Schiff wurde bis auf weitere Entscheidung confiscirt und die Familie zwei Tage darnach, auf das Empfindlichste gekränkt und völlig ausgeplündert, an der cubanischen Küste ausgesetzt.

Auf Englands Anregung sind (78) zu Surinam, in der Habana, in Rio de Janeiro und in Sierra Leone gemischte Ausschüsse von Holland, Spanien, Portugal, Brasilien und England als Prisengerichte eingesetzt worden, um Streitigkeiten über weggenommene Sklavenschiffe zu entscheiden. 1842 machte der Abgeordnete Torrente und zugleich die Handelskammer (79) darauf aufmerksam, daß man der sehr lästigen Einmischung der Engländer

im Handelsgericht nur dadurch entgehen könne, daß man selbst Hand an's Uebel lege. Lavar nuestra ropa in nuestra propia casa [80] lautete der in der Denkschrift der Handelskammer gebrauchte Ausdruck.

Ich werde später Gelegenheit finden, auf die Behandlung der Sklaven daselbst, die Art ihrer Befreiung und die angewandten Mittel zur Ergänzung der Arbeitskräfte zurückzukommen. Torrente beschuldigt England, so viel sei hier erwähnt, im Jahre 1841 in der Themse Schiffe ausgerüstet zu haben, welche bestimmt waren, 40,000 Neger aus Afrika auf ihre Besitzungen zu schaffen. „Kann man solche Leute", ruft er aus, „mit Geduld Philanthropie predigen hören!" — England drang durch seinen Consul Turnbull, der sich „Superintendent der emancipirten Neger" nannte, darauf, einen aus Engländern und Spaniern gebildeten Gerichtshof in der Habana zu errichten, der alle seit 1820 gegen den Vertrag von 1817 eingeführte Sklaven freilassen solle. Diese Forderung erbitterte nach Allem, was vorhergegangen und um der geheimen Absichten willen, welche sich kundgaben.

Nach einigen Angaben wurden zufolge dieser Anregung in der That 5—6000 Sklaven freigegeben. England stellte seit 1837 ein Kriegsschiff vor den Hafen der Habana und Turnbull ließ kein erlaubtes und unerlaubtes Mittel unbenutzt, um die Neger zur Unruhe, Spanien aber zum Unwillen zu reizen. Ein nordamerikanischer Autor [81] rühmt die Ehrenhaftigkeit des Generalcapitains Geronimo Valdez, welcher um diese Zeit (1841) das Gouvernement von Cuba antrat. Als man ihm von einer Verschwörung Mittheilung gemacht, sagte er: »I have a powerful army at my command; let the conspirators sally forth, and I shall destroy them, but not before [82].« Ritterlich, aber unpolitisch! Sein kraftlos nachgiebiges Auftreten machte Turnbull immer dreister, der endlich so weit ging, zur Aufregung der Sklaven auf einer unbefestigten Küstenstelle Cuba's eine Menge freier

Schwarzer von genommenen Sklavenschiffen eigenmächtig an's Land zu setzen([83]). So sehr auch die Ehrenhaftigkeit des Generalcapitains anerkannt werden mußte, stieg doch unter den Pflanzern das Mißtrauen gegen einen Mann, dessen Milde derartiges Unheil herbeiführte. Valdez, der dieser Dreistigkeit des Engländers sich nicht versehen hatte, ergriff andere Maßregeln; die spanische Regierung schlug die Zumuthungen Englands, man solle diese Einfuhr freier wilder Schwarzen von genommenen Sklavenschiffen durch ein Gesetz heiligen, auf das Bestimmteste ab, weil durch eine solche Einwanderung die Wohlfahrt der Colonien blutig zu Grunde gehen würde. Die schon Gelandeten aber stellte man zur Verfügung des Gouverneurs, der sie verschiedenen Ansiedlern gegen Vergütung von sechs bis sieben Unzen Gold für den Kopf([84]), je nach der Brauchbarkeit des Arbeiters, übergab. Nach Verlauf des ersten Jahres war der Pflanzer gehalten, seinen Mann dem Gouverneur vorzustellen, der den Schwarzen, im Falle dieser keinerlei Arbeit erlernt hatte, auf's Neue einem Colonisten auf einige Jahre überantwortete. Da nun der von Natur träge Neger aus freiem Antriebe keine Beschäftigung, die ihn zu ernähren im Stande wäre, erlernt, so bleibt er thatsächlich unter dem Titel eines „Freien" für das ganze Leben Sklave, und ist schlimmer daran, als seine verkauften Brüder, weil Niemand seiner mit Sorgsamkeit sich annimmt und der Gouverneur über seine stets unfreie Person verfügt. Die übrigen Sklaven verachten diese Unglücklichen. „Du bist nur ein Emancipado", sagen sie, und unterscheiden die Wohlthat im Wort von der Wohlthat im Werk.

Zu Tacons Zeiten (von 1832 ab) wurde die Hälfte der laufenden Auflage auf Sklaveneinfuhr den Ordnungsgerichtscassen zugezählt, die andere Hälfte für öffentliche Arbeiten verausgabt. Mit Hülfe dieser Gelder errichtete der Generalcapitain jene großartigen Bauten, welche noch heute seinen Namen tragen. Mit Ausnahme

des Geronimo Valdez, haben Tacons Nachfolger jene Abgaben, welche sie nach Gutdünken bis auf elf und zwölf Unzen Gold erhöhten, in ihren eigenen Taschen verschwinden lassen, was um so leichter geschehen konnte, als die Abgabe auf einen unerlaubten Handelszweig keiner Beaufsichtigung unterlag. Die Abgabe war eigentlich dem Sinne und der That nach nichts, als eine bei jeder neuen Sklaveneinfuhr erneute Bestechung der spanischen Regierungsbeamten, namentlich des Generalcapitains. D'Harponville ([85]) erzählt, daß während seiner Anwesenheit in der Habana 1847 die Frau des Gouverneurs als Nadelgeld dreißig solcher unfreier freier Neger, sogenannte Emancipado's besessen habe, welche sie um 15—16 Piaster den Monat vermiethete. Es sollen Fälle vorgekommen sein, in denen der augenblickliche Inhaber eines solchen „Freien" durch geringe Bestechung ([86]) über das Absterben desselben sich ein kirchliches Zeugniß zu verschaffen wußte, wodurch ihm die Nutznießung des Schwarzen bis zu dessen wirklichem Tode unbesteuert blieb. Die Wahrheit und Genauigkeit solcher Erzählungen ist schwer zu ermitteln, und die Lust der Welt bekannt, von Leuten, die aus irgend einem Grunde mißliebig erscheinen, boshafte Geschichten zu verbreiten, an denen kein wahres Wort ist. — Nehmen wir einstweilen den Faden der Erzählung wieder auf. Spanien drang bei dem Kabinet von St. James durch, und als Turnbull, durch Sir Crafword ersetzt, dennoch auf Cuba verweilend in seinen aufrührerischen Kundgebungen fortfuhr, ließ ihn der Gouverneur verhaften. Es war zu spät! Im November des Jahres 1843 brach, durch die Aufregung des „Superintendenten der emancipirten Schwarzen" und das haitische Beispiel ermuntert, durch Valdez' Nachsicht ermuthigt, auf Cuba ein gefährlicher Negeraufstand los, der durch den neuen Gouverneur, General Leopold O'Donnell nur mit vielem Blutvergießen unterdrückt werden konnte.

Auch die von Engländern auf den benachbarten Bahama-

Inseln aus entlaufenen cubanischen Sklaven errichtete „Negerrepublik“ ([87]) (eine Colonie unter englischer Botmäßigkeit) nährt beständig die Gährung auf Cuba. Nie hat die spanische Regierung über die aus den Untersuchungen der Schuldigen entnommenen Pläne jenes Geheimbundes von 1843 Etwas veröffentlicht, nur scheint gewiß, daß der als Dichter bekannte und auf Cuba auch persönlich allgemein beliebte Mulatte Placido ([88]), dessen wir im ersten Abschnitt, S. 44—46, gedachten, zum Oberhaupt der befreiten Insel ausersehen war.

Don Geronimo de Valdez hatte mit Strenge die Hemmung des Sklavenhandels bewacht, O'Donnell, welcher ihm im Amte nachfolgte, gestattete den Unterschleif von Neuem, weil ihm das alte Herkommen eine halbe Unze Gold von jedem eingeführten Schwarzen zusicherte. Die Colonisten würden sich vom Mutterlande lossagen, schützte er vor, sobald sie keinen Sklavenaufstand mehr zu fürchten hätten!

Was Valdez durch Nachgiebigkeit verloren, glaubte O'Donnel durch militairische Strenge gutmachen zu können.

Daß stets Unternehmer sich finden, die, auf die Gefahr von Engländern ertappt und gerichtet zu werden, den Sklavenschmuggelhandel wagen, darf bei dem unermeßlichen Gewinn nicht verwundern, der bei einer Ladung von 800 Köpfen, von denen 13% umkommen, 120,000 bis 130,000 Piaster (159,600 bis 172,900 R. S. oder 174,904 bis 189,479 Thlr.) beträgt. Im Sommer 1856 berichtete das »New-York Journal of Commerce« von dem großartigen Sklavenhandel, welcher in Neuyork allen Vorschriften zum Trotz unter den Augen der Regierung, weniger vielleicht von Nordamerikanern, als von Ausländern, namentlich Portugiesen getrieben werde. In den seltensten Fällen gewöhnlich lasse die Sache sich feststellen, weil die Sklavenhändler auf alle erdenklichen Schliche geübt, keine Blöße sich geben. Gewöhnlich, so heißt es dort, ändert der Händler in offener See den

Cours, wechselt Cargo und Papiere. Die Behörde ist davon unterrichtet, daß im Jahre 1855 mindestens fünfzehn, in den letzten drei Wochen desselben allein drei Sklavenschiffe aus Newyork ausliefen; man wußte, daß unter andern ein Fahrzeug für 1500 Dollars gekauft, in einen Schooner umgetakelt, unter dem Befehl eines Capitains auslief, der erst vor Kurzem in Philadelphia überführt worden war, des Sklavenhandels schuldig zu sein. Aber es fehlten Zeugnisse, ihn am Auslaufen zu hindern, denn die bloßen Anzeigen, welche häufig genug einlaufen, führen zu nichts. Die Fahrzeuge, schreibt die Handelszeitung, sind von mittlerem Tonnengehalt, kosten 5000—7000 Dollars und werden meist nach glücklich zurückgelegter Reise zerstört. Wenn die Einkaufssumme auf 10—40 Dollars für den Kopf berechnet wird, der Verkauf dagegen 300—800 Dollars für das Stück einbringt, so kommt eine Ladung von 500 Negern zu 30 Dollars in Summa 15,000 Dollars; trägt beim Verkauf für den mittleren Preis von 400 Dollars für das Stück, nach Bestreitung sämmtlicher Unkosten 170,000—180,000 Dollars Reingewinn. Herr Maclay, englisches Mitglied des gemischten Ausschusses in der Habana, berechnet, daß eine Ladung von 480 Negern mit Einschluß aller Ausgaben 52,000 Dollar (69,060 R. S. oder 74,542 Thlr.) koste, dafür aber 142,000 Dollar (188,860 R. S. oder 206,970 Thlr.), einen Gewinn von 180%, einbringe, welches fast das Doppelte der vorigen Angabe ausmacht. Der Vortheil mag allerdings, durch hundert Umstände bedingt, von Mal zu Mal um ein Beträchtliches wechseln. Ein Reisender z. B. berechnet auf Bourbon, daß eine Negergoelette in fünf Fahrten aus Neu-Guinea eine Million Frcs. eintrüge.

Von 1822—1832 fuhren nach andern Angaben regelmäßig 325 ausgerüstete Fahrzeuge an die Küste von Afrika, von denen 236 mit 100,000 Schwarzen zurückkehrten, 89 zum Theil mit, zum Theil ohne Ladung zu Grunde gingen oder von englischen

Kreuzern genommen wurden. Von 100 kamen demnach nur 27 Schiffe um, wodurch nach ungefährer Veranschlagung ein Vortheil von 132 % sich ergäbe.

Ueberlassen wir einem spätern Abschnitt die Mittel darzulegen, durch welche die spanische Regierung mit beiderseitigem Nutzen der Pflanzer und Neger den Sklavenhandel und die Sklaverei aufheben könne, und werfen wir einen flüchtigen Blick in Cuba's wirthschaftliche Verhältnisse, so finden wir im Ramon de la Sagra für das Jahr 1841 folgende Angaben, welche die unerschöpflichen Hilfsquellen der Insel unseren Blicken öffnen. Das landwirthschaftliche Capital belief sich auf 638,256,283 Piaster (848,880,856 R. S. oder 930,280,390 Thlr.), und die Brutto-Erträge des Jahres auf 57,196,815 P. (76,071,763 R. S. oder 83,366,312 Thlr.), von denen für 20 Millionen (26,600,000 R. S. oder 29,150,575 Thlr.) ausgeführt werden. Auswärtige Kaufmannsgüter, einschließlich die Nahrungsmittel, wurden eingeführt im Werthe von 25 Millionen (33,250,000 R. S. oder 36,547,945 Thlr.), welcher Handel dem Schatz 7 Mill., zu denen 4½ Mill. anderer Steuern hinzukommen, abwirft. Von diesen 11½ Mill., mit denen alle Verwaltungsbedürfnisse der Insel gedeckt, Land- und Seemacht unterhalten werden, bleiben 4 Mill. (5,320,000 R. S. oder 5,830,137 Thlr.) Ueberschuß zum Nutzen des Mutterlandes. Für die Insel war der Handel bis in neuere Zeit nachtheilig; denn die Einfuhren überstiegen die Ausfuhr. Seitdem ist der Handel, gleich den Einkünften des Schatzes, im Zunehmen begriffen. 1847 Einfuhr 32,389,119 P., Ausfuhr 27,996,470 P.; 1848 Einfuhr 25,435,565 P., Ausfuhr 26,077,068 P.

Die Staatseinnahme mußte demnach von 12,808,713 des Jahres 1847, im Jahre 1848 auf 11,830,523 fallen ([89]), wogegen der Reichthum der Insel allein durch den Ueberschuß des Exports über den Import in demselben Jahre um 639,503 P. stieg.

General Lopez.

Als ich Cuba besuchte, war die ganze Insel voll gespannter Erwartung über die Wendung, welche das Glück des Generals Lopez, der eben seinen dritten Einfall gewagt, nehmen werde. Von nordamerikanischen Geldern unterstützt, hatte er 1849 die erste sogenannte Round-Island-Expedition unternommen, welche völlig scheiterte. Nicht glücklicher erging es dem zweiten Versuche im folgenden Jahre. Am 19. Mai 1850 landete Lopez auf Cuba bei Cardenas, bewältigte die Stadt, mußte aber nach Verlust von vierzig Mann wieder abziehen. Mit genauer Noth entkam er den Verfolgungen des spanischen Kriegsdampfers Pizarro, indem er in Kay-West auf nordamerikanischen Boden sich rettete. Ein Scheinprozeß, durch die Regierung der Vereinigten Staaten, in denen er sich zum Auszuge gerüstet, verlief bald im Sande und ermuthigte zu neuen Unternehmungen, welche eine umfangreichere Einschaltung an diesem Ort entschuldigen möge.

Narcisso Lopez war nicht mehr jung und hatte bis zur Zeit seiner Cubazüge ein stets bewegtes Leben geführt; er wurde im Jahre 1798 (nach Andern 1799) in Venezuela geboren. Die Familie seiner Eltern war zahlreich, denn Narcisso zählte vierzehn Schwestern; von den Brüdern war er der einzige, welcher Mannesalter erreichte. Sein Vater, einst wohlhabender Grund-

besitzer in den Llanos, hatte durch die damals in Südamerika wüthenden Bürgerkriege die meiste Habe verloren, und sah sich genöthigt, seine Familie durch den Handel zu ernähren. In Carracas leitete er die Geschäfte, und ließ ein anderes Handlungshaus in Valencia von seinem Sohne Narcisso verwalten. Obgleich dieser durchaus keine Vorliebe für den Kriegsdienst zu besitzen schien, hatte er dennoch Zeugniß von großem Muth und vieler Ausdauer an den Tag gelegt. Im Jahre 1814 befand sich der junge Lopez in den Reihen der Unabhängigkeitskämpfer unter Bolivar. Da in jenem Kriege kein Pardon ertheilt wurde, entging er nur durch Zufall, von seinem jugendlichen Aussehn begünstigt, dem Tode, indem er im verhängnißvollen Augenblicke, als die Anführer zum Tode geschleppt wurden, zu den Sklaven der Familie sich hielt. Noth und Mangel zwangen ihn nach längerem Zaudern endlich in der königlichen Armee Anstellung zu nehmen, was ihm amerikanischer Seits als Verrath angerechnet wurde. Lopez zählte 19 Jahre, als er, während der General Murillo die durch die Llanos sich zurückziehenden „Patrioten“ verfolgte, in einem heißen Vorpostengefechte der gesammten feindlichen Reiterei, welche den Rücken zu decken hatte, mit 38 Reitern keck die Spitze bot. Zum Lohne ward ihm das St. Ferdinandskreuz höherer Ordnung und am Schluß des Feldzuges durch den König von Spanien der Oberstenrang ertheilt, ob er gleich damals kaum 23 Jahre zählte. Ein so rasches Vorschreiten verdankte er nur seinem unbestreitbaren Verdienste als Soldat und Offizier. — Lopez trug viel dazu bei, daß die ohnehin unhaltbar gewordenen Besitzungen auf dem Festlande Amerika's aufgegeben wurden. Als die spanische Armee Venezuela räumte, schlug er die von den versöhnten „Patrioten“ angebotene Oberstenstelle aus und begab sich nach Cuba, richtete sich dort ein, und wurde bald als ein Mann von durchaus liberalen Bestrebungen bekannt. Von dieser Zeit ab sah er Cuba wie sein Vaterland an, verheiratete sich mit

einer wohlhabenden Dame, die sich jedoch später von ihm trennte und nach Paris zurückzog, weil er, wie Einige wissen wollen, durch verschiedene unglückliche Speculationen ihr Vermögen durchgebracht hatte. Lopez widmete sich bis zum Tode Ferdinands VII. gänzlich dem Privatleben, weil ihm die Abschaffung der freisinnigen Constitution von 1812 den Staatsdienst verleidet hatte. Er befand sich in Angelegenheiten eines Processes zu Madrid, im Augenblicke, als der spanische Thron der Königin Isabella streitig gemacht wurde. Lopez trat wieder in Dienst, zeichnete sich durch Thätigkeit und Muth bei Entwaffnung der Carlisten aus und wurde zum aide de camp des Generals Valdez, damaligen Befehlshabers der Truppen Ihrer Majestät, ernannt. Durch seine Tapferkeit erwarb er sich mehrere Auszeichnungen im constitutionellen Heere, selbst die Carlisten ließen seiner Umsicht und Tapferkeit volle Gerechtigkeit widerfahren. Noch als Oberst rettete er unter Andern den General Carondolet, indem er die unter Zumalacarregui den General Valdez bei Duraujo in Navarra einschließenden Carlisten durchbrach und dem gefährdeten Corps Unterstützung zuführte. Einen Beweis für die allen Gefahren trotzende Standhaftigkeit seines Charakters gab er als Gefangener in der Stadt Cantavieja in Arragonien. Der Commandant hatte ihn erwählt, dem die Feste belagernden General San Miguel die Nachricht zu bringen, daß die Fortsetzung der Belagerung 600 christinischen Gefangenen, zu denen der Ueberbringer selbst gehörte, das Leben kosten werde. Lopez kehrte, wie einst Regulus, nach Ausrichtung des Auftrages wieder in die Gefangenschaft zurück, und auf seinen Rath begann sofort der Sturm mit verdoppelter Kraft und so glücklich, daß die Stadt genommen war, ehe die Drohung des Commandanten hatte erfüllt werden können. Der schon reich decorirte Lopez ward jetzt zum General und später zum Commandanten der Nationalgarde ernannt. Seine liberalen Ansichten verbarg er nie, und hatte sich noch während seines cuba=

nischen Aufenthaltes durch einen allzufreien Trinkspruch Unannehmlichkeiten zugezogen. Als nun die Königin, welche er persönlich nie hatte recht leiden mögen, in die Fremde wanderte, ward Lopez zum Gouverneur von Madrid ernannt, legte aber gegen den Wunsch Espartero's nach Erlöschen der Wahlfrist sein Amt nieder. — Während er die ihm darauf von der Stadt Sevilla zuerkannte Senatorenwürde bekleidete, gab er sich insbesondere der Erforschung cubanischer Angelegenheiten hin, zog sich aber, nachdem den Abgeordneten von Cuba Sitz und Stimme in den Versammlungen der Cortez genommen worden war ([30]) — über eine so ungerechte Maßregel empört — aus dem Staatsdienste nach Cuba zurück. Als der General Valdez 1829 von Espartero zum Gouverneur dieser Insel ernannt worden war, bekleidete Lopez der Reihe nach mehrere wichtige Aemter, die ihm durch seinen Freund zu Theil wurden.

Nach Espartero's Sturz und der Abberufung Valdez' legte Lopez im Jahre 1842 die Stelle eines Gouverneurs und Commandanten des Centraldepartements von Cuba nieder, zog sich, mit Ausbeutung eines seit langen Jahren verlassenen Kupferwerkes beschäftigt, in's häusliche Leben zurück und begann über die Losreißung der Insel vom Mutterlande, das ihrer Entwickelung überall hemmend entgegentrat, nachzudenken. Unter dem Landvolke, aus dem er eine gute Reiterei zu bilden hoffte, suchte er durch Freigebigkeit sich Freunde zu verschaffen. Der unruhige, nach Neuem, nach Wechsel, nach Freiheit trachtende Charakter ließ ihm keine Ruhe. Im Vertrauen auf zugesagte Unterstützung, mehr noch in der Hoffnung, durch glückliche Führung das Unternehmen bei den Cubanern in guten Glauben zu setzen, reiste Lopez nach Nordamerika ab. Die Rüstungen konnten nicht so geheim bleiben, als es dem Vorhaben dienlich gewesen wäre; Nachrichten liefen im Norden um, fanden ein wachsames Ohr bei der spanischen Regierung, die ihrerseits nicht versäumte, nöthige Vor-

kehrungen zu treffen. Die Anstrengungen, welche Lopez machen mußte, um seine Pläne in's Werk zu setzen, waren nicht gering: denn zu den unzureichenden eigenen Mitteln flossen nur spärliche Unterstützungen von Cuba ein. Neben der Unruhe und dem Freiheitsdrange seines rastlosen Wesens machte sich unersättlicher Ehrgeiz geltend. Daß der Name Lopez, an die Geschicke der Insel, an Cuba's Freiheit geknüpft, diese von ihm erworben werden könne, spornte ihn an im Wachen, weckte ihn aus seinen Träumen. Der Leichtblütige glaubt Alles möglich, und jedes Mittel, obgleich keines gut genug erscheint, wird mit Lebhaftigkeit ergriffen. Woher sollte das nöthige Geld fließen, wenn nicht aus dem Schatze der künftigen, noch zu gründenden Republik? Der Staat war noch nicht errichtet, sein Boden noch nicht gewonnen — aber Pläne waren entworfen, wie er verwaltet werden sollte; man besaß genaue Kenntniß seiner Erwerbsquellen, und diese mußten ja bei uneingeschränkter Entwickelung noch reichlicher strömen. Lopez stiftete Bons auf die Einkünfte des künftigen Staates, warb mit seinen Freunden muthige, abenteuerlustige Leute, die nichts zu verlieren hatten, aber gerne an den Einnahmen, den Zöllen und Abgaben Cuba's sich betheiligt hätten, — Freiheitskämpfer, Kossuthfreunde, vertriebene, heimathlose Ungarn. Die Verausgabung cubanischer Guthaben mag nicht gering gewesen sein ([91]); denn am Geldmarkte von Newyork bildete sich für jene Papiere ein Wechselpreis, der, wenn auch noch so niedrig, wenigstens das Vorkommen von Leuten bewies, die jenen Kriegszug wie eine Lotterie ansahen, an welcher sie mit einigen Loosen sich betheiligen mochten. Für etwaige Nieten entschädigte der niedrige Einsatz mit der Hoffnung auf unberechenbaren Gewinn. Patriotismus, Freiheitsdrang, Abenteuerei und Schwindel hatten endlich die nöthigen Geldmittel zusammengebracht, und am 22. Juli (3. August) 1851 verließ der Dampfer „Pampero“, Capitain Lewis, der schon an dem letzten Zuge betheiligt war, den Hafen New-Orleans, an

Bord General Lopez und seine waghalsige, kampfbegierige Mannschaft.

Lopez beabsichtigte — so erzählt Philipp von Vechten, welcher die Expedition als Oberlieutenant mitmachte — auf Key-West, eines der kleinen Eilande südwestlich von der Südspitze Florida's, etwa 1° nördlich von der Habana, einen Lootsen nach dem St. Johns-Fluß mitzunehmen, wo eine Batterie leichter Geschütze sammt Munition, Wagen und Beschirrung, und etliche Cavalleriesättel ihn erwarteten, und wollte von hier, südöstlich haltend, in der Nähe von Puerto del Principe landen, derselben Gegend, wo einst Columbus zuerst Cuba's Gestade erblickte. In Key-West wurde eine beträchtliche Menge Branntwein und Champagner, den Lopez mit seinem Stabe sich wohl munden ließ, an Bord genommen, und als bis zur Abenddämmerung der erwartete Lootse nicht erschien, im versammelten Kriegsrath beschlossen, nicht an den St. Johns-Fluß zu laufen, sondern geraden Wegs auf die cubanische Küste zu steuern. Dieser neue Leichtsinn sollte Lopez theuer zu stehen kommen, als es darauf ankam, seine Mannschaft durch wirksames Kanonenfeuer zu unterstützen. Der Mangel auch des Piloten machte sich bald fühlbar; denn als man am nächsten Tage den Gestaden der Insel sich nahte, erschien nicht die Küste bei Principe, sondern 240 Seemeilen östlich das Castell Morro an der Einfahrt des habanesischen Hafens auf etwa zwölf Meilen in Sicht. Die in der Nähe des Compasses aufgestellten Musketen hatten den Magnet irre geleitet. Wie wenig die Bewohner Cuba's mit in's Spiel gezogen worden waren, geht daraus hervor, daß Lopez rasch entschlossen den frühern Landungsplatz aufgab, um, in entgegengesetzter Richtung westwärts, geleitet von dem unterwegs gepreßten Capitain eines spanischen Schooners, auf Bahia Honda loszusteuern. Und dennoch hatte man einige revolutionäre Vorbereitungen in jenem Departement getroffen, das der General einst als Commandant verwaltete. Schon acht Tage

vor seiner Ankunft waren die heimlichen Umtriebe ruchbar geworden und die Regierung hatte 400 mit Piken bewaffnete Leute ausgesandt, östlich von Principe die Sierras de Carcamisa bei Cascorro zu durchstreifen. Ein Insurgententrupp, dem man begegnete, tödtete fünfzig Mann und sandte die Uebrigen in wilder Flucht nach Principe. Solch ein Anfang war günstig! Hatte Lopez die Freunde für stark genug gehalten, selbstständig aufzutreten? Sollten sie ihm helfen, die Habana von zwei Seiten gleichzeitig zu überraschen? — Lopez steuerte westwärts.

Ein Boot, das in der Dunkelheit Kundschaft halber zu landen versucht hatte, wurde von der Schildwache auf dem Wall Bahia Honda's angerufen und zog sich wieder an Bord zurück. Das Schiff, das unterdeß eine Meile vom Hafen seewärts gelegen hatte, lief nun mit verstärkter Dampfkraft westlich die Küste entlang, und gerieth in der Dunkelheit mit heftigem Stoß auf ein Korallenriff, das den Fang nicht wieder freigeben wollte. Die See war ruhig und erlaubte das Ausschiffen der Mannschaft, welche am 31. Juli (12. August) früh zwei Uhr bei Playtas auf dem ersehnten Boden Stand faßte. Zwanzig Mann spanischer Truppen hatten vergeblich die Landung der ersten Boote zu hindern gesucht. Nach wenigen Salven und nach Verwundung eines einzigen Amerikaners suchten sie die Ferne. Nachdem Lopez das zehn Meilen entfernte Dorf Las Posas von seiner nahen Ankunft durch einen Boten benachrichtigt und bei Todesstrafe jedem Kampffähigen sich anzuschließen befohlen hatte, setzte er sich mit 323 Mann, unter Anführung des Obersten Dowemann, in Marsch und hinterließ den Obersten Crittenden mit den übrigen 130 Soldaten — denn mehr als 453 Mann zählte die ganze Truppe nicht — zur Bewachung der zurückgelassenen Vorräthe von 100,000 Patronen, 3000 Musketen und 7 Centnern Pulver. In der folgenden Nacht um elf Uhr langten einige Karren an, und Crittenden eilte, in Las Posas verabredetermaßen Lopez sich an=

zuschließen. Die Karren waren schwer beladen und vermochten nicht den Marsch zu begleiten. Indessen ließ sich der Vortrab und das Hauptcorps bei einer Hacienda (Landgut) nieder, um beim Frühstück die Zurückgebliebenen zu erwarten. Kaum hatte die Mannschaft ihre Waffen bei Seite gelegt, als aus einem nahen Hinterhalt Musketenschüsse und pfeifende Kugeln sie schreckten. Alles stürzte zu den Waffen, und bald bewältigt, räumte der 500 Mann starke Feind mit Hinterlassung eines Gefangenen und neun Todter den Kampfplatz. Nachdem der Nachtrab mit dem Gepäck angelangt war, erlaubte der Capitain das unterbrochene Frühstück wieder aufzunehmen. Es sollte nicht beendet werden. Von Neuem Musketenschüsse! Der bedeutend verstärkte Feind wiederholte den Angriff von einer nahen Höhe herab, die durch eine 300 Schritte breite, mit Eichengebüsch bewachsene Niederung von den Aufrührern getrennt war. Unter persönlicher Anführung Crittendens stürmten diese den Hügel hinan und warfen die Spanier in die Niederung. Aus einem Buschwerk, welches sie dort aufgenommen hatte, eröffneten sie ein sicheres Feuer, das Crittenden alsbald zwang, die genommene Stellung aufzugeben. Die Feinde, welche sofort ihren alten Posten wieder besetzten, feuerten auf's Neue, und Crittenden befahl wiederholten Sturm. Eine kleine Abtheilung von zwanzig Mann Freiwilliger zog sich unter Anführung der Nordamerikaner von Vechten und Craft an die rechte Flanke des Feindes, um ihn gleichzeitig mit dem Frontangriff Crittendens von einer andern Seite zu beunruhigen. — Die Flankenbewegung gelang vollkommen, mußte aber nach einiger Zeit wieder aufgegeben werden, da der Frontangriff ausblieb. Als von Vechten und Craft zur Hacienda zurückkehrten, fanden sie nur noch zehn Mann, welche zur Bewachung der Karren zurückgelassen waren. Crittenden mit seiner Mannschaft war auf einen Wink des Generals Lopez, der in Las Posas angegriffen worden war, schleunigst mit den Seinigen hinübergeeilt.

Dies merkten die Regierungstruppen, rückten heran und zwangen die letzten dreißig Mann, mit Hinterlassung der Karren, den Ihrigen nachzueilen. Aller Vorräthe beraubt, gab die kühne Schaar den ungleichen Kampf nicht auf. — Zur Zeit des Angriffs bei der Hacienda war Lopez von 800 Mann spanischer Truppen, die auf der Eisenbahn aus der Habana entsandt worden waren, unter Anführung des Generals Enna angegriffen worden. Allein auch hier blieb der Sieg auf Seiten der Aufständischen, und Enna überließ ihnen das Schlachtfeld, auf welchem über 200 seiner Truppen getödtet oder verwundet daniederlagen. Schmerzlicher erschien der Verlust der Lopezianer, denen dreißig Todte, Verwundete und Vermißte mehr galten, als 200 den Spaniern. Die Freiheitskämpfer Oberst Dowemann und Lieutenant Labigan hatten ein rühmliches Ende genommen, Obrist Paragay, vormals Generaladjutant Klapka's während des ungarischen Feldzuges, Capitain Bigkam und Gouti lagen tödtlich verwundet danieder. Lopez selbst hatte die größte Kaltblütigkeit während des Treffens bewiesen. Im dichtesten Kugelregen ritt er langsam über das Schlachtfeld, die lässigeren Schützen mit kräftigen Riemenhieben über die Schultern aufeuernd. Nachdem die zurückgelassenen verwundeten Spanier zur Verpflegung in's Dorf getragen worden waren, verließ Lopez Nachts um 2 Uhr Las Posas, um auf dem Gebirge einen festen Punkt einzunehmen, bis erwartete Hilfe herbeieilte. Seine zurückgelassenen Verwundeten fanden unter spanischen Bajonetten grausamen Tod. Ihre Leichen wurden unter freiem Himmel schichtweise aufgethürmt und den Aasgeiern überlassen, welche alsbald zur Mahlzeit sich einstellten.

Zwei Tage gönnte man den Insurgenten einige Ruhe, um frische Mannschaft zu erwarten, die bald auf zwei Dampfern eintraf. Lopez wandte sich, von einigen Landleuten unterstützt, westwärts gen San Diego de Nunez, unweit Bahia Honda, und nach Cabanas das Fort zu besetzen. Crittenden suchte mit fünfzig

Mann in Kähnen der Feste beizukommen, wurde aber von dem Dampfer Habanero überrascht und gefangen in die Habana abgeführt. Hier weichen die Berichte von einander ab. Mir erzählte der spanische General de Salas, welcher damals auf Cuba sich im Dienste befand, Crittenden — ein Vetter des General Atterney, Oberbefehlshaber der Artillerie in den Vereinigten Staaten — hätte nach dem ersten Kampfe gegen General Enna, aus dem die Lopezianer mit einem Verluste von dreißig Mann hervorgegangen waren, die Unmöglichkeit irgend eines Erfolges eingesehen, und habe, nachdem der General vergeblich gesucht, ihn zu fesseln, auf einigen Booten fliehen wollen. Wie dem nun sei, jene fünfzig Mann geriethen in die Hände der Regierung, welche an ihnen ein Warnbeispiel aufstellten. In Gegenwart einer zahllosen Volksmenge, die sich aus Stadt und Umgegend versammelt hatte, ließ man die Gefangenen, vierzig Nordamerikaner, vier Irländer, einen Schotten, einen Italiener, einen Insulaner von den Philippinen, zwei Habanesen, zwei Deutsche (und kein Pole), je zwölf Mann in zwei Reihen antreten. Nachdem die vordere Reihe niedergekniet und erschossen war, trat die hintere Linie vor, um gleichen Todes zu sterben.

Da der Präsident Fillmore alle Bewohner der Vereinigten Staaten des Schutzes der heimathlichen Gesetze, die sie gebrochen, verlustig erklärt hatte, weigerte sich der amerikanische Consul Owen, irgend für die Leichname der Erschossenen sich zu verwenden, war aber eifrigst bemüht, die Mannschaft des Albany, einer amerikanischen Kriegsschaluppe, die im Hafen lag, in Zaum zu halten, da die Soldaten um jeden Preis an den Spaniern für den angeblichen Schimpf Rache nehmen wollten. Ausgesprengte Nachrichten, als ob das Volk die Leichname der Hingerichteten verstümmelt und beschimpft hätte, wurden von zwei anwesenden Commodoren Platt und Lieutenant Taylor in öffentlichen Blättern des Nordens widerlegt.

Unterdessen hatte Lopez bei einer Hacienda sich gelagert, welche die Regierung vor zwei Jahren ihm eingezogen hatte.

Am 4./16. August erfolgte ein neuer Angriff durch 600 Mann Fußvolk, denen 200 Lanziers zur Unterstützung beigegeben waren. Es war ein sonniger, so überaus heißer Tag, wie er selten von Cuba's wolkenlosem Himmel herabsengen mag. Der erste Schlag erfolgte um elf Uhr Vormittag, und der Kampf dauerte hartnäckig ohne Pause bis zwei Uhr an. Lange schien der Sieg zweifelhaft, da endlich wichen die Regierungstruppen, nachdem sie die Hälfte ihrer Mannschaft eingebüßt hatten. Auch Lopez bedurfte der Sicherheit; und kaum waren die Spanier außer Sicht, als er in entgegengesetzter Richtung aufbrach. Die ermüdeten Krieger leisteten das Unglaubliche; denn nach einem dreistündigen harten Kampfe während der heißesten Stunden eines Tropentages legten sie achtzehn englische oder vier deutsche Meilen (etwa 28 Werst) einer steilen Gebirgsstraße in fünf Stunden zurück. Den 7./19. verdarb ein heftiger Regenguß sämmtlichen noch übrigen Pulvervorrath; denn im Gebirge fand sich kein Obdach, welches geschützt hätte — und alle Feuergewehre waren von Stund an unbrauchbar. Am Abend traf Lopez in einem Dorfe am Fuß der Berge unweit Bahia Honda ein und übernachtete am Ufer eines Flusses. Während des Frühstückes am Morgen des 8./20. erfolgte ein neuer Angriff, und zwar durch Ueberrumpelung, weil die Vorpostenwache, welche im Fluß gebadet hatte, von den Feinden überrascht und getödtet worden war. Die gewehrlose Mannschaft der Lopezianer vermochte nicht zu widerstehen und erlitt eine völlige Niederlage. Was menschliche Kraft nicht hatte über sie gewinnen können, hatte ein Platzregen vermocht. Man griff zu den Gewehren. Kein Schuß Pulver! Keine Rettung! —- Allgemeine Flucht dem Gebirge zu — in allen Richtungen! Lopez selbst entschlüpfte mit genauer Noth zu Pferde — Sattel, Pistolen, Fernrohr — Alles blieb zurück! — Im Gebirge, auf einem der höchsten Gipfel,

obdachlos, ohne Nahrung, ohne Feuer, dem wüthenden Nordweststurm preisgegeben, vom Donner umtobt, von Blitzen umrast, im brausenden Regen unter stürzenden Bäumen, brechenden Felsen büßte die Schaar kühner Abenteurer ihre wagehalsige Lust. Hatte kein spanisches Pelotonfeuer den Muth unserer Helden erschüttern können — durften sie Stand halten gegen Mächte, welche menschlicher Kraft unbesiegbar bleiben?! Und doch war nicht Zaghaftigkeit, — nur Mißmuth war bei den Kämpfern eingekehrt. Sie glaubten an die Wunder ihres Armes, ihrer Ausdauer, sie glaubten an das Mitgefühl der Bevölkerung; denn unter den reichen Pflanzern, so hieß es, sehnte sich Mancher, das spanische Joch abzuschütteln; waren doch viele Bürger der Vereinigten Staaten auf Cuba ansässig und verfügten über Geld und Leute. Konnte man nicht im äußersten Falle einer Unterstützung von Seiten der Schwarzen gewärtig sein? Dies hofften und wünschten die Aufrührer und glaubten an ihre Hoffnungen, wie an ausgemachte Hilfe. Aber Cuba ist nicht der Ort des Gedeihens abenteuerlicher politischer Anschläge — denn die Gattung von Leuten, welche nichts zu verlieren haben, bei solchem Umsturz höchstens gewinnen könnten, fehlt fast gänzlich. Der reiche Pflanzer aber stellt sein Wohl für ein leichtsinniges Unternehmen nicht auf's Spiel, und dem Schwarzen ist es gleichgültig, welche Versprechungen ihm weißer Seits lockend vorgehalten werden. Er hält sich nur an seine Farbe, die er für die einzig zuverlässige ansieht.

Unter der ganzen Schaar, welche um Lopez sich versammelte, war nicht ein Einziger, welcher Kenntniß, Erfahrung und Besonnenheit gehabt hätte, das eigene Unternehmen zu beurtheilen. Lopez, sanguinisch genug, hatte den Nordamerikanern, Spaniern, Ungarn, Deutschen, welche er anwarb, die Leichtigkeit des Gelingens in den schillerndsten Farben vorgespiegelt, und sie waren leichtsinnig in die Falle gegangen. Mancher hatte schon seine

Zeche mit dem Leben bezahlt, mancher hörte das mahnende Gewissen in seinem Herzen pochen — es ging wie beim Seesturm, wenn das Unwohlsein erwacht — aber als der Morgen dämmerte, als Gewitter, Regen und Sturm nachließen, als die emporsteigende Sonne die Gewänder trocknete, die Seele wärmte, als die Berge sich im Strahle des Lichtes aus dem Schatten erhoben, und ferne drüben der blaue Ocean die aufblickenden Krieger grüßte, da erwachte, da wuchs neuer Muth, neue Kraft, und wieder gestärkt eilten die Männer neuen Gefahren, neuen Anstrengungen wohlgemuth entgegen. Nachdem das einzige Pferd verzehrt worden war — und die Antheile fielen knapp genug aus —, brach die Mannschaft auf. Doch wie hätte sie ohne Wegweiser im Geklüfte über Gipfel und Abgründe sich sobald herausfinden können? Das Gebirge in dieser höchsten Region ist von felsiger Natur, quellenarm, arm an fruchttragendem Boden, arm an Pflanzenwuchs irgend welcher Art, — und keine Plantage, keine Ansiedelung zog sich in diese Einöde hinauf. Vier ganzer Tage irrten Lopez und seine Anhänger, von denen nur noch 125 ihm treu geblieben waren, in dieser Wüstenei umher, bis sie endlich den 12./24. August, am Sonntag Mittage, auf die Straße trafen, welche von Bahia Honda nach Christobal in die Ebene hinableitet. Man folgte dem Wege und gab sich der Hoffnung auf erquickende Nahrung, auf stärkende Nachtruhe hin, als gegen Einbruch der Dunkelheit zwei Lanzenreiter sich zeigten, welche, sobald sie der Schaar sichtbar wurden, abwärts entflohen. Lopez befahl Halt. Die Musterung ergab unter den 125 Mann Soldaten 80 Musketen, von denen kaum 20 brauchbar schienen, und — 40 trockene Patronen! Der Kriegsrath beschloß Rückzug. Kaum war dieser angetreten, als auch Angriffe von Seiten des Feindes erfolgten, welcher mit 900 Mann im Hinterhalt gelegen hatte. — War es ein strategischer Fehler der Insurgenten gewesen, im Gebirge sich aufzureiben, statt in der bewohnten Ebene durch rasche gewandte Handstreiche

Zeit, Raum, Mittel und Mannschaft zu gewinnen, so war nach sprechenden Beweisen von Muth, Kühnheit, Tapferkeit und Ausdauer die Flucht, in welche der Rest der Schaar sich auflöste, schimpflich, vergeblich, lächerlich! Ein Kampf Mann gegen Mann, ein Kampf gegen jede Uebermacht, ein Kampf um theuer erkauften Tod wäre das einzige Mögliche gewesen. — Im Interesse der guten Sache hatte Lopez geglaubt, sein Leben erhalten zu müssen — welcher Zufall konnte ihm Hilfe bringen, ihn wieder erheben — ihn auch nur persönlich retten?!

Die zerstreuten Flüchtlinge hatten sich bald den spähenden Augen der Truppen entzogen.

Die ganze jetzt folgende Woche verging unter Nachforschungen im Gebirge; und Mann um Mann, Schaar um Schaar wurde von Bluthunden ausgewittert und angegriffen, von Landleuten gefangen genommen, gebunden und den Behörden ausgeliefert, welche sie auf Anordnung des Gouverneurs, der Wuth des habanesischen Pöbels unzugänglich, von Mariel nach der Habana zu Schiff befördern sollten. Schon lag der Dampfer zum Abgang bereit, als durch einen Eilboten die Nachricht von der Gefangennahme Lopez gemeldet wurde. Sonntag am 19./31. August, 2 Uhr nach Mittag, bestieg der General unter Wache, von zahlreichem Volk bis an's Ufer geleitet, den Bord des „Almendares“. Die Regierung hatte allen Flibustiern, welche vom 14./26. ab in vier Tagen sich gefangen geben wollten, das Leben zu schenken versprochen, mit Ausnahme Lopez, welcher den Tod empfangen sollte. Dies wußte der General; aber vollkommene Ruhe und Fassung lag auf seinem Antlitz. Daß die Bluthunde seine Beine blutig gerissen, sah ihm Keiner an. Er ging frei umher und rauchte seine Cigarre so unbefangen, als ob es für ihn ein Tag gewesen wäre, wie alle Tage. Auf der Rhede von Mariel mußte er den Dampfer „Pizarro“ besteigen, auf dem er nach Ankunft in der Habana verweilte, bis ihn am folgenden Morgen

der Richtplatz empfing. Die übrigen 160 Gefangenen übernachteten im Stadtgefängniß auf dem Castell de la Punta. Gleich den übrigen Verbrechern wurden ihnen Hauptthaar und Bart geschoren und die Hände in Schellen geschlossen. Abgesehen von der Engigkeit des Raumes im Saale, welcher kaum Allen zu liegen erlaubte, begegnete man den Gefangenen mit vieler Nachsicht.

Nordamerikanische Zeitungen haben gefabelt von Greuelthaten, welche das habanesische Volk an den eingebrachten Gefangenen verübt hätte — an alle dem ist kein wahres Wort.

Der Augenzeuge jener Tage muß die besonnene Haltung einer Bevölkerung, welche an allen Vorgängen den regsten Antheil nahm, rühmend anerkennen. Am 20. Aug. (1. Sept.) Morgens 7 Uhr hatten sich zahllose Schaaren auf dem Platze am Gefängnisse versammelt. Als Lopez erschien, war die Stille lautlos. Er schritt ruhig auf das Schaffot zu. „Ich vergebe denen, die uns gekränkt“, sprach er mit fester Stimme zur Menge gerichtet, „mögen sie mir vergeben, was ich gefehlt! Für mein Vaterland sterbe ich! Sein Schicksal hindert ihr nicht! Lebe wohl, meine Heimat!“ Lautlose Stille. Lopez wird sitzend auf ein Gerüst geschnallt, ein eiserner Reif umschlingt seinen Hals, — eine langsame Handbewegung des Henkers schraubt das metallene Halsband enger zusammen. — Die Hinrichtung ist vollbracht.

Wer Orkane wüthen sah, wer am Bergeshange in blitzenden Wolken vom Erdbeben erfaßt ward, wen im Gebrüll der Schlacht mit Tiegerwildheit der Menschenmord umtobte — man führe ihn hin, die Hinrichtung der Garrotte zu schauen — und er gesteht ein, daß alles Wüthen entfesselter Elemente, daß alle lärmenden Greuel menschlicher Wuth nichts sind gegen das geräuschlose Erdrosseln, den kalten, hämischen Mord der Garrote.

Die gefangenen Gefährten des Generals wanderten nach Spanien zur Zwangsarbeit, wurden aber nach längerer Frist wieder in Freiheit gesetzt.

Das Dampfschiff Pampero, welches die Aufrührer auf Cuba gelandet hatte, unterlag einer Scheinuntersuchung, ebenso der anfänglich abgesetzte Hafencollecteur von New-Orleans, weil er den Pampero frei hatte auslaufen lassen. Letzterer rechtfertigte sich damit, daß er nachwies, wie ihm nur Beobachtung und Berichterstattung, keineswegs Verhinderung der Kriegsführung, welche offen vor aller Augen geschah, aufgegeben worden war.

Wer diese Manöver für ein abgekartetes Spiel der Regierung in Washington hielte, käme gewiß der Wahrheit am nächsten.

Die Sklaverei auf Cuba und nordamerikanische Gelüste.

Seitdem nordamerikanische Gelüste rege geworden, hofft Spanien durch Hemmung der Sklaveneinfuhr der sittlichen und thätlichen Stütze europäischer Großmächte sich zu vergewissern und sandte nach Cuba Beamte, welche ihrer persönlichen Ueberzeugung nach dem Sklavenhandel Feind waren. Bald nachdem General Concha (Kontscha) die Verwaltung der Generalcapitainschaft und des Gouvernements der Habana angetreten hatte, erschienen bei ihm zwei spanische Kaufleute. Bei der Begrüßung setzte jeder von ihnen eine beträchtliche Summe Goldes vor dem Gouverneur auf den Tisch. „Was bedeutet das Geld?“ fragte Concha. „Es ist die übliche Summe, welche wir bei Empfang von Sklavensendungen dem Generalcapitain abzutragen pflegten — eine Unze Gold für den Kopf. Soeben sind zwei Schiffe für unsere Firma eingelaufen.“ — „Ein spanischer General“, rief Concha, „sollte so tief sich erniedrigt haben!? Unmöglich! Verbergen Sie das Geld und — keine Verleumdung mehr! Denn wohlgemerkt, daß nicht der Generalcapitain erfahre, was Don Jose de la Concha vernommen, sonst sind Sie Ihrer sämmtlichen Sklaven verlustig!“ Diese charakteristische Anekdote, welche man zu meiner Zeit in der Habana sich erzählte, ehrt den Mann, der berufen war, dem Leben der Colonie neuen Odem

einzuhauchen. Aber Concha fand vielfache Anfeindung bei den reichsten und angesehensten Personen, die seine Stellung und Stütze am Hofe zu Madrid untergruben. Am 16. April 1852 verließ er, von zahlloser Volksmenge zum Hafen geleitet, die Habana, denn ein Anderer war an seinen Posten berufen worden. Spanische Zeitungen hatten verschiedene Verunglimpfungen seiner Person und Amtsverwaltung sich zu Schulden kommen lassen, welche eine würdiggehaltene Rechtfertigung aus der Feder seines Bruders hervorrief. Damit endete die Angelegenheit.

Die an der Promenade oder Alameda de la reyna Isabella außerhalb der Stadtmauern unfern des Castells de la Punta im Jahre 1836 durch Tacon gegründeten massivsteinernen Barracones, dreizehn an der Zahl, von denen eine 256 Fuß Fronte und 480 Fuß Tiefe mißt, enthalten eine Caserne für ein Regiment Fußvolk, zahlreiche Gefängnisse für alle Art Verbrecher und waren vor noch nicht langer Zeit auch zur Aufnahme der „Bonzales“, wie die frisch aus Afrika ankommenden Negersklaven genannt wurden, eingerichtet. Zu jeder Zeit, mit Ausnahme der Ruhestunden, konnte dieser Bazar besucht werden, und bot, wenn auch nicht die zahlreichen Farbenabstufungen eines Sklavenmarktes im Orient, so doch nicht minder Stoff zur Beobachtung dem fremdländischen Reisenden. Wenn die spanische Regierung vor allen andern, welche einst den Sklavenhandel gestatteten, durch milde Gesetze im Interesse der schwarzen Race seit jeher sich auszeichnete, so wird auch hier, und namentlich hier neben manchen barbarischen Erscheinungen — Ueberresten mittelalterlicher Rohheit — des Löblichen viel zu erwähnen sein. — Die dem Neger in den Barracones gebotene Speise war reichlich und gesund. Man sah darauf, daß beide Geschlechter durch Tanz und Gesang sich erheiterten, so weit es in ähnlicher Lage möglich erscheint. Täglich badeten Männer und Weiber in dem nahen Meere, und noch heute ist jener Uferpunkt der beliebteste Tummel-

platz badelustiger Neger. Die nackten Gestalten, welche hier auch ihrer letzten Hülle sich entledigen, konnte ich ungehindert aus einiger Ferne beobachten und lernte die tiefe Wahrheit in der Haltung einer mediceïschen Venus an diesen schwarzen Liebesgöttinnen bewundern. Die nämliche Stellung, durch welche das Mädchen sich zu decken sucht, wenn sie entkleidet in's Wasser steigen will, bemerkte schon Seume an einer Jüdin in Warschau und bestätigte ein Franzose in der Habana am selben Orte, wo ich meine Beobachtung anstellte. »La plupart des négresses nues prennent cette pose et tiennent leur main de la même manière, j'ai presque dit, avec la même grace que la Vénus de Médicis«([92]). Warum, sagt Masse weiter unten, wären die Negerinnen frei von Beifallslust? Sie verstehen, trotz einer Europäerin, alle Kunstgriffe des Anzuges zu nutzen. Der Franzose bewunderte, mit welcher Gewandtheit ein nacktes Frauenzimmer, dem nur eine weiße schmale Leibbinde und ein Umschlagetuch von grober Baumwolle zu Gebote stand, durch Blicke, Stellung, Faltenwurf sich auszuzeignen wußte, indem sie ihre Reize weniger zu verhüllen, als unvermerkt zur Schau zu tragen bemüht war.

Unsere europäischen Moden rufen mir nicht selten die Negerinnen der Habana in Erinnerung. Manche Ballkleidung steht denen der tropischen Stadt in Verhüllungskünsten um keinen Haarbreit nach, die wunderlichen, eine Zeit lang üblichen Schnörkel auf den Schleiern unserer Damen gaben ihren Gesichtern den Anschein von Tätowirung, und selbst die Haartracht unserer Löwinnen bemüht sich zu Zeiten (1852), das Naturwüchsige des Kopfes an der Goldküste nachzuahmen — eine Mode, die bei schönem Gesichte noch leidlich erscheint, zum besten Glück des Haarwuchses und zu Ehren unseres Geschmacks nicht hat Platz greifen können! Es mangelt solchen Negerhäuptern vom Sklavenmarkte nur die Pomade und der aufgestreute Goldstaub, um sie mit einigen vielleicht sinnbildlichen Köpfen am neuen napoleonischen Kaiserhofe zu ver-

wechseln, wenn man die Berichte des Lampridius liest, eine Haartracht, deren schon der Kaiser Commodus sich bediente. „Es ist Alles schon einmal dagewesen!“

Wie unsere Damen den Negerinnen, so bemühen sich diese unseren Damen nachzueifern; aber die kleinen Haarflechten, welche sie aus ihrer Wolle zu Stande bringen, stehen wenig putzend, Hörnchen ähnlich, vom Kopfe ab (93).

Die Negerverkäufe wurden durch eine mit dem „Diario“ ausgegebene gedruckte Ankündigung bekannt gemacht, und wie die Menge in Berlin, wenn der „Tagestelegraph“ eine interessante Oper anzeigt, schon des Morgens früh, stundenlang vor Oeffnung der Casse am Eingange sich drängt, so bildeten die Sklavenkäufer oder deren Beauftragte eine weitläufige Queue im Vorsaale der Wachen. Um den Vorrang an der Thüre entsteht nicht selten heftiger Streit, der nur schwer gedämpft wird. Kaum aber öffnet sich der Eingang, so stürzen diese Leute, Raubthieren gleich, auf die furchtsam aufschreienden Opfer, die nicht anders, als einem Mordanfall zu erliegen meinen. Jeder Käufer sucht eine möglichst große Anzahl Schwarzer zu ergreifen, sondert sie auf irgend eine Weise ab, drängt sie an die Mauer, womöglich in einen Winkel, und beginnt die Musterung, welche uns auf einen europäischen Rindviehmarkt hinzaubert. Männer, Weiber, Kinder in buntem Gewirr! Die „Stücke“, welche nicht zusagen, werden wieder freigegeben und sofort von anderen Liebhabern zu gleicher Besichtigung in Beschlag genommen. Die Brust, der Hals, Rücken, Bauch, Hüften, Waden, Füße, Alles wird betastet, kein Fleckchen am ganzen Körper entgeht der Kritik, und selbst die schmale Binde, welche die Lenden umhüllt, weicht dem prüfenden Kenner-Auge, damit nicht ein Bruch, der vielleicht unheilbar ist, oder sonst ein Makel ungeprüft bliebe. Die angekauften Neger werden mit einem Hemde bekleidet, und trösten sich alsbald, da sie die vermeintliche Lebensgefahr einen friedlichen Verlauf

nehmen sehen. Durchaus darf nicht das gesammte Sklavenleben nach jenem ersten Auftritte beurtheilt werden.

Diese Neulinge oder Bonzales, welche außer den beiden Worten Habana und Tabacco keine den Spaniern verständliche Laute reden, an Sitten rauh und wild, zur Verwendung im häuslichen Dienst ungeeignet erscheinen, werden auf die Pflanzungen gesandt, wo sie angemessene Beschäftigung finden. In die Nähe seiner Person zur häuslichen Verwendung wählt der Cubaner auf der Insel geborene Sklaven, die, im Hause des Herrn erzogen, milde gesittet, bei guter Behandlung für die Familie Anhänglichkeit beweisen. Und der spanische Creole zeichnet sich vor allen anderen Nationen durch Milde gegen seine Unterthanen aus. Regierung und Volk thun Hand in Hand, was Menschen möglich ist, und das absolute Regiment jener Insel sorgt besser für den Schwarzen, als das republikanische Nordamerika, welches in China, das endlich die Culiesausfuhr verboten — wie die petersburger Zeitung neulich meinte — Humanität studieren könne.

Weder Engländer noch Franzosen, die es nie an schönen Redensarten über Menschlichkeit mangeln ließen, haben zur Zeit der Sklaverei oder nach deren Aufhebung in ihren Colonien gleicher Milde und Fürsorge für die Schwarzen sich rühmen dürfen. Zwischen einem römischen oder griechischen Sklaven und einem Sklaven in der Habana ist vollends der Unterschied scharf gezeichnet. Denn während jener nur als »impedimentum«, als Sache angesehen wurde, steht dieser vor dem Gesetz, und durch dasselbe in seinem Dasein gesichert. Es fehlt ihm vorläufig nichts als persönliche Freiheit, doch auch diese bleibt nicht vorenthalten. Durch königliche Anordnung vom 31. Mai 1789 muß der Sklave gut genährt und gekleidet werden, sein Herr ist verpflichtet, ihm Unterricht, namentlich in der Religion, angedeihen zu lassen; ist angehalten für den Kranken zu sorgen, sein Weib und Kind zu ernähren, selbst wenn Letztere frei wurden. Die Arbeit dauert nur

während des Tages und wird durch zwei Stunden Mittagrast ([94]) unterbrochen. Der durch den Herrn beeinträchtigte Neger genießt das Recht, bei dem Regierungs-Sachwalter der Sklaven Beschwerde zu führen; ist diese begründet und erheblich, so kann der Syndikus den Herrn zum Verkauf der Sklaven zwingen, der das Recht hat, nach einem neuen Besitzer sich umzuthun. Sollte der Inhaber einen zu hohen Preis verlangen, so wird der wahre Werth durch zwei von dem Protektor ernannte Männer abgeschätzt; ist aber die Klage für unbegründet anerkannt worden, so bleibt freilich der Sklave der Rache seines Herrn ausgesetzt, und es treten Fälle ein, denen sich auch in Europa nicht vorkehren läßt, weder durch Strenge noch Genauigkeit des Gesetzes. Am schlimmsten steht es um den Kläger entlegener Pflanzungen, da jeder Sklave, der ohne Erlaubniß des Gebieters über zwei Meilen von der Plantage angetroffen wird, strenger Bestrafung unterliegt.

Auf dem größeren Inseltheile, namentlich im westlichen Departement, ist der Neger gut gehalten, aber wir vermissen gegen die Willkür des unvernünftigen Herrn, der seinen eigenen Vortheil nicht einsieht, eine Vorschrift über die Arbeitsdauer, die Menge der Nahrung. Der Gebrauch hat in den verschieden Gegenden abweichend sich festgesetzt und nicht alle Mal zum Vortheil des Schwarzen. Es giebt Pflanzungen, auf denen Hunderte von Negern aus falschem Geiz schlecht genährt, über ihre Kräfte angestrengt, das traurigste Leben fristen, bis allzufrühes Siechthum den Unterdrückten erlöst und den grausamen Herrn des Besitzes beraubt ([95]). Es giebt in Europa, welches mit dem Hort der Bildung sich brüstet, Zustände, die der Sklaverei der Schwarzen nur allzu nahe stehen. Aber wir lieben es, vor fremder Thüre zu kehren und lassen den Unrath an der eigenen sich häufen. Dem Proletarier diesseit des Oceans ergeht es hundert Mal schlimmer als dem schwarzen Sklaven auf Cuba, denn während letzterem bei Fleiß und guter Aufführung Wohnung, Nahrung und Klei-

dung meist nach Bedürfniß zu Gebote stehen und selbst Erwerbung der Freiheit gestattet und ohne große Schwierigkeit ausführbar ist, entbehrt der Erstere jeder leiblichen und geistigen Pflege und verfällt nicht selten in Verhältnisse, denen nur der Namen „Sklaverei" abgeht([96]).

Gedenken wir endlich des Menschenhandels, der bezeichnet genug der Handel mit lebendigem Fleisch genannt werden könnte, eines Handels, welcher in den großen Städten Europa's in gewissen öffentlichen Häusern gang und gäbe ist, so können wir keinen vernünftigen Grund entdecken, weshalb wir unsere Humanität so weit hinaus in fremde Welttheile tragen sollten([97]). Warten wir ab, bis Neger und Spanier auf unserer Schwelle erscheinen, den Nothleidenden zu helfen? Wir senden Missionen nach China, Bibeln nach Australien, predigen christliche Liebe an allen Weltenden und sind daheim die kältesten unbarmherzigsten Egoisten. Wir predigen von göttlicher Langmuth und Geduld, und schreien doch Duldsamkeit für Gleichgültigkeit aus, um unsern scheinheiligen Eifer nur noch krasser zu beurkunden.

Wer Philanthropie treiben will, übe sie in der Heimath, deren Verhältnisse er kennt und leichter bessern wird, als in Ländern, deren Sitten und Gebräuche ihm fremd blieben. Wer es aber um jeden Preis auf den transatlantischen Sklavenhandel abgesehen hat, der ergreife zweckmäßige Mittel! Auf Cuba gegen die Einfuhren arbeiten, hieße einen Strom an seiner Mündung dämmen.

Aus der englischen Gesetzgebung über die einstmaligen Sklavenverhältnisse, aus dem »Code noir« und der »Recopilacion de las leyes de Indias, que de orden del Rey y supremo Consejo de ellas hizo imprimir el señor Don Rodrigo de Agucar y Acuña([98]) (1628) und aus Reflexiones imparciales sobre la humanidad de los Españoles contra los pretendidos filosofos y politicos, para illustrar las historias de Reynal y Robert–

son escrito en Italiano por el Abate Don Juan Nuix, y traducido etc. (99) (1782) ließe sich eine denkwürdige Polyglotte über die Sklavengesetzgebung in den englischen, französischen und spanischen Colonien aufstellen, die wahrlich nicht zum Nachtheile der letzteren ausfiele. Einige wenige Beispiele werden sattsam den Geist jener drei Legislationen kennzeichnen. Während die englische Gesetzgebung den Missionären zu predigen untersagt und den Sklaven jeden öffentlichen Gottesdienst verbietet, schreibt das spanische Gesetz vor, daß jeder Bonzale drei Monate, nachdem er in Besitz seines Herrn gelangte, soweit in der christlichen Religion unterrichtet sein soll, daß er die heilige Taufe zu empfangen tüchtig erscheine. Eine andere Verordnung, welche der Schwarze dem milden Sinne der spanischen Antillenbewohner verdankt, ist das der „Coartation", welches, wie schon früher erwähnt, in dem Rechte des Sklaven besteht, sich frei zu kaufen. Der Herr kann sich der Loskaufung nicht widersetzen, und ist sogar verpflichtet, auf Abschlag einen Theil des Kaufschillings anzunehmen. Sobald aber dieser erste Theil ausgezahlt ist, steht der Freikaufpreis fest und darf unter keiner Bedingung erhöht werden. Ueberdies hat die althergebrachte Sitte angeordnet, daß ein Schwarzer, sobald er die erste Abschlagssumme von fünfzig Piastern ausgezahlt hat, außerhalb des Hauses seines Herrn auf eigene Rechnung leben und nach seinem Gutdünken sein Fortkommen suchen dürfe; er steht von da ab in keinem andern Verhältnisse zu seinem Herrn, als der Schuldner zum Gläubiger, und hat ihm auf jedes Hundert der geschuldeten Summe gewisse billige, gesetzlich bestimmte Zinsen zu entrichten (100). Der cubanische Sklave besitzt, wie bereits erwähnt worden, sein Eigenthum, das nach seinem Tode durch das Gesetz dem Herrn zufällt, der Brauch aber hat den Kindern und der Wittwe das Erbe gerettet. Jeder Sklave genießt das Recht, Fasel und Vieh zum eigenen Verkaufe zu erziehen, ebenso sind die in seinem Garten (conuco) an der Hütte gezogenen Wur-

zeln und Gemüse s e i n, und können, da das Land mehr als seinen Bedarf liefert, von ihm verkauft werden. Versäumt der Sklave seinen Garten anzubauen, so wird er vom Herrn, wie's ein väterliches Verhältniß fordert, zum eigenen Vortheile nöthigenfalls gezwungen. Der »Code noir« ([101]) untersagt dagegen dem Sklaven bei Leibesstrafe jeden Verkauf eigener Erzeugnisse, selbst wenn der Herr darein willigte. Der Besitzer des Sklaven, wie der Käufer der vom Schwarzen veräußerten Gegenstände verfielen in Geldstrafe. Gerne gestehen wir ein, daß auf Cuba Alles geschehen ist, was für einen Sklaven geschehen kann, und wer jene Gesetze für trügerisch hielte, dem setzen wir die häufigen Fälle entgegen, daß arbeitsame und sparsame Neger bereits nach Verlauf des dritten Jahres nach der Ankunft aus Afrika ihre Freiheit erkauften. Namentlich sollen unter den Carabolinegern solche Beispiele häufig vorkommen. Die meisten Schwarzen finden es bei der im Ganzen menschenfreundlichen Behandlung, welche man ihnen angedeihen läßt, bequem, in der Sklaverei zu verharren; bei einigen ist es Anhänglichkeit an die Person des Herrn. Es kommen Fälle vor, daß Neger, nachdem sie ihre ersten fünfzig Thaler eingezahlt und die Freiheit gekostet haben, flehentlich den Herrn um Wiederaufnahme in den frühern Sklavenstand bitten: „Ich hatt' es so gut, sagen sie, mein Herr gab mir jährlich zwei Kleidungen, einen Hut, eine Matratze, eine Decke, er nährte mich reichlich, und ließ mich heilen, wenn ich krank war. Jetzt bedarf ich zu alledem des Geldes. Mein Erwerb wird mir nicht baar bezahlt, sondern in Gegenständen, deren ich zum Leben bedarf; bin ich krank, muß ich gleichwohl arbeiten, als ob ich gesund wäre, und die Pflege des Arztes zehrt meinen Erwerb auf: »Io fui un caballo de libertarme« (Ich war ein Pferd, mich loszukaufen) ([102])! Dies ist die Sprache des Stumpfsinnes und der Trägheit. Es ist natürlich, daß der Pflanzer, besonders wenn der »liberto« zu seiner Plantage ge-

hörte, selten geneigt ist, ihn wieder zurückzuempfangen und wäre es blos um des Beispiels willen, damit nicht das wechselnde Wesen einreiße. Geht es doch bei uns in Europa den Dienstboten, welche nach gekündigtem Dienste wieder eintreten wollen, nicht anders.

Beherbergt ein freier cubanischer Neger einen flüchtigen Sklaven, so wird er das erste Mal auf zwei, das zweite Mal auf drei, das dritte Mal auf sechs Monate eingesteckt. Statt dessen schreibt der »Code noir« vor: »Les affranchis ou nègres libres, qui auront donné retraite dans leur maison aux esclaves fugitifs, seront condamnés par corps, envers le maitre à une amende de 30 livres par chaque jour de rétention, et faute, par les dits nègres affranchis ou libres, de pouvoir payer l'amende, ils seront réduits à la condition d'esclaves et vendus. Si le prix de la vente dépasse l'amende, le surplus sera délivré à l'hôpital!« Während dem flüchtigen Sklaven auf den spanischen Antillen verziehen wurde, wenn er sich selbst wieder stellte, wozu oft der Hunger zwang, und bei gewaltsamer Eingreifung, ohne Einmischung der Behörde, der Herr sich begnügte, ihn eine Zeitlang in Ketten zu halten, so schrieb der »Code noir« Brandmarkung und Ohrenabschneiden vor, das zweite Mal Durchschneiden des Kniebugs, das dritte Mal Bestrafung am Leben.

Man hat häufig von den Grausamkeiten der Sklavenbesitzer erzählt, welche Mann und Frau getrennt verkaufen. Das Gesetz selbst im »Code noir« verbietet eine solche Scheidung, und es können die Erzählungen, wenn sie überhaupt auf Wahrheit beruhen, nur auf uneheliche Verhältnisse bezogen werden, denen der Neger mit Vorliebe sich hingiebt. Granier de Cassagnac erzählt in seiner »Voyage aux Antilles« vom Widerwillen der Schwarzen gegen den Zwang kirchlicher Verbindung. Ihre flüchtige Empfindungsweise verlangt nach Wechsel und findet ihn in dem ge-

bräuchlichen Uebereinkommen auf kürzere Zeit. Läßt ja ein Neger vom Priester zur Heirat sich bewegen, so wählt er seine Frau aus einer möglichst entfernten Pflanzung, und besucht sie später gar nicht oder nur selten. Er hat durch die Trauung seiner Meinung nach völlig den Ansprüchen der Kirche genügt. Setzen wir den Fall, die Regierung bestünde auf Trauung, was würde aus dem Glück solcher gezwungenen Ehen? Wäre da auf Treue zu hoffen, die schon in freiwilliger Verbindung bei kälteren Naturen selten gefunden wird.

In den Häusern der reichen Cubanesen herrscht, wie in den Palästen der Engländer in Ostindien und in den Schlössern des russischen Adels, ein Luxus an zahlloser Bedienung, der den Einzelnen bei seiner Pflichterfüllung behindert. Sechszig Sklaven, die mancher Orten den Stand eines Hauses ausmachen, leisten kaum, was drei gute europäische Dienstboten vor sich bringen, und diese Faulheit nennt Sölcher „Freiheitsdurst“! Was Wunder, daß es den Sklaven auf Cuba gut gefällt bei Herrschaften, deren Freisinn in ihrem Stolz auf Reichthum besteht! Je mehr mit Nichtsthun beschäftigte Sklaven Jemand besitzt, desto ansehnlicher müssen seine Reichthümer selbstverständlich sein ([103]), desto milder nennen ihn die Schwarzen, welche im Schatten auf der Veranda im Hofe sich wälzen. Die Gräfin Merlin fragte als Kind einst ihre Wärterin um die Bedeutung des Wortes Freiheit? »Hacer nada y spaciarse«, „Nichtsthun und bummeln!“ antwortete die Negerin.

Die holländische Regierung ließ Ende der vierziger Jahre den Sohn eines Negerfürsten von der Goldküste in Europa erziehen. Er studirte Mineralogie in Freiberg, wollte aber nach beendigtem Cursus um keinen Preis als regierender Fürst in die Heimat zurückkehren, welcher er vollkommen entfremdet war, und reiste behufs geologischer Forschungen nach Ostindien. Wir verdenken ihm diese Abneigung vor seinem rohen Vaterlande kaum, auf dessen Zustand Mungo Park's Ausspruch schließen

läßt: »loin d'être un malheur, c'est un bonheur pour l'humanité que l'exportation des esclaves aux Antilles: d'abord parceque les noirs, s'ils n'avaient l'espoir de vendre leurs prisonniers, les massacreraient.« Das Gegenstück zu jenem Mohrenprinzen finden wir in einem Franzosen, welcher kürzlich als König eines centralafrikanischen schwarzen Fürstenthumes starb. Neuere und genauere Nachrichten über die Lebensverhältnisse der Negerstämme im innern Continent stehen zu erwarten aus den Tagebüchern Overbeck's, Barth's und Vogel's, von denen zwei bereits ihr Leben der Wissenschaft opferten.

Ende der dreißiger Jahre wurden durch ein portugiesisches Fahrzeug zwei afrikanische Prinzen auf Cuba als Sklaven verkauft. Bald darauf landete in der Habana eine Gesandtschaft von „Culumi", irgend einem afrikanischen Staate — tätowirte Leute in Kleidern von buntem Vogelgefieder — und forderten im Namen des fürstlichen Vaters die Herausgabe der Geraubten. Der Generalcapitain hatte der Auslieferung nichts entgegenzusetzen; um so lebhaftere Einwendungen erhoben die Prinzen selbst, die erst auf Cuba ein Lebensglück ahnen gelernt hatten, das sie in der Heimat nie zu kosten bekamen. Sie blieben, allen Vorstellungen der väterlichen Gesandten zu Trotz, und lieferten thatsächlichen Beweis, daß das Loos eines afrikanischen Fürstensohnes bedauernswerth erscheint im Verhältniß zum Geschick eines Sklaven auf Cuba. Solche Beispiele stehen durchaus nicht vereinzelt da, und ich könnte — wenn es der Raum gestattete — deren mehrere anführen. In St. Jago de Cuba befand sich der Sohn eines reichen und gefürchteten Häuptlinges, ein junger Neger, der von den Feinden seines Vaters verkauft worden war. Seitdem dieser den Aufenthalt des Sohnes ausgemittelt hatte, verging kein halbes Jahr, ohne daß der Alte einen Boten absendete, den Sohn zur Heimkehr zu bewegen. Alle Beredungskünste blieben fruchtlos ([104]).

Wem Gelegenheit sich bot, das Leben der freien Schwarzen mit dem der geknechteten in den verschiedenen Theilen Amerika's zu vergleichen, der wird jene Anhänglichkeit des Negers an cubanische Verhältnisse erklärlich finden, und die Uebertreibung vieler Schilderungen zugeben, welche von reisenden Europäern und mehr noch von solchen entworfen wurden, welche Amerika nur aus Büchern auf der Studirstube kennen lernten. Wenn wir von vorne herein den Sklaven der Vereinigten Staaten Nordamerika's ungünstiger gestellt und rücksichtsloser behandelt finden, als den Schwarzen auf Cuba, so müssen wir offenen Widerspruch erheben gegen sachliche Darstellungen, wie sie Mß. Harriet Beecher Stowe in ihrem Romane »Uncle Toms Cabine« der Lesewelt vorführt. Die einzelnen Handlungen und Begebenheiten zugegeben, so zeugt doch gerade der „Schlüssel" zum Oncle Tom, welcher dem Zwecke der Dame dienlich sein sollte, gegen sie, indem wir erfahren, daß jene Greuelthaten nicht in einen Knäuel zusammengewirrt, sondern im ganzen großen Lande zusammenhanglos nicht an den nämlichen Personen, sondern immer wieder an Andern von anderen Leuten verübt wurden. Durch diese Zusammenstellung, diese aus derselben hervorgehende Steigerung wird die Darstellung der Mß. Stowe übertrieben und unwahr. Im Oncle Tom herrscht krassere Uebertreibung als in Eugen Sue's bekannten Effect-Romanen. Abgesehen davon, daß Oncle Tom noch weniger Ansprüche auf künstlerische Anlage oder Vollendung machen dürfte, als die „Geheimnisse von Paris", „der ewige Jude", der „Martin", so geht ihm noch die Naturwahrheit in Zeichnung der Charaktere ab, sobald es die Neger anlangt. Hören wir eine berühmte Autorität, H. Burmeister: „Gewiß ist es ein löblicher Zweck, der Sklaverei zu steuern, und eben darum auch erlaubt, sie mit den schwärzesten Farben zu malen; aber es ist nicht gerechtfertigt, die Verhältnisse in dem Grade zu entstellen, wie es in dem Romane, der den Namen „Oncle Toms Hütte" führt, geschieht. Wenn man

den schwarzen Stamm, wie er im Allgemeinen ist, kennen lehren will, so darf man nicht seine besten, seine seltensten Glieder als Repräsentanten aufstellen; man darf nicht den Einzelnen zum Typus der Gattung machen, der vielleicht der Einzige seiner Art ist, ja wahrscheinlich so, wie er uns erscheint, nirgends existirt. Nach meinen Erfahrungen stellt sich die Mehrzahl der Schwarzen nicht so geduldig, nicht so hingebend, so großmüthig, wie Onkel Tom; wohl kaum ist ein junger Neger so talentvoll und zugleich so durch und durch tugendhaft, wie Georg, und am wenigsten eine schöne, reizende und gefühlvolle Mulattin so keusch und zurückhaltend wie Lizzy. Ich habe ganz andere Erfahrungen an diesen Mischlingen in Brasilien gemacht, und glaube kaum, daß unter den Verführungen in der Gesellschaft, wie sie den bevölkerten Strichen Nordamerika's eigen sein muß, eine solche reizende Natur dem Schicksal entgehen kann, welchem in Brasilien jede noch viel weniger anziehende Mulattin verfallen ist. Gegen die weißen Personen will ich nichts erinnern, sie sind, wie sie sein können, und mögen alle ihre zahlreichen, wahrhaftigen Grundlagen haben; aber die Hauptfiguren der farbigen Gesellschaft sind so stark idealisirt, daß sie nach den thatsächlichen Zuständen wenigstens in Brasilien auf keine Weise als echtes Schema der Wirklichkeit angesehen werden dürfen."

Der spanische Creole vor Allem versteht es, mit dem Neger umzugehen und seine Liebe zu erwerben; der europäische Ansiedler aber, welcher mit großartigen Befreiungsplänen ankommt, findet sich in der Regel in aller Erwartung getäuscht, er hofft zu raschen Fortschritt, und verbannt, das Kind mit dem Bade ausschüttend, alsbald alle Liebe und Nachsicht für das schwarze Volk aus seinem Herzen. Er sieht nur die schlechten Eigenschaften, leugnet die guten, und wie er zu Anfang als Schönredner für Freiheit und Gleichheit auftrat, so ist er später unbarmherziger Zwingherr der eigenen Sklaven. Ich erzähle aus eigener Anschauung.

Während der Nordamerikaner seine Emancipationswuth bis zum Cynismus schraubte, blieb ihm der Neger selbst verhaßt und verächtlich. Als im Juli 1834 die Schwarzen zu New-York ihre Freiheit erhalten hatten und auf völlige Gleichheit mit den Weißen Hoffnung bauten, fanden sie sich bitter getäuscht. Mit dem Schwerte in der Hand wurde ihnen der Rang in der Gesellschaft angewiesen, und nur in den südlichen Sklavenstaaten genossen sie bei Stammverwandten freundschaftliche Aufnahme. Ein Landsmann von mir, der aus den Vereinigten Staaten heimkehrte, wußte nicht genug von der rohen Behandlungsart zu reden, welche dem Neger und Farbigen in den nördlicheren freien Staaten zu Theil wird. Die Höflichkeiten der Yankees gegen eine „Lady" gehen bekanntlich weit über alle europäischen Begriffe hinaus, fast in's Lächerliche; um so mehr staunte mein Freund, daß von einem dortigen Bekannten ihm übel verwiesen wurde, als er einer Dame, die auf dem Söller des Wirthshauses hinaustrat, seinen Stuhl einräumen wollte. Die Frau schien von vollkommen salonmäßigem Betragen und war wählerisch gekleidet. Aber unter ihrer weißen Haut, so bedeutete man ihn, pulsirten einige Tropfen Negerblut. — In der Stadt Utica rottete sich einst, in Folge der Verheiratung eines Schwarzen mit einem weißen Mädchen, das Volk zu förmlichem Aufstand zusammen!

Von den aus fremden Ländern auf Cuba eingewanderten Pflanzern sind die unumschränkten Sklavengebieter des Nordens die unbarmherzigsten. Ich habe oben von dem Freikaufsrechte der Schwarzen erzählt, das in fortwährender, unbestrittener Ausübung begriffen, jenen an Gewaltthätigkeit verwöhnten Yankees unbequem sein mochte. Sie hatten sich wegen der neuerdings gestiegenen Sklavenpreise geweigert, die früher für billige Preise abgeschlossene Freikaufungen ihren Gang gehen zu lassen, bestanden vielmehr auf eine nachträgliche Erhöhung der Auskaufgeldes und waren deshalb von den betreffenden Negern vor dem Obergerichts-

hof verklagt worden. Die Aufregung sowohl unter der Sklav nbevölkerung, als unter den weißen Herren war eine unerhörte, und mit Freude und Stolz von der einen, mit Entrüstung aber von der andern Seite vernahm man im Jannar 1857, daß die Suprema Corte de justicia die Aufrechterhaltung des alten Gesetzes einstimmig beschlossen habe, welches die Sklaven in ihrem Rechte schützt.

Nordamerika entbehrt der Vorzüge europäischer Bildung in mancher Beziehung, und hat sich von der Unwissenheit der alten Welt sein gutes Theil mit hinübergenommen. Unwissend und gedankenlos, selten nur der Willkür seiner Fürsten zu entrinnen, wandert der Deutsche aus. Mag nun der Radicalismus schreiben und sagen, was er will: Ich hörte deutsche Auswanderer in Amerika „Heil dir im Siegerkranz, Vater des Vaterlands“ beim Glase aus voller Kehle singen. Die „freiheitdurstigen“ deutschen Auswanderer verstehen in Amerika so gut als in Europa vor dem Herrn Baron und dem Herrn Grafen — wozu jeder Fremde nach Gewohnheit willfahrig gestempelt wird — sich tief zu bücken; besonders wenn es auf irgend welchen Geldgewinn abgesehen ist.

Das sind Erfahrungen der letzten Zeit — nach dem großen Jahre 1848!

Die französische Akademie der Wissenschaften streitet sich um „geschwänzte Menschen“, über die aus Aethiopien berichtet wird und erblickt in ihnen den Uebergang von der Gattung homo sapiens zum Thiere.

Ich glaube, die Bestialität unseres Geschlechtes wird auch ohne jene geschwänzte Uebergangsstufe nicht abgeleugnet werden, und wenn der Neger mit seltenen Ausnahmen geringer begabt erscheint, als der kaukasische Bruderstamm, so wird die Thierheit des letzteren nur um so höher empören! um so tiefer erniedrigen!

Wollten die Menschenfreunde zweierlei beherzigen:

Es ist ein übeles Verdienst, die Freiheit dem aufzudringen, der sie nicht zu nützen weiß; nur wer sie selbst errungen hat, versteht sie; darum

> Löse den ehernen Zwang zuerst, der die Stirne Dir fesselt,
> Und von den Gliedern gemach, sinket die Kette von selbst.

Nur Bildung macht frei!

Ich erwähnte weiter oben der nordamerikanischen Gelüste, die von Jahr zu Jahr unzweideutiger sich zu erkennen geben. Die Einfälle des Generals Lopez hatten ihnen den vollendetsten Ausdruck verliehen. England und Frankreich, kaum minder besorgt als Spanien, übergaben im November 1852 der Regierung zu Washington den Vorschlag zu einem Dreibund, mittels welches diese Mächte zum Schutze Spaniens gegen die Eroberung Cuba's sich verbinden sollten. Die bereits 1823 von Monroe ausgesprochene und seitdem von den Vereinigten Staaten verfolgte Staatsklugheit, jede Ansiedelung oder Befestigung europäischer Mächte auf amerikanischem Boden zu hintertreiben, rief lebhafte Erklärungen im Senate hervor und ließ den Vorschlag der fremden Regierungen scheitern. „Allen europäischen Mächten", hatte der Vertreter Mahon gesagt, „that Amerika oft und offen genug kund, daß es unser fester und wohlbegründeter Entschluß sei, Cuba nicht anzutasten, so lange es im Besitze Spaniens bleibt, sondern die Erwerbung der Insel durch einen ehrgeizigen fremden Herrscher ([105]) mit allen Mitteln zu hindern. Was veranlaßt daher Frankreich und England zum Vorschlage des Dreibundes? Sie wollen uns für alle Zukunft binden. Da sie glauben, daß Cuba (käme es auch durch die gesetzlichsten Mittel, durch Kauf oder Vertrag in unsere Hand) mittels seine Lage am Thore des mexikanischen Meerbusens dem europäischen Ehrgeiz einen Riegel vorschieben könnte,

so giebt man uns zu verstehen, daß England und Frankreich verbündet sind, um in solchem Falle Amerika zu bekämpfen. Stellen sich nun die europäischen Mächte auf diesen Standpunkt, so habe ich darauf Folgendes zu erwidern. Wir achten die Rechte Spaniens, allein wir wissen, daß die Frucht, wenn sie reif ist, von selbst in unsern Schooß fallen wird. Auswärtige Einmischung mag das Ereigniß beschleunigen; aber die vereinigte Macht von Europa wird es nicht hindern können. Dies ist eine volle und ich denke verständliche Antwort. Niemand kann zweifeln, daß die Amerikanisirung Cuba's im Laufe der Zeit unvermeidlich ist, und daß es sich dabei nur um die Frage des „Wann?" handelt. Mögen die Noten Englands und Frankreichs was immer für einen Sinn haben, wenn die Stunde schlägt, da wir in loyaler Weise und mit gebührender Rücksicht für die Nationalehre Cuba unter die Vereinigten Staaten aufnehmen können, so wird es geschehen, und Europa wird wohl daran thun, sich still zu verhalten." Das erinnert lebhaft an jenes Witzwort, welches man sich in Paris zur Zeit der ersten großen Revolution mit Beziehung erzählte. Die Hühner, welche gehört hatten, daß man über ihre Zubereitung für die Tafel verhandelte, entgegneten, als man sie selbst zu Rathe zog, daß sie gar nicht gespeist sein wollten. Es waltet ein Irrthum ob, erwiderte der Koch, ihr verwechselt den Stand der Frage. Es handelt sich nicht darum, ob ihr wollt, daß man euch esse, sondern nur darum, mit welcher Sauce ihr am wohlschmeckendsten aufgetragen würdet? „Wir können getrost", fuhr General Caß in der Debatte fort, „den Vergleich mit jeder anderen Nation aushalten, besonders mit jener, die im echten Pharisäerton sich die Krone der Rechtlichkeit vor allen anderen Völkern der Erde zuspricht. Wir zählen vier Gebietserwerbungen: zwei durch friedlichen Ankauf, eine durch freiwilligen Anschluß und eine durch Eroberung in einem gerechten Kriege und durch Zahlung einer ungeheuern Geldsumme, nachdem wir außerdem einen großen Theil Feindesland freiwillig

zurückgegeben. Und wenn hat England, welches prahlt, daß in seinem Reiche die Sonne nicht untergeht, nur einen Fuß breit Landes anders als mit dem Schwert gewonnen? Ist es doch eine von den Londoner Times bestätigte Thatsache, daß England den Birmanenkrieg begonnen und ein großes Königreich in die Tasche gesteckt hat, blos um einer bestrittenen Schuldforderung von 990 Pfd. Strl. willen? Und im Angesichte solcher Thatsachen wie schimpfen Britannia, Sun, Morning-Chronicle und Times über unsere Ländergier und Doppelzüngigkeit." Allerdings haben die Redner Recht, aber England und Frankreich tragen darum nicht minder begründete Besorgniß. (Vergl. S. 193 die Offenherzigkeit des Journal of Commerce.) Was Nordamerika offen nicht auszuüben wagt, duldet es unter dem Namen der wohlbekannten Flibustierangriffe auf Cuba, wie auf die Republik Honduras. Ganz gewiß wird dann auch ein Mal „die Stunde für die Nationalehre der Vereinigten Staaten" schlagen! Vergessen wir im Spotte nicht, daß ja die Staatsraison ein Anderes ist, als der gemeine Unterthanenverstand!

Auf Concha, dessen freisinnig ritterliches unbestechliches Wesen der ihm gestellten Aufgabe nicht gewachsen schien, folgte Cañedo als Generalcapitain von Cuba. Sklavenlandungen trafen in Menge ein und wurden in alter Weise ungehindert gelandet, konnten aber dem wachsamen Auge Englands nicht entgehen. Das englische Linienschiff Cumberland lief im Februar 1853 bei der Habana an und der Commandant Boylan begab sich zum Gouverneur, um Aufklärung über die vertragswidrigen Sklavenlandungen zu fordern. Cañedo leugnete hartnäckig, von solchen Landungen etwas gewußt zu haben, gerieth aber in nicht geringe Verlegenheit, als Boylan ihn fragte, wie das Sklavenschiff Lady Suffolk mit einer Bemannung von 80 Kerlen, und bis an die Zähne bewaffnet, eine ganze Woche lang nur zwanzig Seemeilen von der Habana ungehindert takeln und rüsten konnte?

Auch mit den Vereinigten Staaten fanden neue Reibungen statt, als in Folge vermutheten Waffenschmuggels ein nordamerikanisches Postschiff angehalten und die Postpackete geöffnet worden waren. — Der ehemalige Cortezabgeordnete Torrente, dessen wir weiter oben bereits Erwähnung gethan haben, fand es im August desselben Jahres für nöthig, in den „Daily News“ sich und den Generalcapitain gegen die Anschuldigung zu verwahren, als hätte er im Auftrage Cañedo's den Sklavenhandel begünstigt; denn die Zeitungen berichteten, es wären angesichts der Kriegsdampfer, welche die Küste vor den Angriffen der Lopezianer bewachen sollten, in kurzer Zeit 9000 Schwarze gelandet worden. Spanische Blätter rühmen vielmehr die Unbestechlichkeit der Landesbeamten, welche Anfang März bei Trinidad ein Fahrzeug mit 600 Negern gefangen und „ohne einen einzigen bei Seite zu schaffen“, in der Habana ausgeliefert hätten. Bei so mangelhaften Mitteln, welche zur Beurtheilung ähnlicher Angelegenheiten vorliegen, wäre es ungerecht, auf bloßen Argwohn hin zu verdammen. Die Verdächtigungen liefen von allen Seiten aus und richteten sich gegen Jedermann. Das officielle Blatt Santa Ana's, der „Universal“, tobt gegen „die Vandalen des Nordens“ und hebt die Gefahren hervor, welche Mexico und Spanien von dorther bedrohen; während die „Washington Union“ als Cabinetsorgan in mehren ausführlichen Artikeln ein Einvernehmen Spaniens mit England darzulegen sucht, das auf „Afrikanisirung“ Cuba's hinausliefe. Es sollten, so hieß es, frische Neger auf der Insel als Lehrlinge Zutritt erhalten, nach Ablauf einer bestimmten Frist freigelassen und so die allmälige Emancipation auch der alten Sklaven vorbereitet werden. Daß daraus Rassenkrieg entstünde, wäre mit Gewißheit vorauszusehen und Nordamerika solle mit Entschlossenheit solchen Versuchen entgegentreten.

Kein ganzer Monat war verflossen seit der Cumberland in See stach, als am 25. März die britische Dampffregatte Devasta-

tion vor der Habana erschien, um wegen einer neuen Sklavenlandung Rechenschaft zu fordern.

Auch Nordamerika fühlte sich in dieser Zeit von neuem beleidigt, als der Schooner Manchester zwanzig Seemeilen östlich vom Cap S. Antonio durch 12 Mann Bootsmannschaft, die einer spanischen Fregatte angehörten, geentert in die Riffe geführt und dort wieder freigegeben worden war, nachdem man alle an Bord befindlichen Briefe erbrochen und vom Capitain 30 Dollars Lootsengebühren erpreßt hatte, ohne ihn wieder in's freie Fahrwasser hinauszugeleiten.

Die der Bevölkerung wiederholt gebotenen Eindrücke neuer Gedanken, welche sich Bahn zu brechen versuchten, lockern nach und nach die engen Bande, stören den gewohnten Frieden und müssen unfehlbar in zunehmendem Fortschritt der gänzlichen Auflösung zuführen. Unruhen, auch unter den Soldaten, kamen vor. Im März 1853 war in S. Jago de Cuba oder einer anderen Stadt der Ostküste eine Compagnie herzu kommandirt, der Bestrafung eines Cameraden beizuwohnen, hatte sich aber empört und die Flucht ergriffen. Fünfzehn wieder eingebrachte Entlaufene wurden zwar zum Tode verurtheilt, aber, nach nordamerikanischen Nachrichten, aus Furcht vor einem allgemeinen Militairaufstande begnadigt.

Mochten diese beständigen Streitigkeiten oder andere Ursachen vorliegen, General Cañedo wurde bereits im September desselben Jahres durch den General de la Pezuela ersetzt. Dieser ging thätiger und kräftiger zu Werke. Die Furcht vor neuen Angriffen aus dem Norden war auf allerlei offene Anzeichen und geheime Nachrichten hin immer mehr gewachsen. Die Küsten der Insel, so wie verdächtige Personen und Häuser in der Stadt wurden scharfer Bewachung unterworfen, auf Entfernung von der Insel war Todesstrafe gesetzt. Der dem Kriegswesen vorstehende Bruder des Gouverneurs wurde als ein milderer, wohlwollender

Mann bezeichnet, während der Gouverneur allgemeine Furcht einflößte. Vergeblich versicherten New-Orleaner Zeitungen, daß Niemand am Orte einen neuen Cubazug rüste. Aber hätten sie es denn eingestanden, im Falle eine Vorbereitung wirklich stattfand?

Daß dem neuen Generalcapitain wirklich darum zu thun war, Gutes zu stiften, beweist der am 1. Januar 1854 veröffentlichte Erlaß, welchem gemäß sämmtliche unter dem Namen Emancipados bekannten Neger in Freiheit gesetzt wurden, und dafür gesorgt werden sollte, daß sie über die Früchte ihrer Arbeit als über ihr freies Eigenthum verfügen könnten. Hiermit war nun den Vereinigten Staaten gar nicht gedient, welche neuester Zeit es unumwunden aussprechen, daß die Sklaverei im Norden zwar nicht geduldet werden dürfe, in so südlichen Ländern wie Cuba aber wohl zu gestatten sei. Ja, der gesetzgebende Körper von Louisiana faßte im Januar 1854 einen förmlichen Entschluß zu Gunsten der Einverleibung Cuba's in den nordischen Staatenbund.

Am 28. Februar wurde in der Habanabucht der nordamerikanische Dampfer Black Warrior, wie es hieß, wegen Zollübertretung mit Beschlag belegt, und dieser anscheinend unbedeutende Fall sollte Anlaß zu eifrigen diplomatischen Auseinandersetzungen geben, welche ihrerseits um ein Haar thatsächliche Feindseligkeiten Nordamerika's gegen Spanien herbeigeführt hätten. Die nordamerikanischen Volksvertreter zu Washington nahmen sich diese Angelegenheit dermaßen zu Herzen, daß sie eine besondere Sitzung mit den abenteuerlichsten Monstreanträgen veranlaßten, wohl geeignet, die heimliche Freude am Zwischenfall zu offenbaren. Der Präsident General Pierce überreichte am 15. März dem Congreß in Bezug auf die Beschlagnahme eine Botschaft, in welcher er die Gewaltthat für so augenscheinlich erklärte, daß er volle Entschädigung erwarte, sobald die Sache zur Kenntniß der spanischen Regierung gebracht sei, obgleich allerdings früher in anderen Fällen ähnliche Erwartungen nicht verwirklicht worden

wären. Der Präsident zeigte zugleich an, daß bereits die nöthigen Schritte, Genugthuung zu erlangen, eingeleitet seien, daß er aber, im Fall jene Schritte nicht zum Ziele führten, alle ihm zur Verfügung gestellten Mittel anwenden werde, die bestehenden Rechte zu wahren, Genugthuung zu erlangen und eine Sühne für die verletzte Ehre der amerikanischen Flagge zu gewinnen. In der Seeverwaltung wurden Vorkehrungen zur Verstärkung der westindischen Flottenstation getroffen. Laut Bericht der New-York Post vom 18. März wurde sofort ein besonderer Eilbote mit Briefen nach Madrid an den amerikanischen Gesandten Soulé geschickt, der sofort Genugthuung oder seine Pässe verlangen sollte. Unterdessen war das Schiff dem Capitain Bullock gegen Erlegung einer Buße von 6000 Dollars wieder überantwortet worden. Das Ergebniß der Untersuchungen wurde spanischer Seits veröffentlicht und ging ungefähr dahin, daß der Dampfer allerlei Frachten zur Unterschlagung der Tonnengebühren verheimlicht hatte. Contrebande, so wie Fälschung der Schiffspapiere wurden bei Gelegenheit der Durchsuchung entdeckt. Der Generalcapitain, welcher in Folge dessen in Gegenwart des amerikanischen Consuls die Angelegenheit untersuchen lassen wollte, gerieth mit diesem in Streit und es blieb nichts übrig, als die Ladung in Gegenwart des Consuls aufzunehmen und zu bergen.

Die verschiedenen nordamerikanischen Zeitungen, von denen in New-York allein 230,000 Exemplare täglich erscheinen, ereiferten sich in allen Tonarten über die Angelegenheit; mehre Journale, wie „Washington Union", das Organ der Regierung, erklärten einen Krieg mit Spanien für kaum vermeidlich! und dennoch wurde ein Vergleich unmittelbar darauf abgeschlossen.

Die Freiheit der Presse gestattet natürlich jeder Stimme laut zu werden, wenn aber Staatszeitungen dieselben Prahlereien im Munde führen als Winkelblätter, so kann hinter denselben ver-

nünftiger Weise nur Einschüchterung als Zweck gesucht werden, die freilich in diesem Falle wirkungslos bliebe.

Gegen die Madrider Nachrichten müssen wir indeß die Auseinandersetzung der New-York-Tribune halten, welche erzählt, daß der Black Warrior seine Eigenthümer zum Theil in New-York, zum Theil in Mobile habe und etwa 125,000 Dollars werth sei. Es machte seit 2 Jahren regelmäßig die Fahrt zwischen beiden Orten und lief bei jeder Reise zweimal im Habanahafen an, ohne jemals seine Ladung anzugeben. Die Zollbehörden hatten dies auch nie verlangt, da es bekannt war, daß der Black Warrior seine Cargo direkt nach Mobile und New-York befördere, und in der Habana nie Waaren einnahm oder abgab, sondern blos Reisende landete, oder an Bord nahm. In demselben Fall befinden sich alle Dampfer, die zwischen New-York und dem mexikanischen Golf fahren. Ein altes Gesetz freilich legt allen fremden Schiffen einen Durchgangszoll auf, gleichwohl, ob sie ausladen oder nicht. Da jedoch die Habanabehörden während der 30 Fahrten des Black Warrior nie daran dachten, das Zollgesetz in Anwendung zu bringen, so hatte der Capitain ein Recht zu der Annahme, daß es thatsächlich aufgehoben sei, und die Beschlagnahme war demnach ein Beweis offenkundiger Ungerechtigkeit. Nach einem Bericht des Herrn Robertson, des amerikanischen Consuls auf Cuba, behaupten die spanischen Behörden, sie hätten dem Capitain vorher angezeigt, daß das Gesetz noch in Kraft sei, und daß sie auf der vorgeschriebenen Declaration bestehen würden. Herr Robertson selbst aber und die Eigenthümer waren überzeugt, daß die erwähnte Anzeige nicht vór der Beschlagnahme gemacht worden sei. — Dieser Nachsatz wirft einen Schatten über den sonst hellen New-Yorker Bericht und weist darauf hin, daß vermuthlich beiderseits gefehlt wurde. Aus Madrid berichtete man am 6. April der Augsburger Zeitung (No. 106), daß „die Streitigkeiten zwischen den cubanischen und amerikanischen Behörden bezüglich des Black Warrior ausgeglichen

sei. Selbst der Präsident der Vereinigten Staaten hätte in seiner Mittheilung an den Senat anerkennen müssen, daß die cubanischen Gerichte frei und offen zugestanden, es hätten sich Mißbräuche in der Praxis eingeschlichen, welche nur mit der Zeit und durch gemeinsames Bemühen beider Regierungen geheilt werden könnten.“ Indessen war die Frage noch nicht reif, drohte vielmehr neue Verwickelungen herbeizuführen, da die spanische Regierung sich weigerte, den Anforderungen des nordamerikanischen Consuls Soulé Raum zu geben. Während eine drohende Note Spaniens in Washington eintraf, erließ der Präsident eine gleich kriegerische Botschaft, warnte aber vor jeder eigenmächtigen Freibeuterunternehmung. In dieser Angelegenheit schien es, als ob Frankreich und England für Spanien einzutreten geneigt wären, und zugleich erzählte man, England habe förmlich in Abrede gestellt, daß es Cuba Leute oder Schiffe gegen Spanien angeboten hätte. Daß amerikanischer Seits allerlei Gewaltsamkeit im Schilde geführt wurde, konnte nicht mehr bezweifelt werden. Man bezeichnete Charlestown als den Ort, wo der neue Raubzug bereits gerüstet werde, man kannte die Zahl der cubanischen Besatzung, welche sich auf 20,000 Mann belief, und wußte, daß 8 französische Kriegsfregatten und Corvetten bei der Habana lägen. Der Gedanke an eine gewaltsame Erwerbung Cuba's, schrieb man vom Norden, sei schon in dem Grade in den Köpfen der Nordamerikaner eingewurzelt, daß an ein Aufgeben des Vorhabens gar nicht zu denken sei.

Obgleich noch Frieden herrschte, salutirte kein amerikanisches Kriegsfahrzeug die spanische Flagge, selbst im Hafen. An alle Werfte der Vereinigten Staaten gelangten Befehle zur schleunigsten Beendigung sämmtlicher im Bau begriffenen Kriegsfahrzeuge. In New-York hatte sich ein Regiment von 600 Mann gebildet, um die Regierung im Fall eines Krieges zu unterstützen; das Schiff „Graveshof“ lag an der Mündung des Mississippi mit 10,000 Musketen segelfertig, und an allen Hafenorten der Ost-

küste gaben sich kriegerische Vorbereitungen kund. — Der zu Anfang vorschnelle Congreß schien sich indeß auf besonneneres Verhalten beschränken zu wollen! Zwei Anträge, welche auf Kündigung der Neutralitätsverträge mit Spanien zielten, um dann durch freie Flibustierangriffe Cuba zu nehmen, wurden den regelmäßigen Comité's zugewiesen und von diesen verworfen. — Die vom Congreß geforderte Verlesung der Correspondenz mit Spanien führte keine Aufklärung herbei; mehr geeignet, die Ruhe wieder herbeizuführen, schien der Verzicht, welchen die Besitzer des Dampfers Black Warrior auf Entschädigung leisteten. Lebhafter tauchten im Norden die alten Besorgnisse vor Einmischung Englands und Frankreichs auf, thörichte Befürchtungen, so lange diese Mächte durch Rußland gefesselt wurden. Man sah mit den schwärzesten Farben, man glaubte Cuba dem Schicksale von Domingo durch unkluge Maßregeln Englands verfallen und fürchtete die Franzosen nicht minder, deren Freundschaft zu Spanien daraus abgenommen wurde, daß Officiere, namentlich der Admiral der französischen Kriegsdampfer, bei Gelegenheit einer sehr schmeichelhaften Aufnahme durch den Gouverneur der Habana allerlei undiplomatische Reden hatten fallen lassen. — Amerika scheute die Kosten des Krieges, am meisten die Störung seines gesammten Seehandels, und so war der Vorschlag seinerseits ganz natürlich, es möchte der Zankapfel durch Kauf an die Vereinigten Staaten gebracht werden. Man umging die viel kostspieligeren Verluste des Krieges und gewann ein Land voll der unerschöpflichsten Quellen des Wohlstandes. Man war endlich, wenn der Kauf geschlossen wurde, seines Besitzes gewiß, während der theuerste Krieg erfolglos bleiben konnte. — Indeß dieser neue Vorschlag in Ruhe berathen wurde, liefen die Gerüchte von allerlei Freibeuterrüstungen fort. Im Staate Mississippi wurden 6 % Guthaben auf den neuen Freistaat Cuba ausgegeben, und der „National Intelligencer“, welcher die Angelegenheit bespöttelt, erzählt,

daß Tausende „von der rechten Sorte“ kampfgerüstet seien. Die „New-York Tribune“ versuchte den Durst auch nach Jamaika und das übrige Britisch-Westindien wachzurufen, was freilich wenig geeignet schien, England von einer Einmischung in den gegenwärtigen Handel abzubringen.

Auf Cuba war man nicht träge in allerlei Rüstungen. 6000 Mann spanischer Truppen wurden mit Ungeduld erwartet, die schwächeren Küstenstellen zu decken. Nicht ohne Grund, denn im Juni wurden 600 Pferde vom amerikanischen Fahrzeuge „Grey Eagle“ auf der Antillenkönigin ausgeschifft, die zur Ausrüstung aufstandlustiger Einwohner dienen sollte. Das Fahrzeug aber wurde von einem englischen Kreuzer aufgegriffen und einem spanischen Kriegsschiffe übergeben.

Um England gerecht zu werden und seinen Beistand sich zu erwerben, mußte Spanien ernstliche Schritte in der Sklavenangelegenheit thun, und verordnete eine genaue Verzeichnung, welche durch den Generalcapitain Cuba's, Marquis de Pezuela, vollzogen, viel Unzufriedenheit unter den reichen Pflanzern erregte. Tausend und fünfhundert Neger, die neuerdings den Gesetzen zuwider waren eingeführt worden, wurden mit Beschlag belegt und in Freiheit gesetzt. Die stellvertretenden Gouverneure von Trinidad, Espiritu Santo, Bahia Honda und andere Personen, die sich am Sklavenschmuggel betheiligt hatten, wurden ihrer Aemter enthoben oder gefänglich eingezogen.

Der unterdessen im spanischen Mutterlande ausgebrochene Aufstand änderte in diesen Vorgängen auf Cuba nichts, denn auf Espartero's Veranlassung wurde der General Jose de la Concha, den wir schon als Gouverneur und Generalcapitain Cuba's gefeiert haben, zum Ersatze Pezuela's bestimmt, und die Insel war hoch erfreut, den als gerechten Herrscher bewährten Mann wieder an ihre Spitze treten zu sehen. Dieser Wechsel war nothwendig, denn immer allgemeiner wurde die Unzufriedenheit.

Reiche Cubanesen äußerten unverholen in New-York ihre Anschlußgelüste und versprachen Flibustierzüge zu unterstützen. Das schon erwähnte Clipperschiff „Graveshof" war aus der Missisippimündung in See gestochen, und der spanische Consul eilte, die cubanischen Behörden von der drohenden Gefahr zu benachrichtigen. Unterdessen gingen auf Cuba die Confiscationen neu eingeführter Sklaven ihren Gang und der Generalcapitain zahlte einem gewissen Don Manuel Cristobal de Seagas 1284 Piaster, weil er im Distrikte Mariel 174 eben gelandete Schwarze ihren Verkäufern entrissen hatte. Für jeden Mann wurden ihm 10, für jedes Weib 6, für jedes Kind 3 Dollars ausgereicht. Die Ausrüstungen des Freibeuterzuges schienen ihrem Ende genaht und General Quitmann, der Unternehmer derselben, begab sich im October behufs vertraulicher Unterredung zum Präsidenten, um zu erfahren, ob derselbe geneigt sei, ihm Schutz und Hülfe angedeihen zu lassen. Einer der Minister, Caleb Cushing, sprach sich mit Begeisterung für die Beihülfe aus, Pierce schwankte, die Meisten aber stimmten Marcy bei, der auf's Entschiedenste gegen jedes gewaltsame Unternehmen gestimmt war und mit seiner Stimme den Ausschlag gab. Dennoch beabsichtigte General Quitmann mit frischem Muth, auf eigene Kraft bauend, mit 6—8 Dampfern im November die Anker zu lichten.

Der Präsident hatte wirklich dem Gesandten der Staaten in Madrid, Soulé, bereits im Augustmonat beauftragt, am spanischen Hofe wegen Abtretung der Insel Cuba zu verhandeln und hätte gern die Frage durch eine Alternative: „Ob Krieg, ob Frieden?" auf die Spitze getrieben. Soulé fühlte sich aber sehr beleidigt, als Espartero von den Umwälzungen im Inneren des Landes vollkommen in Anspruch genommen, ihn mit so wenig Rücksicht behandelte, „als vertrete er den König von Timbuctu". In der Verlegenheit, in welcher die Königin sich befand, hatte Soulé gehofft, offene Thür und offene Herzen zu finden. Für eine „Er-

kenntlichkeit", hatte er geglaubt, die Insel empfangen zu können, welche ohnehin ein allzu unsicherer Besitz für Spanien war, und sah sich nun vom spanischen Hofe unberücksichtigt, ja vernachlässigt von der eigenen Regierung. Nunmehr vereinigten sich zu Ostende die Vertreter Nordamerika's, Buchanan, Mason und Soulé, und übersandten dem Präsidenten Pierce ihr Urtheil über die Erwerbung Cuba's. Man wies darauf hin, daß es in Spanien selbst eine Partei gebe, welche es für angemessener halte, Cuba zu veräußern, als es früher oder später mit vielen Unkosten zu verlieren. Zweihundert Millionen Dollars, als Capital der Durchschnitts-Staatseinkünfte von 10 der günstigsten Handelsjahre, war der Preis, den Amerika bieten konnte. „Wir wollen Cuba und wir werden es haben, wir sind entschlossen, dafür alle Opfer zu bringen", hatte ein angesehener amerikanischer Staatsmann sich geäußert, „durch den Krieg, wenn's Noth thut, und auch durch Geld. Wir werden, wenn es sein muß, 700 Millionen geben, eine Milliarde, wenn es sein muß, aber wir werden zum Ziele kommen." Man sieht, daß die Leutchen das Geschäft verstehen und nicht den „letzten Preis" zuerst bieten. In jenen Depeschen der Ostender Berathung schreibt der „Herald", hätten überdies die Gesandten die Mittheilung gemacht, daß sie überzeugt seien, weder Frankreich noch England wären dem Verkaufe Cuba's abgeneigt, wenn auch die amtliche Presse beider Länder gegentheilig sich äußert. Der Präsident, heißt es weiter, wird sich rasch entschließen müssen, denn die Cortes treten den nächsten Monat zusammen und das Endwort der Vereinigten Staaten müßte ihnen noch in ihrer gegenwärtigen Sitzung vorgelegt werden. Sollte die Regierung sich zu einem entscheidenden Schritte entschließen, dann dürfte ein Geschwader nach verschiedenen Häfen Cuba's gesandt werden, um Nachdruck zu geben. Wir sehen der Entwickelung, schreibt ein Berichterstatter, mit Spannung entgegen, haben aber keine allzuhohe Meinung von der Festigkeit des Washingtoner Cabinets. Die Verstärkungen,

welche der Präsident der Armee zu Theil werden ließ, rechnete „Chronicle“ den Plänen gegen die Indianer an. Die Flotte aber sei zu schwach, um irgend welchen Angriff gegen eine auswärtige Macht zu wagen, dagegen könne von Freibeuterausrüstungen Alles erwartet werden, zumal die Freisprechung Walkers in S. Francisco beweise, wie leicht es mit den Gesetzen gegen ähnliche Versuche genommen werde und wie wenig der Staat an den Schutz der völker- und gesellschaftsrechtlichen Rechte wende. Das „Journal of Commerce“ sagt, es füge sich nun einmal so, daß Nordamerika, trotz der Absicht einer Antheilslosigkeit Europa gegenüber, „der Verwickelung in die europäischen Angelegenheiten kaum aus dem Wege gehen könne, so lange nachbarliche Gebietstheile sich dem Scepter europäischer Mächte beugten. Wir betrachten die Cubafrage als keine blos amerikanische, sondern als eine thatsächlich europäische. Wir können unter bewußten Umständen jene Insel nur durch Waffengewalt und den Kampf mit Spanien und seinen Verbündeten erwerben. Kurz, unsere Politik, die Gebietsvergrößerung im Auge hat (wie selten wird die Absicht trotz der augenscheinlichsten Thatsachenbeweise zugegeben), muß, wofern sie durchgeführt wird, zu Zerwürfnissen mit europäischen Mächten führen; und Präsident Pierce scheint eine Vergrößerung und die „Monroe-Doctrin“ für identisch zu halten. Er wird in seiner Botschaft dieselben Ansichten aussprechen, wie in seinen früheren, und Mr. Soulé wird demnach zunächst seine Pässe fordern müssen, wenn man in Madrid schließlich bei der Weigerung verharrt, wegen der Black Warrior-Affaire Genugthuung zu geben. Dagegen wird der Congreß nicht so leicht, um der Popularität des Präsidenten auf die Beine zu helfen, das Land in Krieg verwickeln. Selbst über diesen Punkt läßt sich nichts Gewisses vorhersagen, denn die fatale Opposition gegen den Krieg von 1812 und deren unglückselige Folgen sind für unsere Politiker eine ewige Mahnung.“

Die Rede des Präsidenten bei Eröffnung des Congresses

war weniger offen, aber nicht minder deutlich. Spitzfindige Unterscheidungen von Angriffskriegen und solchen, welche aus der Nothwendigkeit entstehen, den Handel zu erweitern, gaben Veranlassung zu außerordentlich schönen Redensarten, deren Wiederholung nicht hierher gehört. Das einzige, was für alle Parteien zweifellos dastand, ist, daß weder Präsident noch Congreß die Verantwortung eines Krieges sans façons auf sich nehmen wollte, denn das amerikanische Volk pflegt mit denen nicht zu spaßen, welche in Führung der öffentlichen Geschäfte Unglück haben, wenn es auch die zu loben versteht, denen ein Streich gelang.

Nicht nur Cuba, auch Canada, Mexiko und Venezuela wünschte man den Vereinigten Staaten einzuverleiben, wenigstens thaten sich derlei Bestrebungen damals am meisten kund, und Dänemark drohten die Zeitungen, im Fall es auf Erhebung des Sundzolles nicht verzichte, die mit schönen Häfen ausgestattete Antilleninsel S. Tomas mit bewaffneter Hand zu nehmen. Das blieb einstweilen dem König von Dänemark und der New-Yorker Evening-Post überlassen, unter einander abzumachen.

So standen die auswärtigen Angelegenheiten, als der General Jose de la Concha die Verwaltung der Insel Cuba antrat. Er war am 21. September 1854 festlich empfangen worden, hatte die Bevölkerung zur Einigkeit ermahnt und in einem Erlaß unverholen ausgesprochen, daß die Abschaffung des Sklavenhandels eine Ehrensache der spanischen Regierung sei und darum erreicht werden müsse und werde. Was Pezuela nicht glücken wollte, hoffte man von Concha's ritterlichem Benehmen, von seiner politischen Erfahrung und Klugheit, von seinem entschiedenen und standhaften Charakter. Die Rüstungen gingen ihren Gang und mit wachsamem Auge spähte er nach verdächtigen Anzeichen auf der Insel; denn er sah und hörte nur zu gut, wie viel Unzufriedenheit mit seinen Maßregeln bei den großen Pflanzungsbesitzern sich kundgab. Er merkte, daß das eingeschlagene Verfahren der

Regierung Spanien gefahrdrohend werde, wenn nicht bei Zeiten die gährende Masse getheilt und gekühlt würde. Dem wachsamen Auge der Polizei gelang es, Ende November zu Baracoa, auf der Haiti zugekehrten Landspitze Cuba's, eine Verschwörung zu entdecken. Ein nordamerikanischer Bürger, Scott, war als Haupt der Meuterer ermittelt, zwei nordamerikanische Dampfer waren im Hafen mit Beschlag belegt worden, weil sie eine Menge Waffen, aufrührerische Bekanntmachungen und viele Nummern einer zu New-York von cubanischen Flüchtlingen herausgegebenen Zeitung „Verdad“ (Wahrheit) an Bord hatten. Es schienen neue Reibungen mit den Vereinigten Staaten unvermeidlich, denn ebenso wenig als Spanien, zumal in diesem Augenblick, den Landesverräther schonen durfte, eben so gewiß sah man voraus, daß der amerikanische Consul das Leben und Eigenthum seiner staatsangehörigen Aufwiegler werde schützen wollen.

Jene Freibeuterzüge, mit denen gedroht ward, welche thatsächlich in der Rüstung begriffen waren, die Anzettelung von Meuterei und Verschwörung sollten nichts sein, als gute Mittelchen, das spanische Cabinet geneigter zu einer friedlichen Lösung der angeregten politischen Fragen zu stimmen, und so unterließ der amerikanische Gesandte zu Madrid, Soulé, nachdem er seine Vorschläge übergeben, sich selbst der Ruhe, zuversichtlich hoffend, daß die gegebenen schweißtreibenden Mittel ihre Wirkung nicht verfehlen könnten. Er wolle dem neuen Minister des Auswärtigen, Luzuriaga, „die nöthige Zeit lassen, in die cubanischen Angelegenheiten sich einzuarbeiten“; und allerdings hatte Luzuriaga zahlreiche Besprechungen mit seinem Vorgänger im Amte Pacheco, wie es hieß, zu besagtem Zwecke. Soulé schmeichelte sich nicht geringer Hoffnungen auf Erfolg und glaubte mit nächstem Dampfer die friedliche Erwerbung der Antillenkönigin seinem Cabinet mittheilen zu können, als er plötzlich und unerwartet sich vollkommen enttäuscht sah: denn am 18. December erklärte Luzuriaga den Cortes unter

Beifallsturm der Kammer und Tribünen, daß der Verkauf Cuba's an die Vereinigten Staaten einem Verkaufe der spanischen Ehre gleichkommen würde, die Regierung aber niemals eine solche Handlung gestatten werde. —

Anfang Januar schienen Gerüchte, welche über die Abberufung des Generals Concha umliefen, sich zu bestätigen, und Zalbala wurde als Nachfolger bezeichnet; aber noch war es Concha vorbehalten, sich um die Insel verdient zu machen und den Dank seiner Regierung sich in wichtigen Fällen zu erwerben. Inzwischen war ein englisches Geschwader bei der Habana eingelaufen. Am 3. Februar lichteten mehre spanische Kriegsfahrzeuge die Anker, um längs der Küste zu kreuzen. Bald war bei Pinar del Rio der Aufruhr einer Schwadron Lanzenreiter unterdrückt, bald vom General Mongano im Innern der Insel eine große Waffenniederlage mit Beschlag belegt und zahlreiche Verhaftungen vorgenommen worden. Angestellte Untersuchungen gaben endlich zu erkennen, daß mit Ankunft der bereits angekündigten Freibeuterzüge Abends, wenn der Generalcapitain im Opernhause sich befände, die Gasflammen gelöscht, Concha ermordet und der Aufstand verkündet werden sollte. Allerlei zweideutige Papiere reichen Inhaltes fanden sich und bald war man über Ausdehnung, Beschaffenheit und Lage der Verschwörung genau unterrichtet. Landschenkungen waren allen denen verheißen, welche um das Banner des „einsamen Sternes" sich schaaren wollten; das Dampfschiff Pampero, welches an den Lopezzügen sich betheiligt hatte, war auch von dieser Flibustierhorde gemiethet worden. — Concha hatte die ersten Anzeigen von einem mißvergnügten Theilnehmer der Verschwörung aus dem Norden erhalten, aber ihnen keinen Glauben geschenkt, bis sie von einem anderen bereuenden Mitverschworenen, einem cubanischen Pflanzer, bestätigt wurden. Die Habana befand sich in größter Aufregung; Concha, unerschrocken und umsichtig, bildete neue Milizen, denen alle Freiwillige von

18 bis 50 Jahren eingereiht wurden, erklärte die ganze Insel in Belagerungszustand, gründete mit 5000 Mann ein Lager bei der Habana, ein anderes bei Las Tunas im Osten der Insel, ernannte einen besonderen Kriegsausschuß für die östliche, von der Habana entfernteren Inselhälfte, und gab Befehl, von Puerto Rico aus Truppenverstärkung herbeizuschaffen. Die Angabe, als ständen der Regierung schon jetzt, einschließlich der Milizen, 70 bis 80,000 Mann zu Gebote, war maßlos übertrieben und hätte jeden Zuzug überflüssig gemacht. — Besichtigungen wurden abgehalten, denen der britische Admiral beiwohnte. Der Verkauf von Feuergewehren und Schießbedarf wurde mittels Sonderbefehl untersagt. Die Gerüchte von Verhaftung der Gouverneure von Matanzas, Puerto Principe und Trinidad wiederholten sich. Die Verschwörung betreffend, erging am 8. Februar ein Rundschreiben an die Landesbehörden. Die von Bustillos den Ministern mitgetheilten Verhandlungen des Untersuchungsgerichtes ergaben außer den schon mitgetheilten Nachrichten, daß General Concha das Bestehen der Verschwörung an dem Zumvorscheinkommen mehrer Geheimbünde geahnt habe, wie des zu Baracoa; daß die Ermordung des weiter oben genannten Castanedos, welcher für die Gefangennahme des General Lopez ein Geldgeschenk empfing, auf geheime Agitationen schließen ließ. — In einem Gesellschaftshause, wo die Verschworenen unter dem Vorwande, Billard und Karten zu spielen, aufrührerische Zusammenkünfte hielten, gelang es dem Ordnungsgericht, eine Menge Papiere mit Beschlag zu belegen, die ein elfmonatliches Bestehen des Bundes darlegten und ihre Verbindungen mit einem bevorstehenden Flibustiereinfall untrüglich erwiesen.

Roman Pinto, ein reicher Catalonier, der mit dem Generalcapitain in näherer Beziehung gestanden hatte, sollte in einer der Verschworenenversammlungen sich erboten haben, den Gouverneur Concha im Theater zu ermorden und dadurch das Zeichen zum allgemeinen Aufstande zu geben. Pinto, so wie der Eisenbahn-

ingenieur Etchevaria, Direktor der Bahn von Cardenas, der Privatsecretair des Generals Concha, und eine Menge ansehnlicher Personen in der Habana und an anderen Orten der Insel waren sofort oder im Laufe der Untersuchung in Verhaft genommen worden.

In der Cortessitzung vom 8. März hob der Minister des Aeußern, nachdem er über die Entdeckung des Verschworenenbundes Mittheilung gemacht, hervor, daß alle Verhafteten Anhänger der Sklaverei wären. Er erklärte ohne Rücksicht auf den gefahrvollen Augenblick, ohne Umschweif, daß die Sklaverei als eine barbarische, die Menschheit schändende Einrichtung gebrandmarkt sei, der die Regierung bei aller Schonung der bestehenden Eigenthumsrechte, und selbst unter Entschädigung der Pflanzer und Sklavenbesitzer ein Ende machen muß. Dieses Glaubensbekenntniß wurde auf Olozaga's Antrag von den vereinigten Cortes unter Zuruf gut geheißen und angenommen. — Konnten wir uns bisher für eine Unabhängigkeitserklärung Cuba's interessiren und sie dem Drange nach Freiheit von einem spanischen Joche zuschreiben, so verliert sie unter obigem Gesichtspunkte die Theilnehmer jedes Gebildeten und Ungebildeten in Europa. Spanien ist nicht strenge, nur zu nachsichtig gegen den Sklavenhandel verfahren und hätte zeitiger an die Rettung seiner England verpfändeten Ehre denken sollen. In diesem gefahrvollen Augenblick erscheint die Berufung auf Menschenrechte mehr als Feigheit vor Gefahr und als ein neuer Kaufpreis für den Beistand Englands, denn als innerste, eigenste Ueberzeugung der spanischen Cortes. Es ist gewiß, daß die Sklaverei, auf welchem Wege es auch sei, nicht ohne Nachtheil für die Pflanzer abgeschafft werden, und daß kaum eine hinreichende Entschädigung herbeigeschafft werden könnte, den Ausfall zu decken; allein es ist eben so gewiß und noch klarer und unvermeidlicher, daß die Sklaverei abgeschafft werden muß und weichen wird. Spanien stehen zu Ge-

bote die auf den übrigen Antillen von anderen Völkern gemachten Erfahrungen, es mag sie nutzen, so lange es Zeit ist, es mag selbst handeln, handeln aus freien Stücken, bevor es zu spät wird. — Ich spreche es unumwunden aus, daß ich vor meinem Aufenthalt in Amerika es für möglich und ohne Schwierigkeit ausführbar hielt, die Sklaven zu befreien, daß es ein Unrecht, ein Frevel sei, wenn Sklavenbesitzer, die zu solcher Einsicht gekommen sind, nicht sofort den ungerechten Zustand aufhören ließen. Ich bin aber vollkommen überzeugt, daß jeder persönlich unbetheiligte, unparteiische Besucher Amerika's und seiner Sklavenstaaten, der eben so viel gesunde Vernunft, als Vergleichungs- und Schlußvermögen besitzt, zu dem Schlusse kommt, daß die Sklaverei denen am meisten Schaden gebracht hat, und täglich mehr bringt, welche den größten Vortheil aus ihr zu ziehen meinen. Um dieses zu begreifen, bedarf es nicht einmal besonderer Urtheilskraft, sondern nur der Kenntniß der vier Species, denn Zahlen beweisen am unwiderleglichsten, und ich werde nicht ermangeln, bei Gelegenheit des Zuckerbaues weiter unten diese Zahlen zu bringen. Aber ich habe vom Gegenstande abzuweichen mich verleiten lassen. Wie sehr die freiheitschwindlerische Kundgebung der Cortes nur ein Bühnengriff gewesen, konnte man zunächst aus dem in der Madrider Staats-„Gaceta" abgedruckten Schreiben des Ministers des Aeußern an den Generalcapitain von Cuba entnehmen, worin „die Sklaverei für eines der heiligsten Eigenthumsrechte" erklärt wird. Zur Sicherung der Ruhe wurden neue Truppen angekündigt, von denen 5000 Mann im Mai erscheinen sollten. In der Habana war die Zahl der Geschütze auf den Wällen um 80 neue Stück vermehrt worden. Die Obristen Cortagar und Saiz wurden mit dem Commando wichtiger Divisionen betraut. Der englische Dampfer „Medea" war unterdeß mit spanischen Truppen von Puertorico erschienen. Drei Cavallerieschwadronen von Landeigenthümern, und zwei Schwadronen Milizen wurden zum activen Dienste ein-

berufen, vier Bataillone Infanterie Freiwilliger gebildet, zwei Schwadronen freiwilliger Reiterei gebildet, sechszehn Mulattencompagnien in Vorschlag gebracht. Die Verhaftungen und Untersuchungen dauerten ununterbrochen fort. Der Generalcapitain hatte sich einer von den Verschwörern zwischen Cuba und den Vereinigten Staaten geführten Correspondenz bemächtigt, aus welcher sich ergab, daß die Gesellschaft in Folge eines auf der Insel abgeschlossenen Anlehens, gegen welches sie den Grundbesitz Cuba's als Unterpfand gegeben, über so ansehnliche Geldmittel verfügte, daß nach sämmtlichen gehabten Ausgaben für Waffen, Munition, Pferde, Anwerbung von Mannschaft und Schiffsmiethe noch 300,000 Piaster im Verbleib gefunden wurden. Schon im März standen zwei Bürger der Vereinigten Staaten, geborene Cubaner, Felix und Estampes, des Hochverrathes angeklagt, vor Gericht. Der amerikanische Consul Robertson, welcher auf Einladung des Gouverneurs zugegen war, entzweite sich mit dem Richter, weil dieser der ungehörigen Anforderung nicht Raum gab, es möchten die Angeklagten während des Zeugenverhörs zugegen sein, und verließ das Zimmer mit den Worten: „daß er als Consul der Vereinigten Staaten hier nichts mehr zu schaffen habe.“ Nachdem Robertson bereits früher, angeblich im Auftrage des nordamerikanischen Ministers Marcy, erklärt hatte, er könne für nichts einstehen, wenn in dieser Angelegenheit ein Tropfen amerikanisches Blut auf Cuba vergossen würde, erschien später die Mittheilung, daß ein amerikanisches Geschwader zum Schutze der Fahrzeuge ihrer Nation an die Küsten Cuba's beordert sei. Das Regierungsblatt „Washington-Union“ sagt, daß der Präsident die Untersuchung amerikanischer Fahrzeuge als eine Verletzung des Völkerrechtes, eine Herabwürdigung der amerikanischen Flagge, als einen nicht zu duldenden Angriff in die Rechte Amerika's ansehe. Commodore M'Cowley werde mit den spanischen Kreuzern nicht in Erörterungen sich einlassen; wenn sie seine Fregatte untersuchen

wollten, mögen sie es auf ihre Gefahr wagen. Beständen sie auf ihrem ungesetzlichen Verfahren, dann sei der Krieg unvermeidlich. — Am letzten März wurde der junge Francisco Estampes, der heimlichen Waffeneinfuhr überwiesen, auf dem Castilloplatze hingerichtet. „Er ging“, so schreibt man der Augsburger Allgemeinen Zeitung, „mit festem Schritt, das Haupt hoch tragend, zum Richtplatz. Seiner Jugend wegen war Concha zur Gnade geneigt, aber Estampes verschmähte sie. Auch die Priesterbegleitung nahm er nicht an. Vom Schaffot herunter rief er mit donnernder Stimme: „Freiheit für Cuba! Tod den spanischen Tyrannen!“ bis ihm der schwarze Henker den Hals mit der Garrote zuschnürte. Ja Freiheit für Cuba und Sklavenfesseln den Schwarzen!! — (106) Robertson hatte nochmals vergeblich gegen den Tod dieses „amerikanischen Bürgers“ protestirt, weil er den bestehenden Verträgen zuwider nicht durch ein Civil-Tribunal verhört worden war. Dem Estampes sollte Felix folgen. Gegen den Proceß des schon bejahrten Pinto suchten die Seinigen dadurch Verdacht zu erregen, daß sie vorbrachten, „Rodriguez, ein alter Galeerensklave von Ceuta und jetziger geheimer Agent der Polizei, hätte — lediglich um dem Gouverneur Concha und der spanischen Regierung seine Wichtigkeit zu zeigen — das Märchen von einer Theaterverschwörung erfunden, das betreffende Papier mit den räthselhaften Anzeichen einer angeblichen Revolutionsjunta selbst unter Pinto's Papiere geworfen. Er hätte dies leicht gekonnt, da er eine Zeit lang in Pinto's Hause Diener gewesen sei.“ Die Zeitungen berichteten, daß selbst der Auditor des Kriegsgerichtes, dessen Mitunterschrift zur Gültigkeit des Urtheils erforderlich sei, von der Unschuld des Angeklagten überzeugt, vorzöge, seine Stelle niederzulegen, als das Urtheil zu unterzeichnen. — Dennoch, so berichten die Zeitungen, unterlag auch Pinto der Strenge des Gesetzes. —

So war denn die Unterdrückung des Aufstandes und die Bestrafung der Verbrecher zur Thatsache geworden, und Amerika

mußte nothwendiger Weise andere Seiten aufziehen, da alle „Stückchen“ nicht im Stande gewesen waren, den Muth Concha's und die Entschließung des Madrider Cabinets zu erschüttern. Am 29. April, nachdem alle Möglichkeiten für das Gelingen bereits gescheitert waren, schien vom Norden anderer Wind zu wehen, die Trauben hatten zu hoch gehangen, und ein Fuchs schrieb aus Charleston: „Man will keinen Krieg mit Spanien, man gönnt ihm einstweilen noch den Besitz der schönen Antillenperle. (Wirklich!) Selbst hier im Süden hat sich die öffentliche Meinung entschieden gegen die gewaltsame Annexation von Cuba ausgesprochen. Zwar würde mit dessen Besitz die politische Stärke der Sklavenstaaten in der Union gewaltig wachsen, aber man scheut auch hier etwas die produktive Concurrenz des fruchtbaren Bodens von Westindien. Der cubanische Zucker zollfrei zugelassen, dürfte die Zuckerindustrie von Louisiana vernichten, während die Neger wahrscheinlich in Masse nach Cuba verkauft und die Reisfelder in Carolina zum Theil brach liegen würden. Der Norden aber gönnt dem Süden nicht die Verstärkung durch einen neuen großen Sklavenstaat.“ Wie pfiffig diese Nebeneinanderstellung! Es ist eine Schmeichelei für den Norden. Denn wenn man den Abolutionisten vorspiegelt, daß die Sklaven nach Cuba verkauft würden und die schwere Zuckercultur dorthin auswanderte, so müßte nothwendig Louisiana und Carolina eine andere leichtere, für freie Arbeiter ausführbare Cultur erhalten und gezwungener Maßen der Abolition huldigen. — Nun aber folgen die eigentlichen Gründe der Friedfertigkeit nach: „Ueberhaupt ist man in Republiken, wo die materiellen Interessen bei großen politischen Entschlüssen so gewaltig laut mitreden, nicht leicht zu Krieg aufgelegt, welche bedeutende Opfer kosten. Die Nachwehen der letzten großen Krise in Handel und Gewerbe sind hier allenthalben noch sehr fühlbar.“ Die Mischung von Schlauheit und treuherziger Offenheit ist so vollkommen, daß schwer zu entscheiden

wäre, wo die eine aufhört, wo die andere beginnt. „Unter diesen Umständen", heißt es ferner, „erklärt sich die plötzliche Wendung in der Politik des Cabinets von Washington."

Der Generalcapitain von Cuba hob am 23. Mai den Belagerungszustand der Insel auf, weil er seine Stellung anderweitig gesichert fühlte, und gab dadurch dem Norden Gelegenheit, offener aus der bisher eingenommenen Stellung herauszutreten. Commodore M'Cowley, der jedes spanische Schiff in Grund und Boden bohren sollte, welches wagte, amerikanische Segler zu untersuchen, lief mit einem Theil seines Geschwaders in der Havana ein und trat dort viel bescheidener auf, als der patriotische Sinn der Yankees gehofft hatte.

Obrist Kinney, der die Expedition gegen Cuba gerüstet hatte, wurde verhaftet und gegen eine Sicherheit von 10,000 Dollars wieder auf freien Fuß gesetzt, mit dem Versprechen, einer Untersuchung sich zu stellen. Auch die Knownothings, welche von Tag zu Tag gewaltsamer auftraten, billigten die neuen Maßregeln des Präsidenten. Die Black-Warrior-Angelegenheit, welche unmöglich auszugleichen schien, war plötzlich beigelegt und der ganze Zauber durch die Abberufung Soulé's vom Madrider Hof und seine Ersetzung durch Mr. Horatio J. Perry bewerkstelligt. Nicht geringes Aufsehen erregte natürlich ein zuerst im „National Intelligencer" ad usum delphini veröffentlichtes Schreiben dieses neuen Vertreters der Yankees in Madrid, worin derselbe mit sehr ernsten Beschuldigungen gegen Mr. Soulé auftritt. Er behauptet ganz offen, daß Soulé während seiner Anwesenheit in Spanien bei Hofe ein falsches Spiel gespielt, seine Friedensmission vollständig verkannt und absichtliche Zerwürfnisse hervorgerufen habe, um seine eigenen Rachegefühle zu befriedigen und Flibustierinteressen zu dienen. So habe Soulé durch alle möglichen Intriguen die Beilegung der Black-Warrior-Angelegenheit hintertrieben und dann nach Washington gemeldet: an eine befriedigende Auslei-

chung sei nicht zu denken, während das spanische Cabinet seine Anerbietungen zur Lösung aller Schwierigkeiten unablässig wiederholte. Unter anderen Beweisen wird die Thatsache angeführt, daß Soulé eine auf die Angelegenheit des Black-Warrior bezügliche und zur sofortigen Mittheilung bestimmte Depesche des Staatssecretairs volle fünf Monate zurückgehalten und dadurch das Zustandekommen einer Ausgleichung wesentlich verzögert habe. Ferner berichtet Perry, daß es ihm, nachdem Soulé Spanien verlassen, gelungen sei, von dem Madrider Cabinet nicht allein Zugeständnisse in Betreff aller Forderungen der Vereinigten Staaten seit dem Jahre 1854, sondern auch die Zusage eines Vertrages zu erlangen, welcher den amerikanischen Handel ansehnliche Vortheile gewähren soll." Wer lächelt nicht über diese abgekartete Spiegelfechterei, die mit dem vollendetsten Ernste aufgeführt wird und vielleicht auch Manchen in der Menge täuschen mag. Ob, wie erwartet wurde und bereits angekündigt war, Soulé seine Correspondenz mit dem Cabinet von Washington veröffentlichte, ist uns nicht zu Ohren gekommen. Ist eine Spur von Ehrgefühl in den handelnden Personen, so müssen sie sich im Innersten schämen über das niedrige Spiel, welches sie gespielt, und es gereicht nicht zum löblichsten Zeugniß für eine Staatsregierung, sei es nun mit Absicht — oder aus Unvermögen, edlere Kräfte ihren Zwecken dienstbar zu machen —, eines Mannes wie Soulé sich bedient zu haben!

Auch von den damals kriegführenden Mächten Europa's wurde Nordamerika gedemüthigt durch Abweisung seines Anerbietens (man denke sich!), Frieden zwischen den feindlichen Parteien im Orient zu stiften. —

Nicht ohne Furcht blickte Nordamerika auf die verstärkte westindische Flotte Englands und erhielt den höflichen Trost, daß es nicht im Entferntesten die Absicht Ihrer britischen Majestät sei, in die Angelegenheiten Centralamerika's sich zu mischen. An die

Stelle des Commodore Mac Cowley wurde ein Mann von freier und ehrenhafter Gesinnung, Capitain Paulding gesetzt, einer jener Männer, „welche — wie Zeitungen sich über ihn ausdrücken — in der Sklaverei die gefährlichste Klippe für die Aufrechterhaltung der nordamerikanischen Union erkennen und sich nicht verhehlen, daß die Vereinigung der Insel Cuba mit diesem Staatenbunde augenblicklich zur Entscheidung der Frage drängen würde, ob das Institut der Sklaverei dort aufrecht zu erhalten oder abzuschaffen sei, und daß, wenn die Abschaffung derselben beschlossen würde, die Trennung der südlichen von den nördlichen Staaten als unmittelbare Folge sich kundgeben dürfte ꝛc.“ Verständiger als ihr Ministerium blieb die Königin von Spanien den Vorspiegelungen Frankreichs und Englands abhold, welche sie gern zu einer Truppensendung in die Krim, unter dem Schirme allerlei täuschenden Versprechungen verleitet hätten. Die Königin wußte, wie wenig eine „Gewährleistung“ des Besitzes von Cuba zu sagen habe, wenn der Staat, selbst durch auswärtige Kriege erschöpft, nicht im Stande wäre, seine Rechte selbst zu wahren. Dem Starken nur kann Freundschaft nützen, den Schwachen mißbraucht sie. —

Um Nordamerika von dem Gedanken abzubringen, daß die Monroe doctrin auf Haiti und Cuba auszudehnen sei, suchte die englische „Post“ das Cabinet des Herrn Pierce in Washington darüber aufzuklären, welcher Gefahr es sich bei einem Seekriege aussetze, ohne Kriegsflotte, bei ausgedehnten Küsten und vielverzweigtem Handel; vergaß aber zu erwähnen, wie wenig England, das in der Ostsee und im Schwarzen Meere hinreichend beschäftigt war, auf eben diesen Krieg vorbereitet sein konnte, England, das sich genöthigt gesehen hatte, Truppen aus Indien, wo der Krieg nicht schlummerte, und Fahrzeuge von der afrikanischen Küste herbeizurufen, wo der Sklavenhandel unausgesetzt das wachsamste Auge verlangte. Mehrere portugiesische Sklavenhändler, von denen einer sich erbot, im Laufe eines Jahres 7000 Sklaven aus Afrika

in Cuba einzuschmuggeln, befanden sich im September dieses Jahres zu Newyork und gaben dem „Herald" Stoff zu allerlei menschenfreundlichen Ergießungen. Kaum schöpfte Spanien Ruhe, als ihm durch die Ermordung des Mr. Blackhouse, des britischen Commissärs in der zur Unterdrückung des Sklavenhandels niedergesetzten gemischten Commission, neue Unannehmlichkeit bereitet wurde. Fast gleichzeitig drängte die englische Regierung in Madrid auf Entschädigung des britischen Unterthans, Kaufmann Boylan, der wegen angeblicher politischer Umtriebe, die jedoch nicht erwiesen wurden, verbannt und dadurch in's Verderben gestürzt worden war. Auch blieb die Durchsuchung des amerikanischen Dampfers „El Dorado" lange Zeit unausgeglichen, ebenso die Angelegenheit eines amerikanischen Holzhändlers, welcher die in Folge des zerstörenden Orkans von 1854 gestattete freie Bauholzeinfuhr auf Cuba benutzend, ansehnliche Ankäufe gemacht hatte, und als das Geschäft zum Abschluß kommen sollte, erfuhr, daß das auf sechs Monate aufgehobene Zollgesetz bereits nach Ablauf der halben Frist wieder in Kraft gesetzt sei. Nach langen Auseinandersetzungen verstand sich endlich Spanien dazu, die Entschädigung zu zahlen, sobald der Betrag des Verlustes ermittelt wäre. — Obgleich äußerlich die Ruhe hergestellt war, blieben die Gemüther aufgeregt, und noch im December hörte man von Verbannung mehrerer politischen Verbrecher aus Cuba.

Vom Jahre 1856 haben wir nichts Wesentliches zu berichten, als daß von hier aus eine spanische Expedition gegen Mexico und ein Fahrzeug mit Waffen, nach Angaben der Zeitungen zur Unterstützung des frühern spanischen Theiles, ausliefen. Die Mißhelligkeiten mit Mexico waren durch Confiscation von Gütern spanischer Unterthanen herbeigeführt. —

Die in Europa epidemische Krankheit der Ermordung höherer Geistlichen durch Standesgenossen griff auch nach Cuba hinüber,

jedoch genaß der Erzbischof der Habana von der Stichwunde, welche ein Meuchelmörder ihm beigebracht hatte. —

Es gingen im Juli Gerüchte um von neuen Freibeuterverbindungen, welche in den Staaten Missouri und Kentukky auf Cuba gerichtet werden sollten, ohne daß es zu irgend ernstlicheren Unternehmungen kam, und so zog dieses Jahr ohne erhebliche Trübung des politischen Horizontes dahin, ja das Vertrauen auf den Bestand des spanischen Regiments hatte in dem Maße sich wieder gehoben, daß amerikanisches Geld, freilich zum Nachtheil des Handelsverkehrs, im November auf 10 % unter den Nennwerth gefallen war.

Wie lange Zeit die gegenwärtigen Zustände sich noch halten werden, ist nicht zu entscheiden, ich fürchte, daß eine Umwälzung jede versuchte und versäumte Umwandlung nicht zu Gunsten der Insel, der Menschlichkeit und Bildung — ersetzen werde. —

Feuer, Wasser, Luft und Erde.

Die Kenntniß von der geologischen Beschaffenheit Cuba's beschränkt sich auf unvollständige, wenig zusammenhängende Arbeiten, wenn nicht in den letzten Jahren, wie es wohl die Sache erheischte, gründlichere Forschungen eingeleitet worden sind. Ein zu diesem Zwecke vom Generalcapitain ernannter Ausschuß, dem es entweder an fähigen Männern oder an wissenschaftlichem Eifer mangelte, mit Aufopferung aller persönlichen Bequemlichkeit die Gebirge und Wälder zu durchdringen, welche den bei Weitem umfangreicheren Theil der Inseloberfläche decken, hielt sich hauptsächlich an die bewohnteren Theile, an den bequemen handgerechten Stoff, und genügte somit nur zum geringsten Theile der allerdings schwierigen Aufgabe. Im Jahre 1830 erschien eine große Inselkarte([107]). Was wir an eigentlich geologischen Kenntnissen Cuba's besitzen, verdankt man Alexander von Humboldt, der es vor mehr als einem halben Jahrhundert durchforschte.

Wenden wir uns zuerst der äußern Gestaltung des Bodens zu, so kann ich in Betreff der westlich von der Habana gelegenen Gegenden auf die Beschreibung in dem ersten Abschnitt dieses Buches verweisen. Oestlich von dem mit der Hauptstadt durch die Eisenbahn verbundenen Bejucal, nördlich von los Guines erhebt sich das Gebirge aus der zuckerbauenden Ebene zu nicht unan-

sehnlicher Höhe, die aneinandergereihten Sierra de Camarioca, mit dem berühmten Pan de Matanzas (108), mit los Arcos de Canasi (109), mit la Mesa de Mariel (110), mit der Testa de Manague (111) und el Pan de Guajaibon, ferner die Sierra de Molias und die Sierra de Gavilan ziehen ostwärts mit einiger Unterbrechung durch das von Süden sich ausbreitende Tiefland, um mit dem von der Südküste bei Trinidad sich abzweigenden Höhenzuge sich zu vereinigen, dessen höchster Gipfel der Monte Potrillo bei 8400′ Erhebung über den Meeresspiegel bei anhaltenden Decembernordstürmen sammt den benachbarten hohen Kämmen mit Glatteis wie überglast, ohne daß doch jemals ein Schneefall beobachtet worden wäre.

Während diese Höhen ostwärts zur Meeressüdküste hin sich verflachen, steigt ein anderer Bergzug ost-süd-östlich von Remedios unfern dem Nordgestade empor, streicht östlich über die Stadt Morron an Puerto Principe als Sierra de Carcamisa vorüber auf Holguin zu und vereinigt sich — von einigen Gewässern durchbrochen — mit der Sierra de Cochillos (Kotschiljos), dessen höchsten Häupter S. Cristobal und S. Moa im Wolkenschmucke stattlichen Anblick gewähren. Indeß ostwärts diese den Südrand Cuba's bildende Bergwand im Vorgebirge Mayzi endet, baut sie westwärts, immermehr gewaltiger sich aufthürmend, ihre Zinnen in die durch Kupferreichthum berühmten Gebiete von Cobre hinein, welchen das Metall den Namen gab, und schließt, von einer Höhe von 8400 Fuß herabsteigend, den südlichen Gebirgstock unter dem Namen Sierra de Tarquino westwärts mit dem Cabo de Cruz in dem altindianischen Cazikat Macacar. Vom Nordabhange dieses Gebirges drängt sich durch todte Felsmauern in wilden Stürzen der größte der cubanischen Flüsse, der Canto, und mengt seine brausenden Wasser in der Manzanillobai mit den Fluthen des Oceans.

Abgesehen von dem flachen Küstenstriche, welcher zwischen

Meer und Gebirge fast die ganze West- und Ostküste des Eilandes umsäumt, von dessen schiffbaren Flüssen Columbus bereits auf seiner ersten Entdeckungsreise nicht Rühmens genug machen konnte, die — so scheint es — schon Jahrhunderte früher nach Ueberlieferung der Phönicier von dem Sicilier Diodor genau ebenso beschrieben worden waren, breiten sich bei Puerto Principe, und namentlich bei der Habana die angesehensten Tiefländer aus, denen wir mit Zucker und Tabak bepflanzt weiter unten wieder begegnen werden. Das zum Theil bewaldete, zum Theil nackte, schroffe, wasserlose Gebirge steigt in den wichtigsten Linien unfern der Südküste empor und bildet mit seinen aufstrebenden Glimmerschieferlagern, welche gleichmäßig über Jamaika und Haiti hinaus sich erstrecken, die nördliche Grenze des einstigen caraïbischen Binnensees, dessen Uferdämme der von Süden kommende Aequinoctialstrom allem Andenten nach zur Zeit menschlichen Gedenkens gewaltsam durchbrach und als Trümmer die Reihe der kleinen und großen Antillen zurückließ. Diese Aequatorialströmungen, bei denen wir hier einige Augenblicke verweilen wollen, wurden unter Anderm von dem Franzosen Babinet in einer der Pariser Akademie der Wissenschaften übergebenen Abhandlung und Karte mit Zuratheziehung von Duperrey's Forschungen genauer Prüfung unterworfen und ausführlich erörtert, nicht minder haben wir der geistvollen Ansichten Humboldts und der mühereichen Arbeit des Dr. H. Berghaus zu gedenken, denen diese hochwichtige Frage ansehnliche Förderung verdankt. —

Die Aequinoctialströmung, d. h. diejenige ununterbrochene Fortbewegung des Meerwassers, welche durch Erhitzung des Elements zwischen den Wendekreisen hervorgerufen vermittelst des Trägheitsgesetzes — gleich den Passatwinden durch Umschwung der Erde um ihre Achse — von Osten nach Westen getrieben wird, nimmt im atlantischen Ocean ihren Weg von der afrikanischen Küste auf die brasilianischen Uferländer, wendet sich getheilt in entgegen-

gesetzten Richtungen den Polen zu, um die Westküsten der alten Welt entlang wieder zum Ausflußorte zurückzukehren.

Die von Westen nach Osten gerichtete Achsenbewegung der Erde triebe — wenn kein Festland den Ocean begrenzte — das Wasser von jedem annehmbaren Punkte der Oberfläche westwärts die Richtung der Breitengrade entlang, ringförmig um den Erdball. Da nun ein Punkt unter dem Erdgleicher den größtmöglichen Kreis beschreibt, die Pole aber, abgesehen von den Schwankungen der Achse, als feststehend zu betrachten sind, so empfinge das Wasser unter den Aequator den raschesten Fluß — in ewig westlicher Richtung — und stünde an den Polen stille; wodurch jede Ausgleichung oder Milderung der Wärmeverhältnisse unter den verschiedenen Breitengraden aufgehoben würde, in Nord und Süd die unerträglichste Kälte, unter dem Aequator die sengendste Hitze herrschte, welche organisches Leben vernichtet. Da aber durch den Widerstand vorgerückter Festländer die Meeresströmung vom Erdgleicher aus in neue Bahnen auf die Pole gedrängt wird, so mußte sie nothwendig mit ihrer überwiegenden Geschwindigkeit und Kraft die ursprünglich ihr gleichlaufend zu denkenden trägen polaren Strömungen aufheben, ändern und in der eigenen jenen entgegengesetzten Richtung, wie ich oben andeutete, mit fortreißen, um zum Ausflußorte zurückgekehrt, frisch erwärmt den eben beschriebenen Weg wieder anzutreten. — Welche Beobachtungen oder Schlußfolgerungen auch dem Erfinder der Wasserheizung vorgeschwebt haben mögen, schwerlich hat er sich träumen lassen, einem so alten und gewaltigen Mitbewerber um die Ehre des Vorrangs in seinem irrthümlich neugeglaubten Verfahren zu begegnen, als der ist, der schon vor unzähligen Jahrtausenden den Erdball und manches andere Gestirn mit Wasser heizte.

Fassen wir die uns zunächst anlangende atlantische Strömung genauer in's Auge, so sehen wir die Wasser aus der Guineabucht westwärts entsandt unter dem 26.° westl. Br. von Ferro durch

eine ansehnliche Hebung des Meeresgrundes getheilt, einen Nebenarm in nordwestlicher Richtung ergießen, der jedoch schon unter dem 17.° nördl. Br. verläuft; sehen den Hauptstrom bei dem Vorgebirge St. Roque durch das bergumgürtete Gestade Brasiliens abermals in zwei ungleiche Bette geleitet, von denen das nördliche breitere mit einer ursprünglichen Geschwindigkeit von 60 Meilen in 24 Stunden seinen Inhalt gegen die kleinen Antillen führt, die nur schwachen Widerstand leisten und den Strom mit einer Geschwindigkeit von 30 Meilen in 24 Stunden durch das caraïbische Meer und dem mexicanischen Golf fortpflanzen. Um meine Ansichten über den Durchbruch des Festlandringes der Antillen, welcher den alten caraïbischen Binnensee umschloß, zu begründen, und die Zeit dieses Ereignisses näher zu bestimmen, sei mir vergönnt, weiter auszuholen. Wir wissen, daß das durch seine ewigen Eisgefilde bekannte Grönland, welches seinen Namen heute nur zum Spott zu tragen scheint, um die Zeit der Entdeckung durch Skandinavier, etwa 900 n. Chr., und während der ersten Zeit seiner Ansiedelung durch Europäer mit grünen Küsten prangte, die, dem Getreidebau zugänglich, den Fremdlingen wirthliche Aufnahme boten. Was konnte die Ursache jener raschen abweichenden Umwandlung eines milden Klima's in ewigen Winter verschuldet haben? Was bedingt die unerwartet gelinde Witterung nordatlantischer Küstenländer, wie Britanniens, und läßt unfern des europäischen Nordcaps zu Hammerfest auf dem 72.° nördl. Br. Gerste reifen? Die Wärme des Aequinoctialstromwassers in dem Guineabusen ist 20° R., unfern Cap Roque etwa 21° R., beim Eintritt in das Caraïbenmeer 22½° R., nimmt durch die Ufer und Grundnähe auch ferner an Wärme zu, die im Golf von Mexico fast 25° R. erreicht. Die Fortsetzung jener Strömungen, der Golfstrom, zählt in der Floridastraße 24° R., in der Höhe von Cap Hatteras an der Küste Nordamerika's noch etwa 23° R., prallt von den Untiefen der Küste

zwischen dem 35. und 40.° nördl. Br. in der Richtung nach Europa hinüber und mißt im September auf dem 67.° westl. L. 21° R., auf dem 62.° westl. L. 20½° R., auf dem 55.° westl. L. 19½° R., bei den Azoren unter dem 30. und 39.° nördl. Br. 18½° R. — Beobachtungen haben ergeben, daß das Wasser des Golfstroms 4—5° wärmer ist, als das Meerwasser außerhalb desselben, und je nach der Jahreszeit 5½—13° wärmer, als die ihn umgebende Luft. Wenn nun in Hammerfest am 72.° nördl. Br. unter dem Einfluß des Golfstromes Gerste reift, während das 10° südlicher gelegene Grönland außerhalb der Einwirkungen der südlichen Wasserfluten im Eise starrt, so müßte diese Küste, einer Bespülung derselben unterworfen, mit seinen nach Süden abgedachten Gestaden noch günstigerer Erfolge sich rühmen dürfen. — Fassen wir die Lage der Küsten und Inseln zur Aequinoctialströmung in's Auge, so scheint diese allerdings in älterer Zeit eine andere Richtung eingeschlagen zu haben. Die zwischen dem Guineabusen und dem Vorgebirge St. Roque vom 19.—26.° westl. L. (Paris) und vom Aequator zum 3.° südlich ausgedehnte Bank, deren Nord- und Westrand durch Klippen der Schifffahrt Gefahr bringen, auf deren Südhang Krusenstern im 19. Mai des Jahres 1806 ([112]) einen vulkanischen Ausbruch wahrnahm; eine Untiefe, über welcher seit dem Jahre 1747 Anzeichen plutonischer Umwälzungen beobachtet wurden: scheint mir ein zerstörtes Inselland zu sein, das vormals kräftiger als jetzt dem Drange der Aequatorialströmung entgegen sich bäumte, und wie jetzt St. Roque die Hauptspaltung der Gewässer bewirkte, deren nördlicher Hauptarm, dessen Spuren wir jetzt am Südende der großen Fukusbank verlaufen sehen, bei kräftigerem Küstenwiderstande in die Richtung nach NNW., die Fukusbeete entlang, hart an den Inseln des grünen Vorgebirges vorüber auf die Davisstraße und — durch den Rückprall von der Newfoundlandbank — auf Grönland getrieben wurde, das unter seinem belebenden Hauche europäische Ansiedler

zu beherbergen und zu nähren vermochte. Die verheerende Umwandlung der grönländischen Luftverhältnisse sollte aber nicht so rasch vor sich gehen, denn wir brauchen durchaus nicht eine plötzliche Umwälzung des Klima's uns zu denken, vielmehr könnte jene Atlantis unter dem Erdgleicher — und was verbietet uns an die Sagen des Alterthums zu denken — ähnlich dem Schwinden der Insel Helgoland einen allmäligen Untergang gefunden haben, der bei beständiger heftiger Anströmung (von 2½ Seemeilen oder 13 Werst russischen Postlaufs in der Stunde) und bei Einwirkung allmächtiger unterirdischer Feuerkräfte — deren Thätigkeit wir nördlicher auf den Capverden, zwischen diesen und der Bank, auf den Canaren und Azoren, südlich auf Ascension und St. Helena, wahrnehmen — nichts Wunderbares oder Außerordentliches darböte. Wenn ich nun weiter oben Angesichts der heutigen oceanischen Inseln die Möglichkeit aussprach, daß Diodor in den Capiteln 19—20 des V. Buches Cuba im Sinne hatte, so blieb uns nichts Anderes übrig, als die geringe Küstenentfernung, von der er redet, auf einem Irrthum beruhen zu lassen. Diodor sagt: „*Οἱ δ' οὖν Φοίνικες διὰ τὰς προειρημένας αἰτίας ἐρευνῶντες τὴν ἐκτὸς τῶν στηλῶν παραλίαν, καὶ παρὰ τὴν Λιβύην πλέοντες, ὑπ' ἀνέμων μεγάλων ἀπηνέχθησαν ἐπὶ πολὺν πλοῦν δι' ὠκεανοῦ*“ (113) Wollen wir unter dem großen Eilande der Griechen diese versunkene Aequatorinsel verstehen, so wie es in §. 19 heißt: „*ἀπέχει δὲ πλοῦν ἀπὸ τῆς Λιβύης ἡμερῶν πλειόνων, κεκλιμένη πρὸς τὴν δύσιν*“ (114) und nicht mehr, sie hätte bei durchschnittlicher Annahme und mäßigen Winden in drei Tagen vom nächsten Punkte der afrikanischen Küste sich erreichen lassen, ja mit einziger Hülfe der Meeresströmungen wäre ein Boot am zehnten Tage an ihr Gestade getrieben. Indem ich des Weiteren und Näheren auf meine zweite Schrift verweise, gehe ich hier wieder auf die Erdgleicherströmung über. Jemehr das dem Aequinoctialstrome seine Nordrichtung gebende Inselland wich,

desto mehr mußten die Fluten ihren Lauf verändern, bis sie über die Trümmer fort ihren gegenwärtigen Zug nehmen konnten.

Dieser Strom, welcher das Aequinoctialeiland fortgeräumt hatte, ergoß sich nunmehr gegen die Antillenwand. Fluten und Stürme wuschen die Tiefländer zwischen den Felsgerippen aus, bildeten Bette und Lager, in denen das wirbelnde wühlende Element unermüdlich vorschritt, und von unterirdischen Feuergewalten unterstützt, endlich die Verbindung zwischen dem Oceane und dem caraïbischen Binnensee herstellten. Wie hastig oft die plutonischen Kräfte auf den Antillen zerstören, davon erlebte am 2. Juni 1692 Port Royal auf der Südküste Jamaika's eine Probe. Neun Zehntheile der Hauptstadt waren binnen zwei Minuten in Schutt verwandelt, zum Theil unter die Erde versunken, einzelne Häuser gewahrte man später dreißig Fuß unter dem Meeresspiegel, Berge barsten mitten durch, andere stürzten zusammen und verschwanden in gähnenden Abgründen. Zwei zusammengefallene Berge stauten den Fluß von Spanischtown. Mächtige Felsmassen, ja eine Fregatte, welche sich zum Ausbessern auf der Werft befand, wurden vom Orkan ergriffen und weit fortgeschleudert. —

Gleich einer Geschützreihe sind das Becken des amerikanischen Mittelmeeres entlang Vulkanreihen aufgepflanzt, am zahlreichsten auf den kleinen Antillen, die wir mit Hülfe von Feuergewalten durchbrochen glaubten. Die Spuren der gegenwärtig erstorbenen, oder heute noch thätigen feuerspeienden Berge beginnen bei Carracas, setzen hinüber nach Trinidad (115), auf dem zwei Asphaltschlünde und ein Schlamm- und Luftvulkan am Icacosvorgebirge sich finden, nach der Insel Granada mit dem Morne rouge, nach S. Vincent mit dem Morne Garon, nach St. Lucia, die einen Krater besitzt, nach Martinique, nach Dominica mit ihren Solfataren, nach Guadeloupe, nach Monserrat, nach Newis, die ein Krater kennzeichnet, nach S. Christoph oder Kitt's Insel

mit der Misery, nach St. Eustache, dessen Feuerschlund schon öfter beschrieben worden ist. Die Erschütterungen verfolgen ihren Weg noch weiter hinaus über S. Tomas, S. Croix, Portorico, Haïti, das Südende Cuba's, Jamaika, springen von dort nach Honduras und Guatemala an die Küste des stillen Oceans hinüber, verfolgen denselben durch Nicaragua, Costa-Rica, Veragua u. s. w. Der Höhenzug, welcher von Carracas ausgehend über Trinidad um die kleinen Antillen nordwärts, dann nach Westen auf Haïti hinzieht, scheidet sich in den Bergen von Cibao, entsendet den südlicheren Arm über Cap Tiburon und Jamaika, die Pedrobank, die Rosalindbank, die Untiefen der Mosquito- und Hondurasküste auf das Cap Cameron der mittelamerikanischen Küste, den Cerros de la Cruz, und geht in der Landschaft von Tegucigalpa in die Andenkette auf. Der nördliche Arm richtet sich an Cap Haïti vorüber auf das Vorgebirge S. Nicolas, taucht bei Cap Mayzi in Cuba wieder auf, wandert die Länge dieser Insel entlang bis zum Westende, das sie bei Cap S. Antonio verläßt, um bei Catoche jukatekischen Boden zu betreten, und verschmilzt endlich in Guatemala bei Coban und Solola mit den Anden. Ein Zweiggebirge verläßt den nördlichen ebenbeschriebenen Arm in den cubanischen Bergen von Cobre, verschwindet im Meere bei Cabo de Cruz, um — wie es scheint — westwärts die Caymannsinseln und dann über Isla Viciosa hinaus die sogenannten Baiinseln Bonaca, Ruattan, Utilla zu bilden. Dem Senkblei des Seemanns und dem Hammer des Geologen steht hier eine vereinte Aufgabe zu lösen bevor.

Faßt man das Gesammtbild des den Karaïbensee umgebenden Ringes in's Auge, so erscheinen die gegenwärtigen Krater wie winzige Seitenöffnungen und Mofetten eines riesigen erloschenen Feuerschlotes, der beim Durchbruch der Wände mit Wasser sich füllte und in seinen Ausdehnungen viel Aehnlichkeit hat mit den wasserlosen Mondkratern, welche wir deutlich wahrnehmen.

Wenn nun auch gegen eine solche Auffassung sich alle möglichen Gründe nachweisen lassen, so werden wir mit so viel mehr Recht dieses amerikanische Mittelmeer mit dem europäischen vergleichen dürfen, dessen Gestalt im Osten und Westen gewaltsame Wasserdurchbrüche aufweist, wie sie am Caraïbenmeer in Osten zwischen den kleinen Antillen und vielleicht im Norden zwischen Jucatan und Cuba stattgefunden haben, als das mexicanische Becken durch Ueberfüllung aus dem Mississippi sich Bahn brach. Die Parallele ließe sich noch weiter und in's Einzelne führen, wozu jedoch hier der Raum mangelt.

Wir könnten die Berichte von vulkanischen Verwüstungen aus neuerer Zeit beliebig über die ganze Reihe der kleinen Antillen ausdehnen, uns genüge von der Bewegung des Wassers noch Einiges hinzuzufügen.

Häufig vom October bis Mai nach SW.-Winden, so erzählte man mir auf Jamaika, kräuselt sich der Ocean wie von NO. und verwandelt plötzlich — ohne Anzeichen einer vorhergegangenen starken Luftbewegung — die spielenden Wellen in gewaltige Wogen, welche, mit Ungestüm gegen das nördliche Felsufer geworfen, bis 100 Fuß hoch aufspritzen. Je nach der dritten Welle will man eine geringe Pause beobachten, während welcher das auf die Ufer- und Felsplatten geschleuderte Wasser mit Getöse wieder zur See hinabstürzt. Die Erscheinung ist den Jungferninseln, Portorico, Haïti und Jamaika gemein, letzterem, so weit es durch den Windwardcanal mit der offenen See in Berührung tritt, während Cuba sowohl durch die zahlreichen Untiefen seiner Nordküste, als durch die Gruppe der Bahamainseln der freien Einwirkung oceanischer Kräfte entrückt ist. Die Ursache dieser Anschwellungen muß in der Reaction der Passate und Aequinoctialströmungen gegen entgegengesetzte Winde angesehen werden, die zeitweilig aus dem caraïbischen Meere hinauswehen. Der zerstörenden Wuth dieses oceanischen Andranges könnten die betrof-

fenen Inseln nicht widerstehen, wenn nicht Korallenriffe die Kraft des allzuheftigen Anpralls brächen und an vielen Stellen das Meer selbst Schutzwälle aufbaute, wie jene vierzig Fuß hohe Dünenkette, welche nach Angabe der Seekarten einige Meilen von der Insel Anegada — der nördlichsten aus der Jungferngruppe — nach Osten sich ausdehnt. —

Wie viel heftiger mußten die ersten Strömungen gegen das noch zusammenhängende Antillenfestland geschlagen haben, das nirgends den Wellen auch nur den geringsten Durchzug gewährte, und widerstandunfähige Flachländer in Fülle den Wellen öffnete.

Gehen wir nunmehr auf die Beschaffenheit der Gebirgsarten Cuba's über, so zeigt der Boden der Antillen überall, wo Feuersgewalt gar nicht, oder nur umbildend sich geltend machte, einen secundären Kalk, der auf Cuba vorwiegend nach Osten schichtweise gehoben, westwärts abgedacht erscheint. Von zwei unterschiedlichen Bildungen ist die eine an Farbe gelbweißlich, hat einen glatten Bruch, ist stellenweise löcherig, führt Feuersteinnester und Versteinerungen, und tritt besonders an dem Südrande der habanesischen Lagida auf, wo die Aehnlichkeit mit den Jurakalklagern bei Dondorf, Pegnitz und Tumbach Humboldt besonders auffiel. Diese vier bis neun Zoll dicken Schichten wechseln mit anderen festeren, die wenige Spuren von Petrefacten tragen. Denselben gehört der das Guinesthal nach Norden begrenzende Hügelzug an, welcher weiter zur Testa de Manague hinüberführt und auffallende Aehnlichkeit mit dem röthlichweißen papenheimer Jurakalk verräth.

Die von Humboldt mit dem Namen Guineskalk bezeichnete Bildung tritt, wie bei Matanzas, so südöstlich von Trinidad in den Hügeln von S. Juan wieder auf und enthält reiche Schlünde, in denen das Regenwasser sich sammelt, ja Abgründe, in welchen ansehnliche Flüsse verschwinden. Diese Felsbildung ist es, in welcher die berüchtigten Flibustiergrotten und die Höhlen sich fin-

den, welche die Gebeine geflüchteter Indianer und Neger bergen. Dieser Formation zweifelsohne verdankt die Bai von Jagua die weiter oben beschriebene seltsame Erscheinung starker Süßwasser-ergüsse mitten im Bitterwasser des Meeres.

Eine dritte Kalkbildung fand Humboldt ([116]) an verschiedenen Theilen der Küste und auf Inseln, welche, wie die schon beschriebenen Jardines, ihr die Entstehung verdanken. Es ist dieses ein aus Korallentrümmern und Kalkgebilden, Muscheln und Madreporen zusammengebackenes Gestein, das noch täglich sich fortbaut und an dem Rande des caraïbischen Meeres auf Portorico, Guadeloupe, Martinique, bei Cumana und Carthagena sich wiederholt.

Aus dem Steinreich sind in Cuba mächtige Gypslager, Marmorbildungen und neben manchem andern nutzbaren Mineral die schönsten Jaspisarten zu nennen, die durch tadelfreie Glättungsfähigkeit sich hervorthun. Erdpech und Steinkohlen werden mit Nutzen, aber unzureichend ausgebeutet. Magnetstein von mäßiger Kraft wird in großer Menge zwischen S. Jago de Cuba und dem Cabo de Cruz angetroffen. Auf den Reichthum an mineralischen Brennstoff machte seiner Zeit bereits Oviedo im Cronicon general de las Indias aufmerksam, und es will scheinen, daß Sebastian Ocampo der jetzigen Habana-Lagida den Namen „Carenas" deshalb beilegte, weil das Kielholen der spanischen Schiffe dort mit dem in der Nähe gefundenen Erdpech vollzogen wurde. — Auf die noch vorhandenen Quellennachweise über Vorkommen von Gold zur Zeit der spanischen Eroberer verzichte ich an diesem Orte um so lieber, als es ausgemachte Sache ist, daß seit zweihundert Jahren keine Spur dieses Metalls, oder seiner alten Fundorte hat ermittelt werden können.

Silber, das zuerst 1838 auf Cuba gefunden wurde, und Eisen sind bis heute nicht von Belang, selbst die bisher so ergiebigen Kupferminen Cobres waren in Ausbeute zurückgegangen. Trafen in den ersten vierzehn Tagen des Jahres 1844 nicht weniger als

zwölf bei Cuba mit Kupfererz geladene Schiffe zu Swansea in England ein, beschäftigten im Jahre 1847 die Bergwerke von Cobre mehr als 500 Arbeiter und wurden nach Arrates Bericht (117) jährlich 525,000 bis 700,000 Centner Mineral gewonnen — ja schon im Jahre 1630 an 2000 Centner Kupfer in Jahresfrist verschifft —, so scheint doch nach den öffentlichen Angaben die Ausbeute im Verfall. Es wurden nämlich im Preise von 2½ Piaster für den Centner spanisch Gewicht (= 45 Kilogr. 976 Gr.) ausgeführt:

1844	2,003,587	Centner
1845	869,922	"
1846	635,654	"
1847	565,495	"
1848	656,491	" (118).

Schließlich darf ich eine dem Laien räthselhafte, der Wissenschaft immerhin merkwürdige Erscheinung nicht übergehen, die unsern Cuba schon von Oviedo, später auch an andern Orten der Insel beobachteten Eisenhydratkugeln, die so regelmäßig geformt sind, daß unter tausend oft kaum eine irgend welche Unregelmäßigkeit wahrnehmen läßt. Sie werden von allen Größen bis zum Durchmesser ansehnlicher Kanonenkugeln angetroffen. Das nämliche Erzeugniß, doch nur in der Größe von grobem Schrot und Rennkugeln, sammelte ich in thonigem Alluvialboden, an der von der belgischen Regierung angelegten Straße von St. Tomas de Guatemala über Boenavista an den Rio Montagua.

Was sonst über die Gebirgsverhältnisse der Insel Cuba mitgegetheilt werden könnte, wäre mehr durch Schlüsse als auf Untersuchungen zu begründen. Wie ich schon oben anführte, ist man weit entfernt, eine genaue, oder auch nur im Allgemeinen vollständige Prüfung des gesammten Bodens erreicht zu haben. Ganze Gebirgslandschaften liegen noch als unnahbare Wildnisse dem For-

scherauge verschlossen, aus einigen derselben wurden an durchführenden Pfaden Geröllsammlungen veranstaltet, aus denen unter Anderm das Vorkommen von Granit, Gneis, Syenit, Quarz, Porphyr und Blutstein unzweifelhaft hervorgeht. Die Gruppirungen aber und Lagerungsverhältnisse, sowie die Ausdehnung der Schichten bleiben zukünftiger Ermittelung vorbehalten; erst wenn der prüfende Hammer des Bergschülers die schlummernden Räthsel geweckt haben wird, kann das Stückwerk der heutigen Kenntnisse in ein lebensvolles Ganzes zusammenwachsen.

Zur Vervollständigung des Gesammtnaturbildes der Insel haben wir der Luftverhältnisse zu gedenken, die sich als durchaus günstig für das Gedeihen des thierischen und menschlichen Lebens erwiesen haben. Die Nähe der See mildert zusehens die tropische Hitze des zwischen 20 und 24° nördl. Br. gelegenen Eilandes, die Sommerglut erscheint gemildert, die Kälte des Winters geschwächt, nur an rings von hohen Bergen eingeschlossenen Thälern, oder an Abhängen, die sich nach Süden senken, erreicht die Hitze eine höhere Staffel.

Die Wärmeverhältnisse der Habana zeigen sich durchaus gelinder als die an der 7° südlicher gelegenen atlantischen Küste von Honduras und Guatemala. Den wesentlichen Unterschied mag eine vergleichende Uebersicht veranschaulichen.

	Maximum.		Minimum.	
	Habana.	St. Tomas de Guatemala.	Habana.	St. Tomas de Guatemala.
December	$17,_6$° R.	$20,_0$° R.	$12,_8$° R.	$16,_5$° R.
Januar	$17,_6$° =	$19,_5$° =	$12,_0$° =	$14,_5$° =
Februar	$18,_4$° =	$21,_0$° =	$12,_0$° =	$16,_0$° =
März	$19,_2$° =	$22,_0$° =	$14,_4$° =	$16,_0$° =
April	$19,_2$° =	$23,_0$° =	$15,_2$° =	$18,_0$° =

Welchen Einfluß die nach Süden offene Lage ausüben kann, davon wird ein Vergleich der von Ramon de la Sagra mitgetheilten mittleren Luftwärme der Städte Habana und Cuba darlegen:

	Jan.	Febr.	März	April	Mai	Juni	Juli	Aug.	Sept.	Oct.	Nov.	Dec.
	R.	R.	R.	R.	R.	R.	R.	R.	R.	R.	R.	R.
Habana	15^0	$15,_5{}^0$	$16,_6{}^0$	$17,_4{}^0$	18^0	$18,_8{}^0$	$19,_8{}^0$	$19,_6{}^0$	$19,_5{}^0$	$18,_2{}^0$	$17,_4{}^0$	$15\ _3{}^0$
Cuba	$18,_7{}^0$	$19,_3{}^0$	$20,_8{}^0$	16^0	20^0	$23,_6{}^0$	$24,_6{}^0$	$24,_4{}^0$	$24,_2{}^0$	$22,_6{}^0$	$21,_7{}^0$	19^0.

Cuba 3^0 südlicher als die Habana, etwa 4^0 nördlicher als St. Tomas de Guatemala gelegen, bietet in seiner Wärmeleiter die merkwürdigsten Abweichungen, wenn nicht Irrthum in die Listen sich eingeschlichen hat. Im December, Januar, Februar und März nähert sich die mittlere Wärme Cuba's mehr dem höchsten Stande, als dem niedrigsten des 4^0 südlicher gelegenen, aber nach Norden geöffneten St. Tomas de Guatemala, und tritt erst im April dem Minimum näher.

Die Schwankungen des Thermometers im Laufe eines Monats waren in der Habana in drei von mir für St. Tomas beobachteten Monaten größer, als an letzterem Orte, und betrugen:

	in der Habana	in St. Tomas de Guatemala
December	$4,_8{}^0$	$3,_5{}^0$
Januar	$5,_2{}^0$	5^0
Februar	$6,_4{}^0$	5^0
März	$4,_8{}^0$	6^0
April	5^0	5^0

Der April zeigt gleiche Oscillationen, während im März St. Tomas bewegtere Wärmeverhältnisse auswies; da nun während der Regenmonate Mai bis August St. Tomas noch ausgeglichenere Temperatur zeigt, ja zumeist zwischen Mittag und Mitternacht kein wahrnehmbarer Unterschied eintritt, selten ein Mal kaum 2^0 R. Schwankung beobachtet wird, so dürfte der Vergleich noch mehr zu Gunsten letzteren Ortes ausfallen, als aus dem Gesammtergebniß obiger fünf Monate, welche für Cuba

die Summe der Unterschiede mit 26, für St. Tomas mit nur $19_{,5}$ ausdrückt. Außerdem geht aus den von Dr. Flessen für St. Tomas im Jahre 1844 ([119]) angestellten Beobachtungen ein Jahresdurchschnitt von $20_{,2}{}^0$ R. hervor, während für die Habana das Jahresmittel 20^0 R., für die Stadt Cuba $21_{,6}{}^0$ R. beträgt. Ab und zu steigt das Thermometer in der Habana auf 25, in Cuba auf 27^0 R., in St. Tomas auf $26_{,5}{}^0$ R., fällt in der Habana ausnahmsweise auf 8^0 R., in St. Tomas auf 11^0 R. Im Innern der Insel betrug südlich von der Habana die mittlere Jahreswärme im Durchschnitt von fünf Jahren $18_{,8}{}^0$ R., während das Thermometer ab und zu, jedoch als Ausnahme mehrer Jahre unter den Gefrierpunkt fällt. So z. B. erfroren einst, wie man mir versicherte, im Madrugathale bei einem Grade Frost in den Morgenstunden zwischen ein und fünf Uhr eine halbe Million Kaffeebäume. Auf den hohen Bergen ist bisher keine tägliche und mehrjährige Beobachtung angestellt worden, doch weiß man, daß die Gebirgskämme bei anhaltendem Nordsturm in unsern Wintermonaten mit Glatteis sich überziehen.

In den Felshöhlen und Quellen, deren Temperatur gemeiniglich als Ausdruck der mittleren Jahreswärme einer Gegend angesehen werden, beobachtete man nach Ramon de la Sagra, dem wir auch obige Nachrichten theilweise entnehmen, $17\frac{1}{2}$ bis $18\frac{1}{2}{}^0$ R., in einigen bis hundert Fuß tiefen Brunnen $19\frac{1}{4}$ bis $22\frac{3}{4}{}^0$ R. —

Der mittlere Luftdruck in der Habana beträgt 759 Millim. 29 C., welche 32 Zoll 8 Linien spanisch entsprechen, der höchste beobachtete Stand war 770 Millim. 42 C., der niedrigste 747 Millim. 85 C.

Die mittlere Feuchtigkeit der Luft stellte sich auf 85^0, 15′, die höchste auf 100^0, die geringste auf 66^0, die Menge des in Jahresfrist gefallenen Regens auf 44″, 4‴ spanisch, das regnerischste Jahr ergab 50″, 6‴, das trockenste 32″ 7‴, die Zahl der

Regentage betrug 102 (in St. Tomas de Guatemala 200). Gewitter giebt es in der Habana nur während des Decembers und Januars nicht, während ich zu St. Tomas selbst im Monate Januar Entladungen der atmosphärischen Electricität und zwar von Mitternacht bis Sonnenaufgang in den Nächten vom 11. zum 12. und vom 24. zum 25. Januar 1851 erlebte. —

Die Pflanzen- und Thierwelt.

Bevor wir auf die cubanische Landwirthschaft und deren wesentliches Erzeugniß übergehen, haben wir im Vorüberfluge noch einiger wildwachsenden und eingeführten Pflanzenarten zu gedenken, die entweder Nutzen oder Annehmlichkeit dem Menschen bieten. So reich die cubanische Pflanzenwelt ist, so fiele es doch nur selten einem dortigen Gartenliebhaber ein, die ausgezeichneten Gestalten der heimischen Flora einer Anpflanzung und Pflege zu unterwerfen. Der Sinn für das Neue, dem unsere Phrenologen ein eigenes Organ zuordnen, treibt uns Nordländer, mit den Erzeugnissen der Tropenwelt uns mühvoll zu umgeben, und lockt den Bewohner der heißen Zone, Gewächse der gemäßigten Klimate mit Opfer anzuschaffen — und zu verlieren. Den Vortheil hat der Bewohner eines nördlichen Landes vor dem Bewohner des Südens, daß der erstere mit Hülfe der Ofenwärme und Glashäuser alle Erzeugnisse des Südens sich aneignen kann, während der Südländer von einer livländischen oder Himalayabirke sich einen Begriff nur schaffen kann, wenn er die Gestade der Ostsee oder die indischen Höhen besucht. Während cubanische Gartenliebhaber die Kinder des afrikanischen und südafrikanischen Bodens um sich versammeln, schmücken wir mit westindischen Gewächsen unsere Wärmhäuser, die Cuba einige der herrlichsten Gestalten

verdanken. Wäre es nicht dankenswerth und dankbar zugleich, wenn wir uns mehr um die Heimat der Gewächse kümmerten, die uns aus der Ferne zukommen, Abwechselung und Wintergrün in den unwirthbaren nordischen Winter bringen? Unter den Palmen — dieser dem Nordländer neuen Baumgestalt — tritt dem Besucher der Habana zuerst die Palma real, die habanesische Königspalme (Oreodoxa regia Humboldt und Kunth) entgegen, ein bis Guijana und südlich verbreiteter Baum, dessen Beschreibung wir A. v. Humboldt verdanken. Er zeichnet sich durch den schlanken, glänzend grünen, dem Stamm aufgesetzten Schaft aus, von welchem die stattlichen Blätterwedel ausgehen, seine Blüten sind monöcistisch, von gelblicher Farbe, die Drupen eiförmig. Der Baum, welcher zu den häufigsten Palmenarten der Antillen gehört, wird sowohl wegen seiner edlen Gestalt, als wegen des Nutzens angepflanzt, den er gewährt. Seine Blätter dienen zum Dachdecken, seine riesenhaften Blütenscheiden zur Verpackung, unter andern auch der großen sogenannten Pflanzercigarros, der Vegueros, welche nur selten auf den europäischen Markt gelangen. Die etwa drei Zoll dicke sehr harte Holzkruste, welche die innere Fasermasse des bis neun Fuß Umfang haltenden Stammes umgiebt, wird zum Bauen der Negerhütten verwandt, giebt Sparren und Wandhölzer nach Bedürfniß. Ein Gang mit solchen Palmen bepflanzt, wie sie häufig in Städten und Pflanzungen angetroffen werden, giebt bei 70 bis 80 Fuß Stammhöhe den herrlichsten Anblick, kann aber bei häufiger Wiederkehr ebenso ermüden, als die Pappelalleen Deutschlands, die nicht alle der Rudolstädter an Vollkommenheit und Majestät gleichkommen. Nützlicher noch ist die andere Art der Oreodoxa, welche von Linné Areca oleracea, von Spr. Euterpe caribaea benannt wurde, die westindische Kohlpalme, ein Riesenbaum von 160 bis 170 Fuß Höhe, dem wir bei Gelegenheit Centralamerika's mehr Aufmerksamkeit schenken wollen.

Daß die ausschließlich amerikanische Gattung Sabal mit mehr Arten als die Species habanensis (Lodd) hier vertreten sei, wird den Charakter derselben gemäß vermuthet, konnte aber nicht bestimmt werden, da alle Nachweise fehlten. Namentlich glaubte man, S. umbraculifera (Martius), jene schönste unter den Fächerpalmen auf den Antillen einheimisch und hat die S. Adamsonii und S. Blackburniana auf der Insel beobachtet. Es ginge mit wunderbaren Dingen zu, wenn eine in Florida und Mexico, mit mehreren Arten auf dem Festlande bis zum 18.° nördliche Breite, vertretene Art auf Cuba nicht oder nur spärlich wachsen sollte.

Die Thrinax argentea (Lodd) giebt den Stoff an einigen Orten zu den seit den letzten Jahren auch in Europa modern gewordenen sogenannten Panamahüten, die indessen in den feineren Arten, weder auf Cuba und den Antillen, noch auf Panama, sondern an der Westküste Südamerika's zur Ausfuhr bereitet werden. Die in Guatemala von der höchsten Feinheit geflochtenen Hüte wurden bis zu meiner Anwesenheit daselbst nur in geringer Zahl ausgeführt. Die auf Jamaika heimische T. radiata ist auch auf dem Südende Cuba's ziemlich verbreitet. — Unter den Zwergpalmen finden sich die reizendsten Gestalten, welche, für kleine Treibereien verwendbar, nicht übersehen werden sollten; zu ihrer Zahl gehört die cubanische Bactris minor (Jacq.), welche unter dem Namen Tabagorohr als zierliche Spazierstöcke in den Handel kommen. Von der durch ihr goldgelbes Nußfett auch in Europa nutzbaren Acrocomia-Palme besitzen die Antillen die Arten aculeata (Lodd) cubensis (Lodd), vor allen aber die berühmte A. sclerocarpa (Martius), welche durch Guiana und Brasilien bis über Rio hinaus angetroffen wird. Die veilchenduftende Masse wird vielfach für den Putztisch unserer Frauen verwandt und ist durch ihre bei der Verderbniß weichenden Farbe und Duft leicht kenntlich. Der mit schwärzlichen Dornen bewährte Stamm er-

reicht kaum die Höhe von 30 Fuß, trägt üppige, im Verhältniß zur Baumhöhe große Blätterwedel von 13 Fuß Länge. Die Blütenscheide dieser ganzen Gattung bringt einen einfach getheilten Stengel. Das Fett der auch zu Schnitz- und Drechselarbeit verwandten Nuß wird durch Zerstampfen und Mahlen zugänglich gemacht, durch Mengen des gewonnenen Breies mit möglichst heißem Wasser erweicht und endlich ausgepreßt. Wollte man die für allerlei Nichtigkeiten unseres europäischen Aufwandes beisteuernden Gegenstände der entlegensten Länder zusammenstellen, wir würden mit einem erschreckenden Verzeichniß beschenkt. Was sind doch die Muränen des Crassus, die von Apicius in das Land der Parther versandten Austern, welche Trajan verspeiste, die Straußköpfe, welche an der Tafel des Lucullus die Gaumen der Feinschmecker kitzelten, für kleinliche Anfänge! Während vor Alters nur ein „Millionär" solchen kostbaren Ausschweifungen sich hingeben konnte, braucht heut zu Tage der ärmste Handwerker seine Cocosnußölsodaseife, raucht jeder Bauer die Abkömmlinge jenes cubanischen heiligen Krautes, schwingt jeder Provinzialstutzer sein Tabagostöckchen, klimpern Musikdilettantinnen auf einem Flügel, dessen glänzend polirtes Außenholz Jakaranda aus Brasilien, Mahagoni aus Westindien oder Honduras, dessen schwarze Tasten aus ostindischem Ebenholz, dessen weiße Tasten aus Elfenbein von Guiana gearbeitet wurden, und schmücken ihr Haar mit Schildpatt amerikanisch-atlantischer Schildkröten. Humboldt und Bonpland nennen von cubanischen Palmen ferner Corypha maritima und O. Miarguama, zwei Fächerpalmen, von denen hier nicht viel zu sagen ist. Der berühmte Palmenforscher Martius zählt beide sammt der Species hospita, welche zum Dächerdecken die besten Dienste leistet, der Gattung Copernica zu.

Außer den Genannten kommt noch als eingeführt die Dattelpalme, als Kind der gesammten Tropenwelt, und endlich die Cocospalme vor ([120]), der wir an den Küsten Centralamerika's wieder

begegnen werden. Unter den durch ihre gipfelständige Krone den Palmen ähnelnden Baumfarrn — ein ziemlich williges Zuchtgeschlecht, das durch die geringe Ausdehnung seiner Wurzeln leicht zu verpflanzen ist, und wegen seines Standortes den Namen „Schattenlieb" verdiente —, begegnen wir auf Cuba der Alsophila aculeata (Kl.) und der Hemitelia horrida (R. Br.) unter den Stauden-Farrn einer größern Auswahl, die zum großen Theil in europäischen Treibereien eingeführt ist ([121]). Für die tropische Zone kennzeichnend sind nördlich die Baumorchideen, jene kostbaren und so schwer zu ziehenden Gewächse, welche nur bei sehr feuchtem Luftzustande gedeihen, und mehr Wasserdunst erfordern, als der Einathmung des Menschen wohlthätig ist. Die Zahl der Orchideen ist groß ([122]) und ihre Verbreitung nicht gering, da der stäubende Same, von den Winden weit umhergeführt, überall günstigen Stand findet, wo schattige Wälder rauschen. Unter den weniger begrenzten Erdorchideen reichen einige Arten, wie Calypso borealis, Cypripedium calceolum bis in den höheren Norden Europa's. — Unter den Gewächsen, welche uns als Sommerzierpflanzen des Nordens interessiren, sei hier die Gattung Commelina genannt, deren cyanenfarbene Blüte uns erfreut. Cuba kennt sie als Unkraut unter dem Namen der hireba de Don Carlos. — Von Nutzpflanzen haben die cubanesischen Gartenzüchter das Beste aus allen Tropenländern sich angeeignet, so den Zucker und Kaffee, den Reis, die Yamswurzel, die Mango, den chinesischen Firnißbaum, die Timor-Stachelbeere, die Adamsonia mit spannbreiten Blüten, welche an langen fadenförmigen Stielen im Winde schaukeln, mit saftig säuerlichen Früchten von adstringirender Eigenschaft; das Guineagras, welches als Viehfutter dient, der Sesam, dessen Oel von den Negern genossen wird, ein Hibiskus mit fadeschmeckender schleimiger Frucht, welche den Ausländern als besonders gesund empfohlen wird. Unter den einheimischen Früchten sind die Ananas, die Sapota

und Sapolilla, die Avokadobirne, der Mamey, das Marañon und einige Musaarten, unter den Wurzeln die Balata, die Yucca, das Aron zu nennen. Unter den Lianen, welche die Waldbäume umwirren, zeichnet sich ein sogenannter wilder Wein aus, dessen Stengel eine Fülle wohlschmeckenden Wassers enthalten; unter den Gummipflanzen verdient die über alle Antillen verbreitete Urceola elastica genennt zu werden, deren Ranken in fünf Jahren eine Länge von 200 Fuß treiben, und in einer einzigen Saftzeit 50 bis 60 Pfund des kostbaren Saftes geben, ohne daß der Pflanze dabei ein wesentlicher Abbruch geschähe, während z. B. der indische Guttaperchabaum 120 Jahre Wachsthum braucht, und zur Saftgewinnung ohne Möglichkeit des Wurzelschusses gefällt werden muß. — Die Landmesser auf Cuba bedienen sich einer ungedrehten Schnur aus dem Bast der Majagua (Hibiscus tiliaceus Lin.), oder aus den Fasern des indischen Feigenbaumes (Ficus indica), dessen weißer Gummisaft die Schnur vor Fäulniß schützt. Zu Schnüren und Seilen dient ferner der innere Bast von Urtica baccifera, Daphne sagetton (Guama), Longocarpo prixiclarius.

Die Bienen, deren Zucht im Lande weit verbreitet ist, finden an den Blüten der Palma real (Oreodoxa regia) fast das ganze Jahr durch, namentlich im October und November, an dem Aguinaldo blanco (Convolvulus monospermum), im November und December reiche Nahrung. Wie bei uns der Lindenhonig (der polnische Lipitzer oder Maihonig), so ist auf Cuba der Honig aus den Blüten des Aguinado besonders geschätzt. Nicht minder stoffreich sind die im Monat Februar blühenden Macurige (Cupania), die Manaquepalme, Convolvulus batatus, Musa sapientium und trogloditarum, Tecoma pentaphilla und Ehretia bourreria.

Weniger geschätzt ist der graue Honig der abejo criolla (Malipone Cubense), welche in Felsen und hohlen Bäumen ihren Bau anlegen.

Werfen wir im Vorübergehen einen Blick auf das Thierreich der Insel, so ist es Thatsache, daß von den großen Raubthieren des Festlandes schon zur Zeit der spanischen Eroberung keins angetroffen wurde; man hat so weit gehen wollen, zu behaupten, daß außer den durch Schiffe aus Europa eingewanderten Ratten und Mäusen die Antillen, und namentlich Cuba kein schädliches Thier besäßen. Ich brauche nur an die den Pflanzern wohlbekannte Zerstörerin der Kaffeebäume aus der Gruppe der Nachtschmetterlinge (Elachista coffeella), an den Palomilla Eruca saccharivora (Quiscalus Atroviolaceus), den Zucker- Reis- und Maisräuber ([123]), ferner an die berüchtigte cubanische Plage des Fadenwurms (Filaria medinensis) (?), den man durch Genuß schlechten Sumpfwassers sich zuziehen soll, an den Cayman Crocodilus rhombifer, an den Scorpion Blatta gigantea, verschiedene Ameisenarten die Sancudos und Mosquitos zu erinnern, um meinen Zweifel an den utopischen Zuständen dieser Insel zu rechtfertigen. —

Affen zählt man einige Arten. Unter den Vierfüßlern dürfen wir zuförderst des nunmehr ausgerotteten Geschlechtes der stummen Hunde gedenken, welche nach den Berichten der Eroberer einen wohlschmeckenden Braten lieferten. Unter das vierfüßige Wild zählt eine Caninchenart, die bei den Ureinwohnern Cori hieß, und ein von den Indianern Guaniniquinar genannter Dachs, dessen Fleisch sie nach Las Casas sehr hoch schätzten, zwei Agutiarten Hutia Conga (Capronings Furnieri) und Carabali (C. prehensiles), von denen erstere leicht zähmbar ist, werden recht häufig angetroffen.

Von den Raubvögeln ist der auch im Norden bekannte schwarze Aasgeier Cathartes aura, der Turkey Buzzardt, der Nordamerikaner mit rothem Kopfe der wohlthätigste, da er bewohnte Gegenden aufsucht und diese von faulenden thierischen Körpern säubert.

Eine wahre Zierde der Landschaft sind die weiß und schön-roth gefärbten stolzen Flamingos, denen man in den Savannen auf Cuba häufiger begegnet, als in Deutschland den Störchen. Löffelreiher, Gänse, Enten und allerlei See- und Strandvögel beleben die Küsten und Flüsse. Tauben, Papageien und verschiedene Hühnervögel bevölkern den Wald, am meisten gepriesen wird die sogenannte Columba morada (Columba portoricensis) wegen ihres reich schillernden Gefieders.

Von allen Singvögeln steht der Sisonte, die cubanische Nachtigall, ein Spottvogel oben an, dessen Gesang schon Columbus entzückte und ihn in die ferne europäische Heimat versetzte; unter den finken- und silvienartigen Vögeln, den Drosseln giebt es mehrere, die durch ihre Stimme den Wanderer im Walde erfreuen, andere prangen durch Farbenpracht und Reichthum, wie der Peorra (Tordus multicolor), seine Kehle ist hochroth, der Rücken hellgrau, der Leib weiß und roth, gelb, violett und grün in buntestem Gemenge. Die Silvia coerulescens, blau, schwarz und weiß befiedert, gewährt den prächtigsten Anblick. Durch Farbe und Glanz des Gefieders zeichnen sich mehrere Arten Eisvögel und Kolibris (Orthorhynchus colubris, Coereba) vor andern aus.

Die Zahl der bis 1850 auf Cuba bekannten Vögel belief sich nach Ramon de la Sagra auf kaum als 4¼ Hundert, von denen 27 Arten der Insel ausschließlich angehören. Es unterliegt keinem Zweifel, daß bei gründlicher Durchforschung der Insel und Musterung des Ertrages die Zahl um ein nicht Unbedeutendes steigen werde. Welche Unordnung Naturereignisse, namentlich heftige Stürme, auf die geographische Verbreitung fliegender Thiere ausüben, ist bekannt. So erzählt man auf Cuba, daß der berüchtigte Orcan des Jahres 1844 auf dem Osttheile der Insel plötzlich mehrere noch nie gesehene buntgefärbte kleine Vögel erscheinen ließ, deren Vaterland unbekannt war, sie erhielten den

zutreffenden Namen los aparecidos. Nach einem heftigen SW.-Sturme, ungefähr des nämlichen Jahres, 1844, fand der kürzlich verstorbene Professor der Zoologie an der Universität Dorpat in Livland, Dr. N. Asmuß, in seinem Garten auf einem blühenden Apfelbaume den namentlich in Italien verbreiteten Oleanderschwärmer, welchen ich als Student damals lebend gesehen habe. Während meiner Antillenreisen geschah es häufig, daß Landvögel (sogar Kolibris) und Schmetterlinge zum Bord der Schiffe heranflogen, um auf ihren Irrfahrten Rast zu suchen, ein Wunsch, der gemeiniglich mit Verfolgung durch menschliche Hand vereitelt wird. An der Küste von Honduras flog mir einst ein prächtiges Bocydium zu, das sich friedlich auf meinem Fuße niederließ. Leider verlor ich das Prachtstück wenige Monate später durch eine Strandung, welche meine Sammlungen von den Antillen und einem Theile Centralamerika's zerstörte.

Von den Schlangen, deren keine Art giftig sein soll, erwähne ich nur Leonatus maculatus, welche den übermüthigen Verfolger auf eine erschreckende, aber wenig schädliche Weise züchtigt. Hat das etwa sechs Fuß lange Thier vergeblich gesucht, dem Angreifer sich zu entziehen, so überfällt und umwindet es den Feind, fuchtelt ihn wacker mit seinem Schwanze, dem er sich für alle Zukunft so bald wie möglich durch die Flucht entzieht. Sehr geschätzt auf den französischen Antillen ist der Dromicus cursor als Schlangenvertreiber, der vor Angriffen giftiger Arten sichert und auf Cuba — in diesem Amte wenigstens — unbeschäftigt lebt. Aus der Zahl der Reptilen ist der Leguan als Speise geschätzt, ebenso eine große Seeschildkröte, welche ein Gewicht von fünf Centnern erreicht und zahlreiche Eier in den Ufersand legt, die, sorgfältig aufgelesen, zu Markte gebracht werden. Am zartesten und wohlschmeckendsten schienen mir die aus dem Leibe des Weibchens geschnittenen halbentwickelten Dotter. Der einträglichste Fang des Schildpattträgers erfolgt um Cuba bei der Insel Pinos, auf den Cayos de doze

leguas und im Bahamakanal; sein Fleisch aber ist minder geschätzt wegen eines eigenthümlich fremden Beigeschmackes, den die Kochkunst bis jetzt noch nicht zu heben gelernt hat; sollte er nicht einem Organe zuzuschreiben sein, ähnlich denen des Bisamschweines, oder wäre es ein geschlechtlicher Geruch, der durch Verschneidung zu heben wäre, wie bei den Bullen unserer Heerden, und besonders bei dem Eber, dessen Fleisch vor der Verschneidung geradezu ungenießbar erscheint?

Unter den Fischen fallen dem Nordländer viele Arten mit lebhafter Färbung und von eigenthümlicher Gestalt auf, wie der Rochen, der fliegende Fisch, dessen wir weiter oben gedachten. Beide sind wegen ihres wohlschmeckenden Fleisches gesucht; den Haifisch aber, der einer anhaltenden Verfolgung unterworfen ist, beherbergen Cuba's Küsten in ausreichender Anzahl, er verbietet das Baden im offenen Wasser, weicht aber, wenn auch langsam, von den bewohnteren Küsten, und erscheint endlich nur als vorüberziehender Gast. Ich habe mich auf mehreren der Antillen in offener See gebadet, ohne eines Haifisches ansichtig zu werden, die an den Gestaden des mittleren Amerika's jene erquickende Wasserlust zu einem lebensgefährlichen Wagestück machen.

Aus dem Gebiete der Insekten ([124]) muß ich an diesem Orte auf das weiter oben Gesagte mich beschränken, da dieses Buch sich ein anderes Hauptziel, als die Beschreibung des Thierreiches, zur Aufgabe gestellt hat.

Landwirthschaft, Geld, Arbeit, Sklaverei.

Unter den verschiedenen Anbauzweigen verdienen Kaffee, Zucker und Tabak(125) besondere Aufmerksamkeit, insofern eine ansehnliche Menge dieser Erzeugnisse den Weltmarkt betritt, wogegen die gleichfalls gewonnenen Cacao, Indigo, Baumwolle, Mais, Reis, süße Yucca, Bananen und die ganze Zahl der übrigen Nutzpflanzen nur in geringerer Menge, hauptsächlich oder ausschließlich für den einheimischen Bedarf, gezogen werden.

Am vortheilhaftesten stellt sich, wie wir bei Gelegenheit des Tabaks sehen werden, die Cacaoernte, welche bei dem geringsten Arbeitsaufwande den höchsten Reingewinn, von der Caballeria (=13 Hectaren, 42 Aren = $36_{,113}$ livländischen Lofstellen = $12_{,22}$ russischen Deßätinen = $52_{,47}$ preußischen Morgen) eine Ernte im Werthe von 5000 Piaster (=6650 Rub. S. = 7270 Thlr. Pr.) abwirft, was nur von dem Ertrage von Sellerie und Blumenkohl übertroffen wird, der bei London für denselben Flächenraum auf 10,626 Piaster (12,106 Rub. S. = 13,235 Thlr. Pr.) sich beläuft. Doch ist Sellerie und Blumenkohl nur Gegenstand des Gartenbaues, und in weiter Entfernung von so volkreichen Weltstädten, in denen 2½ Millionen Menschen sich tummeln, kaum gewinnreicher, als jeder andere Zweig der Landwirthschaft. Während

Sellerie und Blumenkohl wegen der Unmöglichkeit dauernder Aufbewahrung einen nur eingeschränkten Markt finden, haben Zucker Tabak, Kaffee, wie die Getreidearten den ausgedehntesten Verbrauch gewonnen, und gelten wie das tägliche Brod als Lebensfrage für die Bevölkerung der Welt.

Im Jahre 1843 zählte man auf Cuba 1893 Kaffeepflanzungen, 1174 Zuckerpflanzungen, 8570 Tabakspflanzungen, 59 Cacaopflanzungen, 74 mit Baumwolle, 3450 Hütereien, 6950 Viehzüchtereien, 12,500 Bienenhöfe und 18,600 sonstige landwirthschaftliche Einrichtungen, deren

Bodenwerth auf	129,947,700	Piaster
Waldwerth und Pflege auf	330,528,967	„
Gebäude, Maschinen und Ackergeräth	64,458,646	„
Sklaven	72,078,900	„
(Mineralwerth ?)	41,542,077	„
Zusammen auf	638,256,283	Piaster

veranschlagt wurde, wozu an eingesetztem Capital 427,279,783 P. kamen, was einen Rohertrag von 57,196,815 Piaster, oder 5,3 % ergeben soll. Wären die von Ramon de la Sagra ([126]) gestellten Voraussetzungen alle richtig und die daraus abgeleiteten Schlußfolgerungen Thatsache, so müßte bei so großen Unkosten jährlich eine Zahl Bettler aus den Gutsbesitzern Cuba's hervorgehen, und im Verlauf eines Jahrzehnds die Insel ihren völligen Untergang erreicht haben, wovon bis heutigen Tages zu uns noch keine Nachrichten gedrungen sind. Im Gegentheil blüht Cuba und nimmt täglich an Wohlstand zu. — Wenn ein livländischer Gutsbesitzer mindestens 5 % Reingewinn erzielen muß, um auf seinem Eigenthum zu gedeihen — falls er mit eigenem Vermögen wirthschaftet, fremdes Geld aber mit 5 bis 6 % verzinsen muß, und selbst vom Creditsystem der verbundenen Gutsbesitzer zu 4½ % als erstes Darlehn Betriebscapital u. s. w.

erwerben kann —, so muß in einem Lande, wo der Zinsfuß 14 bis 25 % beträgt und vom Landwirthe mit Vortheil benutzt wird, auch der Reingewinn aus dem Bodenbau ein verhältnißmäßig reicherer sein.

Zu Gunsten des edlen Zieles, das Ramon de la Sagra verfolgt, die Sklavenarbeit durch Verrichtung freier Leute zu ersetzen, hätte er mit ruhigerem Blute und unparteiisch rechnen sollen, weil jede nachweisbare Uebertreibung die Glaubhaftigkeit seiner Angaben untergräbt, und endlich den entgegengesetzten Erfolg dessen hervorbringen muß, worauf er hinausgeht.

Um das rechte Verhältniß zwischen Grundcapital und Zins zu ermitteln, gehört genauere Ortskenntniß, als ich auf Cuba in so kurzer Zeit zu erwerben im Stande war; ich muß also darauf verzichten, eine Rechnung über die freie und gezwungene Arbeit daselbst aufzustellen, kann aber, gewiß nicht ohne guten Grund, den allgemein gültigen Satz auf Cuba anwenden, daß jede Stückarbeit mehr fördert, als Tagesarbeit. — Tagesarbeit entnervt den Willen und die Kraft, Stückarbeit spannt beide in gleichem Maße an, weil im stätigen Verhältniß zur Anstrengung der Gewinn des Arbeiters steigt.

Das ist ja, abgesehen von dem rein Sittlichen, worauf die Gegenwart — zu ihrer Schande sei es gesagt — so geringes Gewicht legt, das ist ja der durch Jahrhunderte fortgeerbte Fluch der Sklaverei und der Leibeigenschaft; das ist der Fluch in gleichem Maße selbst einer geregeltesten Zwangsarbeit: daß der Grundherr — weil er nur nach Tagen, nicht nach Kräften rechnet — von Jahr zu Jahr an letzteren verarmt! Wo die Peitsche nicht nachhilft — und könnte die wohl frohen Muth erzeugen —, schleicht die Arbeit langsamer und langsamer von Jahr zu Jahr, von Tag zu Tag, von Stunde zu Stunde! Kinder lernten das Sparen ihrer körperlichen und geistigen Kräfte von ihren Aeltern und lehrten es fort von Geschlecht zu Geschlecht, bis endlich die Fähigkeiten

in Schlummer versunken, zu Stumpfsinn und thierischer Dummheit im Tode erstarrt, begraben dalagen. Jedes Land, das seine Wiedergeburt, die Wiederherstellung seiner Kräfte versuchte, hat einen schweren Kampf mit dieser durch Jahrhunderte vererbten Erschlaffung durchzukämpfen gehabt, von der einzig und allein die Freiheit der Arbeit, die Stückarbeit das hemmende Siegel zu lösen vermag. Auch sie ist kein Zauberstab, keine Zauberformel, mit der sich Verderben in Gedeihen, Tod in Leben umwandeln ließe. Das war ja die unverantwortliche Blindheit aller Grundbesitzer der Welt, daß sie auf ihren Zwang mehr Gewicht legten, als auf Entwickelung der Einsicht bei ihren Arbeitern, daß sie ein althergebrachtes angeerbtes Vorrecht des Adels „von Gottes Gnaden" ehrenhalber nicht aufgeben wollten; denn was hätte der „Bürger" und „Bauer" gesagt, den sonst so mächtigen Herrscher eines seiner Gerechtsame beraubt zu sehen? Wer anders hält in einem frei sich entwickelnden Staatsleben an solchen Rechten des Standes, als der, dem Mangel persönlicher Kenntnisse und Verdienste verbietet, ohne den Stand, in welchem er geboren wurde, eine Stellung im öffentlichen Leben zu erwerben? Diese Zähigkeit des Selbsterhaltungstriebes, diese Einpökelung überlebter Verhältnisse ist ein Hemmniß der gesammten Fortentwickelung, gleich schädlich leiblicher wie geistiger Wohlfahrt und führt unmittelbar zur Gährung, zur gewaltsamen Staatsumwälzung, komme sie nun von der im Grunde sitzenden Hefe, oder von dem obenschwimmenden Abschaum der Gesellschaft! Kostet es denn so viel Ueberwindung, barbarischer Gewohnheiten und Rechte sich zu entäußern, sind wir Standesberechtigte denn Feinde des Geistes, daß wir ihn und seine Bildung unterdrücken wollten, wo sie auftauchten? In dieses Licht, denke ich, wird keiner von uns sich stellen! Gewähren wir also — und wäre es nur zum eigenen Vortheil — das Recht der Geistesentwickelung! Erziehen, bilden wir das Volk, lassen wir es theilhaftig werden der Vorzüge, die

man ihm vorenthält! Ich fordere ja keine utopische „Philantropie“; nur die geringste Einsicht des persönlichsten sächlichsten Gewinnes. Wird nicht die Arbeitskraft, mit Nachdenken und Selbstbewußtsein gepaart, doppelt ergiebig werden, doppelt dem Arbeitnehmer, doppelt dem Arbeitgeber lohnen?

Wo seit dem ersten Gedenken des menschlichen Geschlechtes dieses Anrecht an Bildung einem Theile des Volkes für kürzere oder längere Zeit entzogen wurde, hat sich das Verbrechen geistiger Kerkerschaft, sittlichen Mordes bitter gerächt! Wozu denn lernen und lehren wir die Geschichte, wenn so wenig Vortheil die vorschreitende Menschheit daraus zu ziehen verstand? Ist es denn nothwendig, daß jedes Jahrhundert und Menschenalter, jeder Staat, jedes Volk, jeder Herrscher und Meister von Neuem „erfinden“ und erfahren müsse, was vor ihm schon Millionen erfahren? Ist es denn so schwer zu fassen, was doch so sonnenklar am Himmel leuchtet? Haben wir nicht all die bösen Folgen uns selbst zuzuschreiben, die aus unserer Zähigkeit erwuchsen?

Rechnen wir nicht auf die in gegenseitigem Haß einst entbrannte Wuth kadmäischer Männer! Nirgends fast ging der Antrieb von dem Grundbesitzer aus, die Lage seiner Untergebenen zu bessern, durch Gesetze festzustellen! Ist denn so wünschenswerth, diese Vergünstigungen von einem Despoten sich abtrotzen oder von einem Volksaufruhr sich abzwingen zu lassen, was wir zu rechter Zeit großmüthig und aus freien Stücken hätten schenken können? O wie schlecht verstehen wir uns auf den Vortheil, wie nachtheilig rechnen wir für unsern Beutel und stempeln uns zur Schandtafel, was unsere Ehrentafel sein sollte!

Da kommen denn Menschen her, die von unsern Verhältnissen keine Ahnung haben, nach hergebrachten Schablonen uns Gesetze zuschneiden, und statt eines lebenden Körpers ein widerwärtiges Mosaik der widersprechendsten Farben und Töne hervor-

bringen. Nun heißt es, mit einer Handwendung einholen, was der gezwungene Schlaf, was der Alp von Jahrhunderten versäumte. Nun werden die zum Thiere herabgewürdigten Menschen aus ihren Käfigen gerissen, — Freiheit zu genießen, nun wird das Geringe, was an Bildung und Fortschritt mühsam sich Leben und Odem erkämpft hatte, der giftigen Wuth entfesselter blinder Rachegeister preisgegeben und geopfert! Und das heißt Philantropie, Humanität, das heißt Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit!

Nur auf wenigen der englischen Antillen haben nach Bekanntmachung der „Emancipationsbill" keine Unruhen stattgefunden, mehrere, wie Trinidad und St. Christoph mußten in Kriegszustand erklärt werden. Aufstände wurden mit militairischer Hülfe gedämpft, und führten den unglücklichen zu Mißverständnissen verleiteten Negern mehr Peitschenhiebe zu, als die strengste Sklaverei jemals zuerkannt hatte, denn der Neger sollte „frei" sein, ob er nun wollte und konnte, oder nicht. Jamaika kann trotz der bestersonnenen Ausflüchte klügelnder Abolitionisten sich nicht erholen.

Nur Barbados und Antigua verhielten sich ruhig in der allgemeinen Verwirrung. Was haben nicht Schölchen und Arnold Ruge für reiche Ausbeute an Beweisstücken für ihre schwarz-rothe Republik aus diesen Inseln geschöpft?

Ist es nicht wunderbar, daß diese zwei Inseln aus dem allgemeinen Chaos der Unruhen sich fast einzig unerschüttert erhoben? Während die Freunde der — Sklavereivertilgung um jeden Preis — in diesen Ausnahmeinseln Bestätigung ihrer Grundsätze und Anschauungen im Allgemeinen suchten, sollte doch von den Ausnahmefolgen auf Ausnahmeursachen zurückgeschlossen werden, die allerdings in Vollkommenheit sich nachweisen lassen. In einem Lande, schreibt Schölcher, ohne alle Polizei, ohne Rundwachen, ohne Sittlichkeit, ohne Gottesverehrung, ohne Erziehung — wie Antigua — hört man weder von Raub, noch von Mord, und in

fünfzig Jahren sind Todtesstrafen nur in politischen Angelegenheiten vollzogen werden. Das beweist nichts für Schölcher, denn er übersieht die Noth, den Zwang der Verhältnisse.

Beide Inseln, Antigua und Barbados, sind bekanntlich so gut und besser bebaut, als irgend der blühendste Fleck Mitteleuropa's; nicht Belgien kann ihnen in der Landwirthschaft, nicht Elba und Malta an Masse der Bevölkerung den Rang ablaufen.

Als der von der englischen Regierung festgestellte Uebergangszustand aus der Sklaverei zur Freiheit eintreten sollte, entsagten die antiguanischen Grundbesitzer aus freien Stücken der Anwendung eines unbrauchbaren Gesetzes. Sie gaben den Sklaven sofort persönliche Freiheit, kündigten ihnen an, sie könnten gehen und sich anderweitig Arbeit, Dach und Fach suchen; denn alles Land gehörte den Weißen, alles Land bis in die entlegensten unfruchtbarsten Schlupfwinkel hatte seine Besitzer und war thatsächlich bebaut. Wo sollte der freigelassene Neger hin, der weder Garten noch Obdach besaß, und über keine Mittel gebot, die Insel zu verlassen, um anderweitig Verdienst und Auskommen zu suchen? — Die Neger erboten sich sofort zur Arbeit, forderten jedoch Preise, welche den Pflanzern zu hoch erschienen. Diese warteten ruhig ab und wiederholten ihre erste Weisung, bis die Schwarzen, von Noth getrieben, zu vernünftigen Bedingungen einlenkend, die Arbeiten gegen mäßigen Lohn wieder aufnahmen. Der Neger fühlte sich als eigener freiverdungener Arbeiter wohler als bisher und auch der Pflanzer war vom Tausche befriedigt, da ihm im Durchschnitt der Lohn weniger fleißiger Knechte geringere Kosten verursachte, als die Ernährung zahlloser großer, träger, Sklavenfamilien. Nicht viel anders sah es es auf Barbados aus, das als Hauptquartier der englischen Streitkräfte einen besonders sichern Anhalt der weißen, übrigens starken Bevölkerung bot. Die Engländer zur Anwendung militairischer Kräfte jederzeit bereit, hatten in den dreißiger Jahren die Abschlachtung von 500, ja 1000 Negern ausgeführt. Das

Warnebeispiel war nicht vergessen. Rohheit in Behandlung der Sklaven hatte Rohheit in ihre Befreiung, und diese — Rohheit des Verständnisses hervorgerufen.

Wer bedachte das wahre Wort: „Ein Sklave, der Banden entledigt, welche den Körper gehemmt, wird sich der schlimmste Tyrann." Rohheit in Unterdrückung von Aufständen, die nicht böswilliger Frevel, sondern falschgeleiteter, mißverstandener Freiheitstrieb verschuldeten, gesellten sich zu anderen Rohheiten. Während Antigua und Barbados bald in's rechte Geleis geführt, von dem nur augenblicklichen Schwindel sich erholten, schlug das Unheil auf den andern englischen Besitzungen Westindiens, namentlich auf Jamaika, immer tiefere Wunden ([127])! Hier, wo namentlich in den Gebirgen noch so viel herrenloses, oder doch unbebautes Land von bedeutender Fruchtbarkeit sich darbot, zogen es die Schwarzen vor, der im Sklavendienste verhaßt gewordenen Zwangsarbeit entflohen, auf ihr eigenes Glück zu säen und zu ernten. Jetzt machten sich die Früchte der draconischen Gesetzgebung Englands geltend. Weder gute Worte noch hohe Löhne vermochten den Neger zur Wiederaufnahme der Arbeit zu bewegen, denn den natürlichen Widerwillen gegen mühsame Beschäftigung mehrte der Haß gegen die weißen Herren! Die als Uebergangsfrist bestimmte Lehrzeit wurde genau beobachtet. Die Pflanzer mit Gesetzen beschenkt, an deren Zustandekommen sie keinen Theil hatten, thaten alles Mögliche, sie zu umgehen, mit umsomehr vermeintlichem Rechtsbewußtsein, als sie das Unpraktische derselben fühlten, ohne doch gegen die leidige „Theorie" ankämpfen zu können. Während dem Pflanzer dünkte, es gewähre die Vorschule schon zu viele Freiheit, murrte der Neger, als freier Mann noch wie ein Sklave arbeiten zu müssen. Was Wunder, daß hier wie in Demerari während des Octobers 1835 und auf andern Antillencolonien der Engländer aufständische Neger das Leben der Pflanzer bedrohten, Pflanzungen in Brand steckten und die weißen Peiniger

mordeten. Mehrere Versuche gegen die Städte Savana la mar, Belvedere und andere Ortschaften wurden unternommen, Feuer angelegt, und wo nicht Aufruhr, so doch stiller Widerstand gepredigt, gegen den die Behörden hülflos zu sein schienen. Obgleich nur 45 wöchentliche Arbeitsstunden gesetzlich verlangt wurden — und früher hatte man ihre Zahl unbeschränkt und meist erbarmungslos übertrieben —, so wollte doch weder Eifer noch Fleiß sich zeigen; denn der Zwang hörte nicht auf, der die Arbeit verhaßt machte.

Leute, die in der Knechtschaft aufwuchsen, werden durch ein Gesetz nicht freie Männer. Ihnen geht das Verständniß, die Würdigung ab! Wollte man bei liebevoller Handhabung milder Gesetze, durch Volksunterricht im Laufe von mindestens zwei Jahrzehnten die geistige Fessel lösen, so stünde auch der Befreiung von leiblichem Joche kein Hinderniß im Wege.

Warum sollte nicht ein Verfahren, das mit gutem Erfolge in nördlichen Ländern zur Abschaffung der Leibeigenschaft angewandt worden ist, in südlichen zur Hebung der Sklaverei mutatio mutandis gehandhabt werden?

Es wäre nicht ganz unpassend, beispielsweise die Geschichte dieser Verhältnisse in meiner Heimat hier in Kürze einzuschalten. Sie zeigen stetigen Fortschritt und eiserne Folgerichtigkeit der Entwickelung. Den ersten Anstoß zur Verbesserung der bäuerlichen Verhältnisse gab der livländische Gutsbesitzer Carl Friedrich Freiherr Schoultz von Ascheraden, der als Erbherr auf Ascheraden und Römershof seinen leibeigenen Bauern aus freier Veranlassung im Jahre 1774 eine Verfassung gab, die erweitert als Urbild der 1804 auf Antrieb des damaligen Landmarschalls Friedrich von Sivers für ganz Livland eingeführten Bauerverordnung gelten darf. Wem anders, als der zu Anfang des 17. Jahrhunderts in Frankreich leuchtenden Aufklärung sollten wir den Fortschritt im fernen Osten Europa's verdanken? Der mit dieser Bauerverordnung beginnende Zeitabschnitt könnte als Lehrzeit, als Ueber-

16*

gangsschule zur Freiheit gelten; Schulen im ganzen Lande bei allen Gutsgemeinden vorgeschrieben und zumeist in's Leben gerufen, dienten vorbereitend der künftigen Freiheit. Nachdem man diesen Einrichtungen volle Zeit gegeben hatte, sich wirksam zu erweisen, beschloß der Adel Livlands durch die 1819 erlassene neue Bauernverfassung die Fessel der Leibeigenschaft zu lösen, die ohne gefährliche „Umwälzungen" thatsächlich zu einer Zeit in's Leben trat, als noch mehrere deutsche Länder das gewohnte Joch tragen mußten. Nur ein Mal ist die vernünftige Fortentwickelung durch traurige Unruhen unterbrochen worden, als um das Jahr 1840 die Bauern von Geheimboten aufgewiegelt, das Verlangen nach Massenauswanderung zum warmen Lande mit den Waffen in der Hand geltend zu machen suchten, bis die schleichende Pest entlarvt, an dem Pranger gebrandmarkt, der Aufstand mit Gewalt niedergedrückt worden war. Diese Unruhen wiederholten sich in der zweiten Hälfte der vierziger Jahre durch verlarvte Aufwiegelung, welche unter allerhand Vorspiegelungen und Versprechungen irdischer Güter die lettischen und esthnischen Bauern der griechischen Kirche zuführen sollten. Während in diesen Umtrieben die Absicht vermuthet wurde, den Adel mit den Bauern zu entzweien, und die Macht des ersteren zu schwächen, andererseits in jenen Bewegungen nicht ganz mit Unrecht östliche Vorboten der europäischen Revolution von 1848 gesehen werden konnten, so machte der Adel durch Staatsklugheit jene Bestrebungen unschädlich, indem er 1849 den Bauern das Recht des Grundbesitzes gewährend, eine Bauer-Rentenbank gründete, welche dem Käufer ermöglichte, mit 15 % Baarauszahlung Erbherr seines Grundstückes zu werden, ein Recht, das von falschem Eigennutz vielfach angefochten, den Ruhm des livländischen Landtages und das Andenken eines Baron Hamilcar Fölkersahm für spätere Zeiten festbegründet.

Um nun mit gleichem Erfolge auch den cubanischen Neger in Besitz der Freiheit zu stellen, müßte vor Allem dahin gear-

beitet werden, ihn durch Antheil am Ertrage des Bodens für Bearbeitung desselben zu gewinnen. Man übergebe sodann den Negern gesonderte Grundstücke, für deren Nutzung sie gewisse, durch ein Gesetz genau zu regelnde Arbeitsleistungen dem Grundherrn zu verrichten haben, Arbeiten, die nicht nach Tagen, sondern nach ihrer Art, Menge und Güte veranschlagt werden. Diese Uebergangsfrist wird den Neger reifen und befähigen, die persönliche Freiheit als ein letztes Geschenk zu empfangen, zu deren Vollbesitz kaum mehr als der Name fehlen wird. Gleichzeitig oder bald darauf müßte die Zwangsarbeit durch Geldpacht abgelöst und später der Pächter durch Ankauf seines Grundstückes zum Landbesitzer erhoben werden. Giebt man dagegen den Namen, indem man die Sache vorenthält, so kann und wird ohne Ausnahme Mißvergnügen entstehen, das die schlimmsten Uebel im Gefolge führt. Man strebe dahin, die Menge des kleinen Grundbesitzes — mit Feststellung eines lebensfähigen kleinsten Theilstückes — ansehnlich zu erweitern; denn neben dem Besitze einer Familie, neben einem satten Magen ist es hauptsächlich der Grundbesitz, welcher dem Lande Ruhe und dem Leben denjenigen Ernst verleiht, der zur gesunden, naturgemäßen, wohlüberlegten Fortentwickelung des Bestehenden wirksam, dem starren Festhalten alles Hergebrachten und dem leichtfertigen Ergreifen alles Neuen gleich feindlich entgegentritt. —

Mich dünkt, das angedeutete Verfahren in seinem endlichen Erfolge ebenso gewiß als schwierig. Die Trägheit und Unlust des Negers zum Erwerbe, die Leichtigkeit, seine nöthigsten Bedürfnisse anzuschaffen, sind kein Hinderniß; wir haben sie in Livland bei Esthen und Letten als eine der Hauptschwierigkeiten während ganzer Jahrzehnten bekämpft und doch endlich den Sieg davon getragen. Lust an der Arbeit tritt erst mit dem Bedürfniß nach Geld, erst mit dem Wunsche nach Wohlleben, dieser Wunsch erst nach Aneignung einer gewissen Bildung zu Tage, die wir als

frühesten und Hauptthebel nicht aus den Augen lassen dürfen. Die cubanische Gesetzgebung hätte sich zuförderst mit dem Unterrichte der Sklavenkinder zu beschäftigen, und eine schwere Buße dem zu verheißen, der ein solches Kind von der Schule zurückhält. Welches Alter der Kinder und welche Dauer des Unterrichts am geeignetsten wären, dafür geben die zahlreichen Schulen für freie Neger in der Habana den sichersten Ausweis.

Mögen die Pflanzer nicht vergessen, wie tief sie in der Schuld gegen den Schwarzen stecken; daß nicht diese, sondern die Grundbesitzer und Sklaveneigener den Zustand erzeugten, auf den man mit Bedauern herabsieht([128]). — Das Beispiel Haïti's endlich lehrt nicht nur was wir zu vermeiden haben, es läßt uns auch mit vieler Sicherheit die Grundsätze dessen ermitteln, das uns Nutzen und Gedeihen bringen muß. Nachdem der Pariser Revolutionsconvent am 4. Februar 1794 die Abschaffung der Sklaverei in allen Colonien beschlossen hatte, verkündete Southanax im Einvernehmen mit jenen, dem französischen Mutterlande getreuen Pflanzern die Freiheit aller der Neger, welche unter die Fahne des Freistaates sich sammeln wollten. Das Bedrohliche dieses Schrittes wurde durch ein im Mai desselben Jahres erlassenes Ackergesetz gehoben, welches, die Vergesellschaftung der Arbeiter und Arbeitsgeber als Grundsatz feststellend, dem Arbeiter den vierten Theil des Rohertrages als Löhnung zuerkannte. — Die schon unterbrochenen Arbeiten wurden sofort wieder aufgenommen. Wäre diesem Schritte Erziehung der Neger vorangegangen, oder wäre die Befreiung von einer starken bewaffneten Macht beschirmt worden, wohl hätte der spätere Gang der Angelegenheiten sich zu Gunsten der Gesittung und Bildung gestalten können, statt daß die unglückliche Insel seit dem Tage der Unabhängigkeit von den Weißen in den Schooß der Barbarei zu ewigem Rückschritt „aus eigenen Mitteln“ verdammt scheint. —

Jede Cuba bevorstehende Aenderung der althergebrachten Ver-

fassung fände in den alle Zeit mitsprechenden Geld- und Handelsverhältnissen der Insel die kräftigste Stütze. — Die schon 1845 in Umlauf begriffenen 5 Mill. Piaster in Silber und 17 Mill. P. in Gold, welche seitdem ansehnlich vermehrt scheinen, geben an baarer Münze 39 Thlr. Pr. auf jeden Einwohner, oder 55 Thlr. 21 Sgr. auf jeden Freien, ein überaus günstiges Verhältniß, da das so weit entwickelte England an Geld, Silber und Papier zusammengenommen nicht mehr als 23 Thlr. 9 Sgr. Pr. auf jede Person in Umlauf erhält. —

Gehen wir auf den Landbau und dessen verschiedene Zweige zurück, so finden wir den aus Persien nach Frankreich im Jahre 1583 durch Bauwolh und durch Van Hoorn aus Mokka nach Holland eingeführten Kaffee erst in späterer Zeit nach Cuba übergesiedelt. Seit Jahren wurde im Jardin des Plantes zu Paris jenes persische Gewächs mit Aufmerksamkeit gezogen und vermehrt. Ein gewisser Desclieux, Schiffsfähnrich im Dienste Ludwig XIV., hatte ein Bäumchen mit Sorgfalt und Aufopferung seines spärlich zugemessenen Trinkwassers, das er, während der langwierigen Ueberfahrt, zum Begießen der Pflanze aufsparte, glücklich über den Ocean nach Martinique gebracht, und gab mit diesem einen Gewächse den reichen Pflanzungen der Antillen ihren Ursprung. Im Jahre 1728 von den Engländern nach Jamaica versetzt, wurde der erste Kaffee 1748 von dem Franzosen Joseph Gelabert aus Portorico nach Cuba gebracht, gewann jedoch erst durch die aus Haïti dorthin flüchtenden Franzosen gegen Ende des vorigen Jahrhunderts ausgedehnteren Anbau. Die Kaffeepflanze, welche vom Januar bis in den März hinein blüht, und wie die meisten tropischen Gewächse gleichzeitig Blüten und reife Früchte trägt, gedeiht am besten auf trockenem Boden an Bergabhängen, leidet aber von der an solchen Standorten oft zu flachgeschichteten Ackererde, durch welche, selbst in den Tiefländern, manchmal die Felsen des Untergrundes zu Tage treten. Der

Kaffee, zwar zu den immergrünen Gewächsen gehörig, verliert, wenn anhaltende Dürre zur Regenzeit eintritt, Blätter und Früchte, und ist bei geringster Kälte dem Untergange geweiht. — Er zählt, wenn auch nicht zu den durchaus unentbehrlichen Genußmitteln, so doch zu den weitestverbreiteten, da der Saft seiner Bohne von hundert Millionen Menschen genossen wird. Der Kaffee gehört zu den Cinchonaceen, einer fast durchaus tropischen Pflanzenfamilie, deren mehrere Angehörige dem Menschen durch ihre Eigenschaften dienstbar wurden. Dem Kaffee verwandt sind Cinchona lancifolia M. und Cinchona Condaminea Humb. und Bonpl., welche in den Anden heimisch uns mit dem bekannten Fiebermittel der Chinarinde versehen. Verwandt dem Kaffee ist ferner die Cephaleïs Ipecaccuanha Willd, deren Wurzel in unsern Apotheken zu den unentbehrlichsten Mitteln gezählt wird; beide Arzneimittel werden namentlich in den fieberreichen Tiefländern und Küstenstrecken des heißen Amerika's mit Vorliebe und großem Nutzen verwandt. Die Gattung des Kaffee findet sich durch Amerika, Afrika und Asien verbreitet, tritt in Peru mit der von Rouiz u. Pavon entdeckten C. racemosa, in Mozambique, Zanzibar und auf Mauritius mit den Arten C. Mozambicana, C. Zanquebariae, C. Mauritana und in Nepal als C. benyhalensis auf, von denen jedoch nur die Species der Anden ein dem europäischen Gaumen mundendes Gebräu liefert. Der Kaffeebaum, welcher eine Höhe von 40 Fuß erreichen soll, wird der leichteren Ernte wegen unter dem Messer gehalten und darf eine Höhe von 15 Fuß nicht überschreiten, wird aber zweckmäßig nur sechs Fuß hoch gezogen. Der Stamm hält sich gerade, die Aeste streichen fast horizontal hin und sinken wohl auch in späterem Alter abwärts. Die trichterförmige, vier- bis fünfspaltige Blumenkrone ist von weißer Farbe und sitzt in dichten Büscheln hart auf den Aesten an. Kleinere Vögel, namentlich Colibris, nisten im Laube. Eines dieser Nester, das ich mitbrachte, ist im Innern von

Saatseide der Asclepias Curassavica gebildet, von umkleidenden grünlich weißen Flechtengewächsen und Lebermosen zusammengehalten, und wird von künstlich gesponnenen Seidenfädchen auf einem 1⅓''' dicken, leicht emporsteigenden Zweige festgehalten. — Als Trägerin so zierlichen Thierlebens erscheint der Kaffeebaum zur Blütezeit im vollendetsten Reiz, wenn die duftigen, dichtgestellten, apfelblütigen Blumenbüsche auf dem dunkeln, glänzenden Laube prangen und das Bild einer üppig blühenden Myrthe nachzuahmen scheinen.

Wie der Tabak hatte auch der Kaffee seine Verfolgungen und zwar im Mutterlande zu erdulden, wo er 1511, 1525 und 1534 durch fanatische Koranfreunde als berauschendes Getränk ausgeschrien, mit Bann und Interdikt belegt wurde. Wie kurze Dauer jene Anfeindungen hatten, geht aus dem Umstande hervor, daß schon 1630 zu Cairo über tausend Kaffeehäuser eröffnet waren. Die ältesten Nachrichten über dieses asiatisch-afrikanische Getränk verdankt Europa dem Augsburgischen Arzte Rauwolf, welcher 1573 auf seiner Reise in Aleppo den Baum beschrieb und über seinen Nutzen berichtete ([129]); zum Gegenstand des Handels scheint die Bohne jedoch in unserem Welttheile durch die Venetianer etwa um 1615 geworden zu sein, brach sich jedoch nur langsam weitere Bahn. Der Kaffee fand 1652 in England, 1660 in Frankreich, 1680 etwa in Deutschland Eingang und wird gegenwärtig nach F. W. Johnston in Europa auf einen Verbrauch von 225 bis 230 Millionen Pfund, im Ganzen aber auf ein Gewicht des gesammten Erzeugnisses aller Länder von 600 Millionen Pfund bestimmt, wovon Deutschland allein 900,000 bis eine Million Centner, ⅛ des Gesammtprodukts, etwa 2½ bis 3 Pfund auf den Kopf im Jahre verbraucht ([130]).

Steht nun auch der cubanische Kaffeebau an Menge des Erzeugnisses hinter dem der meisten andern Länder zurück ([131]), so nimmt er doch auf Cuba einen wichtigen Stand ein, bedeckt fast halb so viel Land als der Zucker, dreimal so viel als der Tabak,

und vertritt ein landwirthschaftliches Grundgeld von 108,225,000 Piaster, die sich nicht übersehen lassen. —

Ueber die Chemie des Kaffees haben Rochleder in Prag, Schrader und Payen am ausführlichsten geschrieben. Letzterer fand in der Bohne

Wasser	12	%
Gummi und Zucker.	15½	=
Kleber	13	=
Cafeïn	¾	%
Fett und flüchtiges Oel . . .	13	=
Gerbsäure.	5	=
Holzfaser	34	=
Asche	6¾	=

Aus dieser Stoffzerlegung geht am klarsten der Frevel hervor, den man durch heftiges oder offenes Rösten begeht. Gummi, Zucker, Kleber, Cafeïn, Fett und Oel gehen mehr oder weniger verloren und blähen im Schwinden die Bohne stärker auf. Hinreichend gerösteter Kaffee darf nur an 30 % an Masse zunehmen, wogegen kastanien- und schwarzbraun geröster um 50% aufschwillt. Das in Amerika an so vielen Orten beobachtete Verfahren, die Bohne auf einer offenen Bratpfanne zu rösten, ist durchaus falsch, weil alle edlen flüchtigen Stoffe sich gänzlich entfernen. — Wer guten Kaffee trinken will, thut am besten, ihn warm zu mahlen und unmittelbar aus der Kaffeemühle in's Wasser zu bringen, oder auf den frischgebrannten Kaffee vor dem Erkalten anderen, fertig gemahlenen, abgekühlten aufzuschütten, der die entfliehenden Stoffe auffängt und bewahrt. Ein Zusatz von achtzig Gran kohlensauren Natrons auf jedes Pfund Kaffee verbessert das Getränk ohne Gleichen, und ist die Ursache, daß in Holland zumeist Mineralwasser zur Bereitung dieses Getränkes in Anwendung kommt.

Was nun den Cafeïn oder Theïn anlangt, diesen dem Thee

und Kaffee gemeinsam erfrischenden, ermunternden Stoff, so wechselt er im Kaffee zwischen ¾ und 1 %, und sollen bei den feinsten Gattungen 3 bis 4 % angetroffen werden. Da nun aus diesem Stoff die ganze Annehmlichkeit der gesammte Vorzug des Kaffee- und Theegenusses entspringt, so müssen wir auch bedacht sein, ihn zweckdienlich zu behandeln. Dieser selbe Stoff ist aber nicht nur im Kaffee und Thee vorhanden, sondern veranlaßte auch den Genuß des Maté- oder Paraguaythees, der dem chinesischen entfernt im Geschmacke ähnelt, und im Guarana einem brasilianischen, der Chokolade ähnlichen Getrank. — Wie wohlthätig muß die erfrischende, leicht berauschende Wirkung des Theïn sein, daß es bei Völkern von einander weit abgelegener Welttheile zum Genuß äußerlich so verschiedener Gewächse und Gewächstheile antrieb. Auch die Cacaobohne enthält im Theobromin ein verwandt wirkendes Bestandtheil, das, mit dem Theïn verglichen, folgendermaßen zusammengesetzt ist:

	Theïn.	Theobromin.
Kohlenstoff	49,80	46,43
Wasserstoff	5,08	4,20
Stickstoff	28 83	35,85
Sauerstoff	16,29	13,52
	100,00	100,00

Die Eigenschaft des Theïn oder Cafeïn, den Verlust an Körpergewicht des Menschen, der ihn genoß, zu mindern, also gewissermaßen, wenn auch auf Umwegen, zu sättigen, erhebt den Kaffee aus der Reihe der Luxusgegenstände zu denen der Nahrung, und macht ihn dem Armen, dessen Gemüth er gleichzeitig erheitert, zu einem willkommenen Getränk. Freilich darf man in den Abkochungen von gebranntem Roggen, Gerste, Möhren, Runkelrüben, Cichorien u. s. w. keinen Cafeïn suchen! Die Erheiterungsfähigkeit des Theïns bleibt bei einem Genuß von vier

Gran — die in einem Loth Thee oder zwei Loth Kaffee vorhanden sind — durchaus wohlthätig, steigert sich aber bei stärkerem Verbrauch zu den Wirkungen eines Weinrausches, und giebt sich durch rascheren Pulsschlag, durch Herzklopfen, nervöses Zittern des Körpers, durch einen stets regen Drang zur Harnröhre, durch Blutandrang zum Gehirn zu erkennen, steigert die Thätigkeit der Einbildungskraft und trübt den Blick; das Auge schaut Wunder — und der Zustand endet bei Uebertreibung mit Unwohlsein, das dem eines Katzenjammers nicht unähnlich sieht. — Aerztlich wird Kaffee von den Alleopathen gegen Stein- und Gichtbeschwerden mit Erfolg angewandt, und nimmt in der Homöotherapie einen angesehenen Platz ein.

Die Ertragsfähigkeit des Kaffees ist, wie die unserer Gartengewächse von Boden und Luftverhältnissen, von der Pflege und allerlei vorübergehenden Einwirkungen abhängig, und es kann eine Kaffeepflanzung, welche im letzten Jahre 10,000 Centner Ertrag von bester Beschaffenheit lieferte, bei der folgenden Ernte vielleicht nur 3000 Centner Ausbeute von niederem Range abwerfen. Mir scheint bei der Größe des Gewächses die in Cuba gebräuchliche Pflanzenweite von sechs Fuß, der 36 □-Fuß auf jede Pflanze zu wenig, es sei denn, daß der Baum in einer Höhe von vier bis sechs Fuß gehalten werde. In Costarica rechnet man 640 □-Fuß auf jedes Bäumchen.

Die Caballeria Land (=13 Hektaren, 42 Aren=$52_{,47}$ preußischen Morgen = $36_{,113}$ livländische Lofstellen = $12_{,22}$ russischen Dessätinas) giebt einen Ertrag von 500 bis 800 Arroben (etwa 12,000 bis 20,000 Pfund) Kaffee. Im Ostdepartement Cuba's soll der Durchschnittertrag auf 40,000 Pfd. von der Caballeria gerechnet werden, und stellt sich die Ernte jedes Baumes auf etwa ein bis drei Pfund gereinigter trockener Bohnen. Was das Gesammterzeugniß anlangt, so wurden 1849 1,470,754 Arroben gewonnen ([132]).

Ein anschauliches Bild der Kaffeeernte giebt Moritz Rugen-

das in der malerischen Reise in Brasilien ([133]). Das Abpflücken der rothen Beeren, deren jede zwei Bohnen enthält, ist umständlich, da sie wegen der ungleichen Reife zu verschiedenen Zeiten mit Sorgfalt ausgelesen werden müssen. Frauen finden an dem süß-säuerlichen, die Bohnen einschließendem Fleische Geschmack.

Ist die Ernte vollzogen, so werden die Beeren, mit Hülfe einer Klopfvorrichtung, ihrer äußeren Hülle beraubt, dann einer zwölf- bis sechszehnstündigen Weiche unterworfen, welche die innere zähe Haut mürbt. Ist das schleimige Fleisch durch Schütteln und Waschen im fließendem Wasser entfernt worden, so werden die Bohnen auf einer Tenne binnen zehn bis zwanzig Tagen lufttrocken gemacht, sind aber gegen Regen bestens zu schützen. Ist die innere zähe Haut durch Dörren mürbe geworden, so wird der Kaffee einer Quetschung unterworfen, welche die Bohnen aus ihrer Hülse befreit. Nun aber folgt die mühsame Arbeit der Reinigung und Ausscheidungen in Gattungen, von denen aus einer mittleren Ernte drei bis vier in den Handel kommen, und deren letzte, die von der Maschine gedrückten, oder sonst schadhaften Früchte enthält. —

Wir sind nicht im Stande, eine geregelte Landwirthschaft ohne Fruchtfolge, ohne Viehzucht und Düngung uns zu denken, und doch beruht die Erzeugung der gesammten Colonialwaaren auf ein Verfahren, von dem Viehzucht und Wechselwirthschaft ausgeschlossen bleibt und den meisten Orten bis zum heutigen Tage Düngung ein unbekanntes Wort ist.

Wie sollte auch Dünger in einem Lande gewonnen werden, indem ein milder Himmel allen Schutz vor Frost, Wind und Regen dem Vieh entbehrlich macht, wo die theuren Stallbauten, wo Düngerstätte unbekannte Namen sind? Die ursprüngliche, durch lange Jahre unerschöpflich wirkende Bodenkraft schien aller Sorge für neue Kräftigung des angebauten Landes zu überheben. Was sollte der Pflanzer mit Pflege eines mühelos und kostenfrei

gedeihenden Viehstandes sich belästigen? — Man erstaunte, Bodengattungen, welche in Europa nach zwei oder drei Ernten erschöpft neuer Kräftigung bedurften, unter diesem gesegneten Himmelsstriche Jahr aus Jahr ein durch Jahrzehnte die üppigsten Erträge abwerfen zu sehen, und glaubte solches einer unbekannten eigenthümlichen Bodenkraft zuschreiben zu müssen, während doch — worauf vielleicht noch nicht hingewiesen worden ist — die warmfeuchte Luftbeschaffenheit des tropischen Amerika's auf natürlichstem Wege rascher, als eine kühle nordische oder heißdürre Athmosphäre, die von der Pflanze verzehrten Bodenstoffe durch Aufschließung vorhandener Minerale und Zersetzung pflanzlicher Ueberbleibsel ([134]) und Abfälle düngt und verjüngt; zumal die den Polen benachbarten oder doch näher gelegenen Länder mehrere Monate des Jahres, in Frost gebunden, ohne alle Gährung todt danieder liegen. Wo unter dem heißen Erdgürtel Feuchtigkeit mangelt, so z. B. in den regenlosen Theilen der Sahara und Peru's, bleibt der Boden unfruchtbar, wie auf Spitzbergen. Wo es an Regen mangelt, vermögen Jahrtausende keine fruchttragende Erdart zu erschaffen.

Wo Gestaltung der Küsten, oder Stellung der Gebirge zu den herrschenden Winden die gesammte Luftfeuchtigkeit auf gewisse Strecken vereinigt, wie auf den Ländergebieten zwischen dem atlantischen Ocean und den Anden, müssen nothwendig die jenseit der Berge liegenden Provinzen, die Küstenstriche Amerika's am stillen Ocean, sei es beständig oder zeitweilig, an Dürre leiden. —

Die Bewohner Cuba's theilen sich — da eine Vereinigung des Landbaues überflüssig oder unthunlich erscheint — in die verschiedenen landwirthschaftlichen Erwerbzweige und schließen Thierzucht von Bodenbau, Bodenbau von der Thierzucht aus.

Bereits 1578 hatten auf Cuba Landschenkungen der spanischen Krone begonnen, wobei es jedem Beschenkten überlassen blieb, Land nach Gutdünken zu wählen. Erst viel später schritt

man zur Vermessung der Hatos und Haciendas (Viehzüchtereien) der Corrales (Kleinviel-Wirthschaften), der Caballerias (Stutereien) und Peonerias (Landbauergüter), welche ursprüngliche Benennungen mit der Zeit manche Aenderung der benannten Einrichtung erlitten haben. In all diesen Wirthschaften herrscht ein dem Europäischen fremdes Wesen, ebenso in den Potreros, welche noch ausgedehnter als die Hatos von Hecken oder Steinmauern umzäunt, zahllose Viehheerden beherbergen; sie werden meist auf ausgenutzten, der Ruhe übergebenen Pflanzungen angelegt, welche ferneren Anbau nicht lohnen und den sprechendsten Beweis für die Nothwendigkeit von Bodendüngung liefern. Hier finden die für Pflanzerarbeit unbrauchbar gewordene Thiere erträgliche Weide und werden für die Schlachtbank vorbereitet; ein nicht unwesentlicher Erwerbzweig, wenn man bedenkt, daß in der Habana auf jeden Weißen ein Bedarf an frischem Fleische von jährlich 148 Pfund gezählt wird, während in London 141, in Paris nur 86 Pfund berechnet werden können. Die Habana allein verzehrte 1845 gegen 43,090 Stück Hornvieh, 44,769 Schweine, 11,775 Schafe. Daß trotz des starken Verbrauches das Fleisch von geringster Güte ist, liegt an der verkehrten monopolischen Markteinrichtung, welche die Pflege der Schlachtthiere je mehr und mehr niederdrückt. Dazu kommt die anerkannte Schwierigkeit, im tropischen Klima brauchbares Fleisch zu gewinnen, da hier die Frist, welche wir im Norden zum Aushängen verwenden, hinreicht, einen hohen Grad von Fäulniß zu erzeugen; des Morgens geschlachtetes Fleisch kann bis 6 Uhr Abends schon riechend geworden sein, wodurch der kurze Augenblick der Genießbarkeit zwischen zwei so nahen Extremen schwer zu treffen ist.

Cuba lange Zeit nur als erster Absteigeort für die aus Spanien ankommenden Europäer, als Stapelplatz für europäische Waare, als Weidekoppel für das bevorzugte Mexico angesehen, sollte erst nach Jahrhunderte langem Harren segensreichen Landbaues

sich erfreuen. Zu dem schätzte der Spanier den Boden mehr als Fundort kostbarer Metalle, und ließ die edelsten Kräfte, welche leichter zu wecken und auszunutzen gewesen wären, als Gold- und Silberwerke, unbeachtet liegen, eine Vernachlässigung, für welche das Mutterland durch seinen heutigen Zustand hart bestraft wird. Nur die Liebe zum Boden schafft Glück und Ruhe der Nation. Ein Volk, das weder Land besitzt, noch anbaut, wandert entweder in Nomaden- und Räuberhorden auf öden Weidegebieten umher, oder leidet politisch unstät an inneren Zerwürfnissen, und kann erst durch Jahrhunderte lange bittere Erfahrungen genöthigt, zur Quelle des Wohles und der Zufriedenheit zum Ackerbau emporsteigen. Wenn auch die Entwickelung des Fabrikwesens eine fernere Vervollkommnung kundgiebt, so kann diese Stufe ohne Gefahr, nur mit Unterstützung des Ackerbaues, erstiegen werden; denn wo ein Volk sein ganzes Glück auf Fabriken und Handel setzt, muß bei steigender Ungleichheit des Vermögens mit zunehmenden Reichthum Einzelner, die Verarmung einer größeren Menge eintreten, und es wird eine neue Bevölkerungsclasse, das Proletariat, nicht nur eine besitzlose, aus der Hand in den Mund lebende Volksmenge geschaffen, sondern eine von Arbeitmangel belastete, in Hunger gedrückte, von Sorgen, Mißmuth, Unzufriedenheit, Argwohn, bösen Gelüsten aller Art gepeinigte Rotte von Ohnehosen und Habenichtsen, die von dem Einzelnen zurückrückfordert, was falschgeleitete Staatsentwickelung ihnen genommen ([135]).

Ein gesicherter Staatsverband ist ohne blühenden weitest entfalteten und allseits gepflegten Landbau und ohne Landbesitz der Menge undenkbar. Eben darum sehen wir in Staaten, wo der Grundbesitz durch endlose Theilung der Besitzlosigkeit nahe kommt, den alten Uebelstand des Nomaden- und Freibeuterlebens wiederkehren ([136]).

Der Zucker.

Wie der Ritter sein Wappen sich auf das Schild malen ließ, an dem der Gegner ihn erkannte, wie der Handwerker in gewissen Städten Wahrzeichen suchte und fand, welche dem Gedächtniß zur Hülfe kommen sollten, wie jeder Staat seine Flagge, jedes Handlungsgeschäft, jeder Mensch seinen Namen hat, so könnten Tabak und Zucker als die Firma von Cuba angesehen werden, mit denen es weithin über die ganze Erde bekannt ist, trotz seiner 2000 □-Meilen bekannter in Europa und Asien, als Rußland mit seinen 400,000 □-Meilen in Mittel- und Südamerika.

Daß in den mittelamerikanischen Freistaaten Niemand, und Wenige auf Cuba von Rußland gehört haben, ist nicht zu verwundern, da rigaische Leinsaat unter den Tropen nicht ausgesäet werden kann, odessascher Weizen und petersburger Juchten auch nicht Gegenstand des Verlangens jenseit des gran charco sind. Unter »el norte« wird Nordamerika und Europa gemeinsam verstanden, von welchem letzteren Spanien, England, Frankreich, Deutschland gekannt sind; denn zwischen diesen Ländern und Cuba besteht die regeste Beziehung.

In der Reihe der Einfuhren auf Cuba gehen voran die

Vereinigten Staaten mit 10,882,335 Piastern, es
folgen Spanien . . . . . . = 6,788,058 =

England	mit	6,389,936	Piastern
Spanisch Amerika . .	„	2,563,279	„
Deutschland	„	1,940,535	„
Frankreich	„	1,986,761	„

für die übrigen Staaten erreicht die Einfuhr nicht ein Mal eine Million. Die ansehnlichsten Ausfuhren richten sich in die

Vereinigten Staaten	mit	8,880,040	Piastern, nach
England	„	7,240,880	„
Spanien	„	3,508,273	„
Deutschland	„	3,018,496	„
Frankreich	„	1,706,768	„

Rußland aber steht bei den Einfuhren mit 0, bei den Ausfuhren mit nur 462,962 Piastern eingetragen.

In der Reihe der cubanischen Bodenerzeugnisse nimmt der Zucker im Rohertrage von derselben Fläche die dritte Stelle ein, hat durch die starke Nachfrage auf ziemlicher Höhe sich halten können, selbst seit der Rübenzucker Europa's und dessen Schutzzölle ansehnlichen Abbruch thaten, wird aber gewiß — mit Abschaffung der Sklaverei mehr und mehr verringert — seinem glücklicheren, wenn auch ursprünglich ärmeren Nebenbuhler Raum geben müssen.

An Rübenzucker, dessen die Zuckerrunkelrübe zehn bis zwölf und mehr unter hundert Theilen enthält([137]), erzeugten

	1841—1842.		Pfd.	**1853—1854.**		Pfd.
Frankreich	in 339	Fabriken	60,587,248	in 333	Fabriken	145,094,310
Belgien	„ —	„	—	„ 40	„	5,715,760
Zollverein	„ 141	„	24,336,000	„ 237	„	134,125,200
Oesterreich				„ 171	„	26,400,000
Rußland	„ 158	„	6,000,000	„ 360	„	33,000,000
Polen	„ —	„	—	„ 42	„	6,600,000
Irland	„ —	„	—	„ 2	„	770,000
			90,923,248			351,705,270

Es war also die Rübenzuckerbereitung in zwölf Jahren auf das Vierfache des Erzeugnisses gestiegen. Seitdem hat sich der Anbau ansehnlich vermehrt und muß nach und nach dem Rohrzucker in Europa den Rang ablaufen, wenn nicht die beständig erhöhten Steuern wie in Deutschland den Rübenbau wieder einschränken. Der Verbrauch an raffinirtem Zucker wird für den deutschen Zollverein (mit 5½ Pfd. auf den Kopf) allein mit 1,650,000 Centner veranschlagt([138]). — Rußland, das 1826 bis 1830 jährlich für 696,411 Piaster, von 1831 bis 1835 in jedem Jahre durchschnittlich für 867,994 Piaster (im Jahre 1832 sogar für 1,072,459 Piaster) Zucker aus Cuba ausgeführte hatte, bezog von diesem Stoff zwischen 1836 und 1840 nur noch für 730,060 P., und von 1846 bis 1847 für die Hälfte dieses Werthes, was einzig der im Lande rasch sich entwickelnden Rübenzuckerbereitung zugeschrieben werden darf. Die Unzahl der Bereitungsanstalten in Mittel- und Südrußland, Polen, Mittel- und Süddeutschland, Mähren, Ungarn thun das Ihrige zur Beseitigung des Rohrzuckers. Nur für warmfeuchte Tropengegenden scheint der Rübenzucker als Einfuhrstoff nicht geeignet und wird seinen Nebenbuhler von dort wenigstens nicht verdrängen, in dem er weniger als dieser den Einflüssen der Luftfeuchtigkeit zu widerstehen vermag und einer Aussaugung oder Verdunstung erliegt.

Wie in den andern Zweigen des Landbaues hatte auch in der Zuckererzeugung Cuba mit seinen Nachbarinseln nicht gleichen Schritt halten können — obgleich die Anlage der ersten Rohrpflanzung auf das Jahr 1589 zurückgeführt wird —, bis die große Revolution der schwarzen Bevölkerung auf Haïti diese Insel vom französischen Mutterlande unabhängig gemacht und dem Verderben preisgegeben hatte.

Französische Flüchtlinge verpflanzten ihr Vermögen, ihre Erfahrungen und Kenntnisse nach Cuba, bauten Kaffee und Zucker und legten den Keim zur gegenwärtigen Blüte dieser Königin der

Antillen. Der Trieb, neue Zuckerpflanzungen und Siedereien anzulegen, regte sich um so lebhafter, als die Preise dieser Colonialwaare durch die Zerstörung der Plantagen Haïti's auf dem europäischen Markte eine fabelhafte Höhe erreicht hatten, und die spanische Regierung, den Vortheil im rechten Augenblicke wahrnehmend, die Zölle ermäßigte und anderweitige Erleichterungen den Ansiedlern bewilligte.

Der östlich von der Habana gelegene Landstrich, von zahlreichen Hügelketten durchzogen, bietet einen vielfach zerklüfteten dürren Kalkboden, der, mit Waldungen bedeckt, zu keinerlei Anbau sich eignen wollte, weil das Wasser in Felsspalten und Grotten durchsickernd, tiefere Gegenden sucht. Zwischen diesen Hügelzügen und der schroffabfallenden sandigen, mit Dorngesträuch überwucherten Küste zieht sich ein rollendes Land hin, welches aus den höhern Felsklüften bewässert, auf dem mit rothem Lehm stark gemengten Boden zahlreiche Kaffee- und Zuckerpflanzungen beherbergt. Lösen die Regengüsse der nassen Jahreszeit die Wege in einen weichen bodenlosen Brei auf, so dörren die trockenen Monate September bis Februar die Straßen zu einer harten, oft staubigen, mit fußtiefen Geleisen durchschnittenen Tenne. — Tabaks- und Baumwollenpflanzungen (139), jedoch von geringerem Umfange, bringen einige Mannigfaltigkeit in die schilfbewachsenen, Sümpfen nicht unähnlichen Flächen der Zuckerfelder.

Unter den Erzeugnissen des gesammten heißen Erdgürtels ist der Rohrzucker eines der angesehensten und wird auf einen Gesammtertrag von 4115 Millionen Pfund veranschlagt. Sein Anbau ist für Cuba Lebensfrage.

Wie zahlreiche andere jetzt in Amerika eingebürgerte Nutzpflanzen aus Asien stammend (140), war der Zucker vor mehr als 2000 Jahren in der alten Welt schon im Gebrauch. Die Chinesen verstanden schon damals ihn zu raffiniren, da er als Krystall erwähnt wird. Aus Indien, wo er heimisch war, kam er zur Zeit

des Theophrostes als „indisches Salz“ zuerst nach Europa. Plinius der Jüngere (welcher zur Zeit des Tiberius im Jahre 23 vor Christo geboren wurde) beschreibt den kandirten Zucker; sein Zeitgenosse Lucanus ([141]) singt von ihm in der Pharsalia, wo es heißt: »quique bibunt tenera dulces ab arundine succos«; eine zutreffende Charakteristik, wenn man die auf den Straßen warmer Länder herumkauernden, liegenden und gehenden Männer, Weiber und Kinder am Rohre kauen und saugen gesehen. — Die später in Indien angesiedelten Portugiesen kauften von den Eingeborenen den in Geheimniß gehüllten Stoff, welchen sie wegen der Süßigkeit für eine Art Honig hielten. Die fromme Welt machte den Zucker zum Manna der Wüste, der Aberglaube stempelte ihn zum Erzeugniß hindustanischer Zauberei, bis endlich die Chemie den Pflanzenstoff erkennend, ihn für einen Gummiausfluß erklärte, ohne zu beachten, was Marco Paolo schon 1272 über seine Zubereitung ermittel hatte. Von den Sarazenen im neunten Jahrhundert aus dem fernen Osten nach Aegypten, auf die Insel des ägäischen Meeres, nach Süditalien und Spanien verpflanzt, wo es mit 20° Sonnenwärme noch gedeiht, gelangte das Zuckerrohr durch Kaufleute auf die canarischen Inseln und wurde im Jahre 1497 von Christobal Columbus auf seiner dritten Entdeckungsfahrt nach Haïti übergesiedelt, von wo es sich über die gesammten warmen Ländergebiete Amerika's ausbreitete. Von dieser älteren Caña Criolla leicht zu unterscheiden, ist die von Cook und Förster auf ihrer Reise entdeckte Caña de Otaheiti, welche das alte schwächere, saftärmere längst verdrängt hat. Bougainville brachte es von Otaheiti nach Ile de France, von wo es nach Cayenne und 1792 nach Martinique, Haïti, die kleinen Antillen und Cuba verpflanzt wurde. Die von demselben Flächenraum um ⅓ größere Ausbeute gab überall den Ausschlag, wenn auch der Saft des alten Rohres gehaltreicher war, als der des neuen.

Die Zuckerpflanze, eine Schwester der zonisch weiterverbreiteten Sarghoarten ([142]), eine der nützlichsten Pflanzengruppen, den Gramineen (Gräsern) zugehörig, ist mit dem Mais, Reis, Weizen, Roggen, Gerste, Hafer, mit dem Bambusrohr, dem gewöhnlichen nordischen Schilfe (Arundo Phragmites L.) der Glyceria fluitans R Br., der Mutter unseres Manna, unseren Wiesen und Weidegräsern Alopecurus, Phleum, Panicum, Lolium, Poa, Dactylus, Festuca, Holcus nahe verwandt und erwarb eine um so größere Wichtigkeit für den Weltmarkt, als es Völker giebt, denen der Zucker das Salz ersetzt. Allein nach Europa wird 1,000,000,000 Pfund jährlich, oder ¼ der gesammten Zuckerernten eingeführt. —

Zwar gedeiht das Zuckerrohr auch in Spanien und Italien bei einer durchschnittlichen Sonnenwärme von 17 bis 20° R., erreicht aber entschieden erst zwischen 23 und 25° R. seine höchste Entwickelungsfähigkeit. Daß er kühlere Luftverhältnisse nicht scheut, beweist der Umstand, daß er im Königreiche Nepaul am Südhange des Himalaya auf 4500′ über dem Meeresspiegel, in Mexico sogar bis 6000′ oceanischer Höhe angebaut wird.

Wenn unter den 500 Millionen-Verehrern des chinesischen Thees Rußland mit 63 Millionen obenan steht, so muß es im Verbrauch des Zuckers um so weiter zurückstehen.

	Im Jahre kommt auf die Person:		
In Rußland	1½	Pfd.	Zucker.
„ der Türkei, Griechenland, Oesterreich, Italien	2	„	„
„ der Schweiz.	3½	„	„
im deutschen Zollverein	6	„	„
in Belgien	7	„	„
„ Frankreich	8	„	„
„ den Niederlanden und Dänemark	10	„	„
„ Ostindien	12	„	„

	Im Jahre kommt auf die Person:
In Nordamerika (wo Humboldt 1826 nur $3^3/_5$ Pfd. rechnen durfte)	20 Pfd. Zucker.
„ Großbritannien (wo Humboldt 1826 nur $19^3/_5$ Pfd. angab)	28 „ „
„ Westindien (wo er $48^4/_5$ Pfd. veranschlagt)	50 „ „
„ Venezuela	180 „ „

während Andere auf den Kopf und Tag ein ganzes Pfund ausrechnen wollen. Dem sei, wie ihm wolle, eine Unmöglichkeit scheint in der Annahme zu liegen ([143]). Wie kostbar zum Theil in Amerika der Zuckergenuß werden kann, ist daraus abzunehmen, daß der Zucker, der mit weniger Ausnahme erst in Europa raffinirt wird, also in diesem Zustande der Verfeinerung erst über Europa nach Amerika zurückkehrt, wo er theuer genug bezahlt werden muß. Dagegen erfreut sich der gemeine Mann am braunen ungereinigten Zucker eines billigen Süßmittels. Die Arrobe (25 Pfd. spanisch) wurde in Nicaragua zu meiner Zeit mit drei bis vier Realen (50 bis 60 Kop. S. oder 20 Sgr.) bezahlt, ein Preis, der dort für Rindfleisch galt, da eine ganze Kuh höchstens 6 Piaster (8 Rub. oder 11 Thlr. 6 Sgr.) kostete, wogegen die Arrobe Kaffee mit $1^3/_4$ Piaster (5 Rub. 98 Kop. S. oder 6 Thlr. 16 Sgr.) bezahlt wird. Bei verhältnißmäßig so niedrigen Zuckerpreisen kann freilich der gemeine Mann in Mittelamerika mehr davon verzehren als in Europa.

Der Verbrauch an frischem Zuckerrohr ist dem rohrbauenden Theile Amerika's übergroß. Der magerste Neger mästet sich während der Ernte an diesem Safte, den er nicht ohne Anstrengung kauend und saugend gewinnt. Berge aufgethürmten Rohres verschwinden spurlos in kürzester Frist auf den Märkten der Südstädte.

Abgesehen von den durch Bodenbeschaffenheit, Düngung und Feuchtigkeit der Luft bedingten Abweichungen enthält das

reife Zuckerrohr unter 100 Theilen, außer 18 bis 22 Theilen Zucker, 10 Theile Holzfasern, 1 Theil Salz und 71 Theile Wasser sammt Kleber, die bei dem Raffiniren des Zuckers ausgeschieden werden.

Wenn eine Zuckerpflanzung auf den französischen Antillen, auf Barbadoes und Antigua nur fünf bis zehn Jahre mit Hülfe europäischen Düngers erhalten werden kann, während sie auf Cuba, Portorico und Trinidad 25 bis 75 Jahr ungedüngt, wenn auch bei nur ⅓ des Ertrages, aushält, so muß Cuba jedenfalls eine dem Zucker mehr zusprechende Bodenkraft zuerkannt werden, welche, durch angemessene Düngung erhöht, die reichsten Ernten abwerfen könnte.

Die allgemein übliche Vermehrung geschieht während der Regenzeit in den Monaten Juni bis September aus Augenschnittlingen, welche in der Entfernung von zwei Fuß gelegt und mit Erde bedeckt werden. Diese Arbeit ist nächst der Ernte die schwerste: der Boden wird mittels der Hacke oder des Pfluges gelockert, von 1½ Fuß tiefen Gräben geradlinig durchfurcht, wobei aus dem Stegereif ersonnene Lieder ertönen. Auf den französischen Antillen wird mit bestem Erfolg durch Trommelwirbel zur Arbeit angefeuert. Diese Anpflanzung hält auf den kleinen Antillen nur drei, auf besserem Boden höchstens acht Ernten aus und muß dann wiederholt werden, weil die Schößlinge zu treiben aufhören.

Ist das Rohr hoch emporgewachsen, so muß bei den ersten Anzeichen der Blütezeit (wie bei unsern nordischen Kleefeldern und Wiesen) der erste Schnitt (caña de planta), im zweiten Erntejahre der andere Schnitt (soca de planta) genommen werden. Die späteren Ernten bezeichnet man mit dem Namen caña vieja (altes Rohr). Mit dem zweiten Schnitte beginnt die volle Ergiebigkeit der Pflanzung, deren Ernte im höchsten Fall wie 1830 von der Caballeria auf 6861 und 7072 Arroben, oder 171,525 bis 176,800 Pfd. spanisch sich beläuft([144]).

Wie das Nützliche nicht immer mit dem Schönen Hand in Hand geht, so auch hier; den prachtvollsten Anblick gewährt ein Zuckerfeld erst wenn es den größten Saftreichthum verloren, wenn aus den schwarzgrünen oder rothgelben hohen Schaften, die ein goldfarbenes Blättermeer umrauscht und umwogt, wie fahnenumflattert silbergraue Schafte mit Blütenbüscheln sich erheben, die an Farbe unsern Seringen ähneln. Wenn dieses das letzte Zeichen zur Ernte ist, so sollte es ja nicht als das beste angesehen werden. Die Ernte muß an Zuckergehalt reicher ausfallen, wenn sie im Februar und März bewerkstelligt wird, als wenn man sie auf den April und Mai hinausschiebt. Die Höhe der Pflanze bedingt ebenso wenig, wie bei den Kleearten die Nährkraft und den Zuckergehalt des Rohres. Der Ertrag der Pflanzungen müßte um ein Ansehnlicheres sich heben, würde der rechte Zeitpunkt eingehalten, dem nur die althergebrachte Gewohnheit, das Erbe der Väter, entgegensteht.

Im Ganzen pflegt man die spätere Erntefrist einzuhalten. Der Majoral, so heißt der Oberaufseher, hält ein wachsames Auge auf der Pflanzung, die geringste Unvorsichtigkeit mit Feuer vernichtet im Laufe einer Stunde üppige Ernten. Die dürren flatternden schmalen Blätter ergreifen die Flamme, pflanzen sie, selbst bei stillem Wetter, mit Blitzeseile fort. An Hemmung oder Rettung ist nicht zu denken! Die ganze Jahreseinnahme ist dahin und kommt höchstens als Mineraldüngung der nächstjährigen Ernte zu gute (145).

Ist gleich die Zuckerernte eine der schwersten Arbeiten, so giebt es doch keine, die mit gleicher Lust vollzogen wird! Diese schwerste Arbeit ist dem Sklaven ein Fest — wie die als Brautschau benutzte Düngerfuhre bei den esthnischen und lettischen Bauern Livlands — weil bei keiner andern Verrichtung, wie bei dieser, die ganze Bevölkerung der Pflanzung auf einem Punkte sich vereinigt. Alt und Jung, Mann und Weib, Kind und Greis legen mit Hand an!

Die Ernte beginnt gleichzeitig von allen Seiten in zügellosester Heiterkeit unter Rufen und Singen und Jubeln. Das Rohr wird niedergehauen, in Bündel gebunden und zur Zuckermühle getragen und gefahren.

Der Herr, wenn er auch sonst in der Stadt zu wohnen pflegt, erscheint zu dieser Zeit selbst auf der Pflanzung und bei der Arbeit. Der strenge Majoral ist minder gefürchtet, denn bei der Milde des Pflanzers kann jeder Schuldige Zuflucht suchen.

Ich habe die Poesie der Zuckerrohrernte in einem Gedichte abzuspiegeln gesucht, das von der Kritik irrthümlich für die Uebersetzung eines Negerliedes gehalten und auch an einigen Orten abgedruckt worden ist, was mir dafür bürgt, daß ich in Ton und Stimmung doch nicht ganz abgeirrt bin. Mögen die Verse hier eine Stelle finden.

El Ingenio.

Cubanisches Negerlied.

Die Sonne braunt in goldenem Strahl
Des Zuckerrohrs labenden Saft;
Wir heimsen es im grünen Thal,
Die schwarze Brüderschaft.

Das Eisen erblinket in kräftiger Faust
Zu festlicher singender Lust.
Hei! wie das Schilf daniedersaust
In wildem Blätterwust!

Und Maulthier und Karren ächzen im Lauf,
Die Mühle seufzet im Wind,
Wir tragen Speis' ihr froh zu Hauf'
Mit Mann und Weib und Kind.

Der Herr der Pflanzung schreitet daher
Und lobet die Kraft und den Fleiß;
So schürt den Eifer nur noch mehr
Der mildgesinnte Greis.

Wie stürmt die Arbeit in Saus und Braus
Bei jubelndem, festlichem Klang,
Auch drinnen aus dem Brauerhaus
Tönt kräftiger Gesang.

An duftigen Kesseln von Dampf umhüllt
Behüten wir sorgsam den Brand.
Bis sich der letzte Bottich füllt,
Sind emsig wir zur Hand.

Die Sonn erlosch, es erhob sich die Nacht
Und legte die Hast in Bann;
Nur einer noch am Feuer wacht,
Der Euch dies Lied ersann.

Die Ernte wird häufig aus dem Grunde an verschiedenen Seiten begonnen, damit die in den Pflanzungen hausenden schädlichen Thiere, wie Schlangen und Ratten, nicht entfliehen können, sondern zur Mitte gescheucht, in immer engere Grenzen zusammengedrängt würden. Hat dieses einzige noch mit Rohr bestandene Stück ein gewisses kleinstes Maß erreicht, so wird unter allgemeinem Jubel der Sklaven von verschiedenen Seiten Feuer angelegt, das mit dem Rohr Schaaren von Ratten und Schlangen vertilgt, und gleichzeitig die hochgeschichteten, den Boden der Pflanzung deckenden schilfigen Blätter in raschdüngende Asche verwandelt.

Der Tabak.

Was einem Spaziergänger durch die Straßen der Habana am meisten auffällt, ist die zahllose Menge Fabriken und Läden für Cigarren. Wie lebhaft die Verfertigung dieses Handels-Gegenstandes hier betrieben werden mag, läßt sich annäherungsweise daraus abnehmen, daß neben der bedeutenden Ausfuhr, mäßig gerechnet, im Jahre 1825 Millionen (d. h. 228,125 Suronen Tabak), durchschnittlich fünf, sage fünf Millionen Cigarren auf Cuba täglich verraucht werden. Dieses giebt 2000 Stück auf jeden Einwohner, im Jahre eine bescheidene Annahme; denn das Rauchen ist, wie Centralamerika's Republiken, durch alle Stände, Farben, Geschlechter und Alterstufen, durch alle Tages- und Nachtzeiten so verbreitet, daß der Säugling an der Mutterbrust vielleicht als die einzige, unbetheiligte Person ausgenommen bleibt! Es giebt Leute, welche täglich vierzig Tabacos rauchen, wie nach dem Vorgange der Ureinwohner der Habanese noch heute seine Cigarre nennt. Der Centralamerikaner bezeichnet die Cigarre mit dem Namen Puro (von reinem Tabak) im Gegensatz zur Strohcigaretto, welche der habanesischen Papiercigarre entspricht. Letztere leidet, da sie nicht wie bei uns geklebt, sondern nur umwickelt ist, an Papierüberfluß, der den Geschmack verleidet. Silva, Ugues, Upmann, Cabañas, dos Amigos, Hernanos,

Cabargos, die wir als Cigarrennamen kennen, sind die Handlungsnamen der bedeutendsten habanesischen Fabriken, deren weit über hundert gezählt werden. Ich ging in die der Hijos de Cabañas (Söhne von Cabanjas), um mich zu versorgen. Die schwarzen Arbeiter saßen je vier an kleinen Tischen in einigen Zimmern zu ebener Erde. Die in der Fabrik lagernden Vorräthe sind gering, da die Arbeit auf feste Bestellung keine Anhäufung des Fabrikates zuläßt. Jeder Steamer, fast jedes Segelschiff, entführt eine Anzahl jener kolossalen, massiven, mit Eisenblechecken beschlagenen Mahagonikisten, deren jede viele Tausende der duftigen Habana enthält.

An Güte allen andern Gattungen voran, stehen die Vegueros (von Vega, die Ebene, Veguero, der sie anbaut, der Anbauer, Bauer), die in Europa sogenannten Naturales oder Pflanzercigarren. Sie werden aus den vollkommensten Blättern der Pflanzung, ohne besondere Einlage oder Puppe aus einem Stück, ursprünglich nur als Geschenk für den Plantagenbesitzer, oder dessen Kunden in der Stadt von den schwarzen Sklavinnen auf dem bloßen Schenkel gesponnen, und empfangen dadurch eine gewisse »saveur«, die kein europäischer Beiguß nachzuahmen vermöchte. Die Arbeit mit den vom Morgenthau benetzten Blättern kann unter Umständen so reinlich und anziehend gedacht werden, als die Manipulationen eines sauberen Koches in der Teokalis des Feinschmeckers, oder die Verwandlungen einer reizenden Frau aus den Hüllen des Federbettes in die Mousselinwolke für den Ballsaal. Ich sage unter Umständen! denn Mancherlei gehört dazu! — Seit einiger Zeit traten auf vieles Nachfragen die Vegueros in den Handel, konnten aber in größerer Menge nicht mehr von der nämlichen Güte erzeugt werden, und fanden wegen ihrer krummen Gestalt und ungeschickten Länge wenige Liebhaber. Gegenwärtig werden unter demselben Namen auch Cigarren von gewöhnlicher Größe und Gestalt verkauft. Die ächten Vegueros aber messen sieben Zoll Länge und treten — zu zwei oder vier

Päckchen von je 25 Stück mit Bast umwickelt in eine Palmenblütenscheide gehüllt — in den Handel. Die Verfertigerinnen dieser Pflanzercigarren sind meist, und das darf zum Troste der Raucher nicht verhehlt werden, alte schon runzelige Negerinnen. »Diane chasseresse et les lionnes du temps de la constitution de l'an 8 étaient dans le costume le plus favorable à la confection de ces cigares«, meint ein französischer Autor. Seitdem hat sich der Schleier nordischer Keuschheit über die entblößten Kniee der Pariserinnen gesenkt und auch die Cigarren verloren ihren aromatischen Ursprung, wie heut zu Tage in der Habana die Tabacos auf Brettchen von Mahagoniholz gerollt werden, eine Handhabung, die in allen Fabriken der Welt gangbar ward. — Auf die Vegueros folgen der Güte nach die Regalia del Duque, welche wie jene aus den besten Blättern der Vuelta de abajo, die für die Trägerin des ersten Tabaks der Welt gelten darf, gedreht werden. Die Zubereitung, bei welcher die Blattrippchen ausgezogen werden, fällt wie die aller übrigen Cigarrenarten den männlichen Sklaven anheim. Die Regalia Communes sind gleich den vorigen nur mit den Rippen gesponnen. Die Panatelas werden von milderem Tabak und weniger gereiften Blättern, meist zum Gebrauch für Frauen und Schwachbrüstige gearbeitet. Unter den einfachen Gattungen, welche man von allen möglichen Blättern der Insel dreht, zeichnen sich die Trabucos durch kurze dicke Gestalt aus; mit demselben Namen bezeichnet der Spanier ein großes Pistol, wohl auch das mittelalterliche Wurfgeschütz. — Die Preise der Cigarren sind verschieden wie ihre Güte, und ich sah deren von 8 bis 100, ja 200 Piastern (10 Rub. 64 Kop. bis 266 Rub. = 11 Thlr. 8 Sgr. bis 291½ Thlr.) das Tausend. Doch scheint dieses letztere Extrem nur für Nachfrage und Rauchkünstler erfunden zu sein, da in der Regel 80 Piaster (= 106 Rub. 40 Kop. = 111 Thlr. 19 Sgr.) als das Aeußerste gilt.

Ueber den Ursprung und das Vaterland des Tabaks hat

man häufig gestritten und war über die Zeit seiner ersten Einfuhr nach Europa im Zweifel; doch ist dieses Dunkel leicht aufzuhellen. Daß der Tabak in China und Amerika gleich ursprünglich sei, wäre nicht unmöglich, da die von beiden Gegenden herkommenden sichtlich von einander abweichen, ohne jedoch geschlechtlich sich zu unterscheiden. Nach Versuchen geschickter Kunstgärtner zeugen die verschiedenen Arten mit einander halbschlächtig und fruchtbar ([146]). Die Nicotiana waren zur Zeit der Entdeckung Amerika's in Europa noch unbekannt und mit Verwunderung hatten Columbus' Begleiter eine eigenthümliche Sitte der Indianer wahrgenommen. Diese Wilden rollten getrocknetes Kraut in ein Blatt derselben Pflanze, steckten das eine Ende des Wulstes in den Mund, zündeten das andere an einem Kohlenbrande an, sogen den Rauch ein und bliesen ihn in dichten Wolken wieder von den Lippen. Diese Blätterrollen nannten die Indianer Tabaco ([147]). Schon die Umständlichkeit, mit der zeitgenössische Schriftsteller, wie D. Bartolomeo de las Casas und D. Gonzalo Hernandez de Oviedo y Valdez ([148]) den Hergang erzählen, zeugt für die Fremdartigkeit und Neuheit desselben. Aber nicht nur die Cigarre, auch die europäische Pfeife hat ihren Ursprung von Cuba genommen, wo sie gegenwärtig nur noch bei deutschen Ansiedlern gefunden wird. Die Kaziken oder angesehene Personen, so erzählt Oviedo, bedienen sich zum Rauchen eines vier bis fünf Zoll langen kleinfingerdicken Rohres (Cahoba), dessen eines Ende in zwei getrennte Mündungen, welche in die Nasenlöcher gesetzt werden, gabelartig ausläuft, dessen anderes Ende den Rauch über einem angezündeten Tabakshäufchen auffängt. Nach zwei-, drei- und mehrmaligem Einathmen verfallen die Raucher bewußtlos und betäubt in tiefen Schlaf. Sobald der Kazike auf die Erde sich ausgestreckt hat, tragen ihn seine Frauen, deren er mehre besitzt, aufs Lager, oder lassen ihn bis zum Erwachen liegen, falls er keinen ausdrücklichen Befehl hinterließ. Erinnert dieser Gebrauch

des Tabaks nicht an das Rauchen des Opiums bei den Chinesen? Die Spanier, besonders die Kranken oder Bedürftigen, wenn sie ihre Leiden vergessen wollten, pflegten die Indianer im Gebrauche des Tabaks nachzuahmen; bald sahen wir dieses Kraut als Heilmittel in die Droguerien Amerika's und Europa's eingeführt, und um 1586 lagerten vorschriftsmäßig 2000 Pfund desselben in der Apotheke zu Panama. Bei den Ureinwohnern Cuba's wurde der Tabak mit Sorgfalt angebaut und ihm nicht nur der Ursprung irdischer Freude zugeschrieben, denn auch religiöse Bestimmung ließ sich ahnen bei einer Handlung, die wie das Rauchen als »cosa santa« bezeichnet wurde. Wie der Kaffee aus Aethiopien in den Jardin des plantes von Paris und von dort auf die Antillen verpflanzt wurde, welche ihn zu einer ihrer Hauptanbaupflanzen erhoben; so ist auch der Tabak durch europäische Vermittlung in alle Welt ausgewandert. Wie Europa einen seiner verfeinertsten Aufwandgegenstände, der bei einem großen Theil seiner Bewohner frivole Lebensfrage geworden ist, dem kindlich-einfachen nackten Sohne der Wildniß verdankt, indem es die heiligen Dinge des fremden Volkes zu seinem Spielzeuge umschuf, so trug es den neuen Luxus weiter fort an den Herd entfernter Nationen, von denen die einen und die andern ihn mehr oder minder leidenschaftlich bei sich aufnahmen, um ihm zum Theil wenigstens aufs Neue eine Art Cultus zu weihen. Der Hottentotte raucht seinen Blättertabak aus der Höhlung eines Knochens, der Perser, der Türke, der Indier athmet ihn aus duftigem Tschibuk, oder schlürft den gekühlten Dampf aus seinem wasserbrodelnden Kalljn Nargheli oder Hucka. Wie die amerikanische Kartoffel auf der Tafel der Reichen und der Aermsten nicht fehlt, so fand auch der Tabak in Hütten und Palästen gleich freundliche Aufnahme. Es giebt keine Zone, es giebt kein Dorf, wo nicht geraucht würde. Ob der Indianer des nördlichen Nordamerika's den Tabak erst durch die Engländer, Franzosen und

Spanier kennen lernte, oder ob der Gebrauch der Friedenspfeife Calumet aus voreuropäischer Zeit sich herschreibt, mag ich nicht entscheiden. — Walter Raleigh, welcher das Rauchen in England einführte, traf den Tabak, so scheint es, bei den virginischen Ureinwohnern um die Mitte des 16. Jahrhunderts eingebürgert, mußte aber in London sein neues Vergnügen unversehens mit einem kalten Sturzbad büßen, denn der Diener, welcher den in Knasterwolken jovial gehüllten Herrn auf dem Stuhle sitzen fand, eilte flugs mit Wasserkübeln herbei, den vermeintlichen Brand zu löschen. — Cortez fand das Schnupfen und Rauchen bei den Mexikanern im Gange und lernte hier zuerst den Gebrauch der Cigarrenspitze, welche aus einem Silber- oder Schilfrohre bestand. Der heutige Neger auf Domingo raucht nicht nur Cigarren, sondern auch eine Pfeife, deren von einem marklosen Aste rohgeschnittenes Rohr an das altcubanische Muster einigermaßen erinnert; den Tabak füllt er in einen kleinen, selbstgeformten Thonkopf, der an Größe der Stambulke gleichkommt. Von kindlicher Einfachheit zeugt die Vorrichtung, welcher nach Dr. Royles Erzählung die armen Eingebornen Indiens sich bedienen. Sie drücken mit dem Finger in den thonigen Boden der Erde eine Höhlung, setzen dieses, den Pfeifenkopf vorstellende Loch mittels eines seitwärts auslaufenden unterirdischen Zuges mit der Oberfläche in Verbindung, und saugen, auf den Schoß der Muttererde zur Ruhe gelegt, aus ihrem Busen den berauschenden Duft des Tabaks. Kostbarer und luxuriöser sind die Wasservasen und geschmeidigen langen Röhren der Araber, Perser und Kaukasier, wie die Bernsteinmundstücke der Türken, welche darauf bedacht waren, jenen der Pestansteckung feindlichen Harzstein in einem Lande in Gebrauch zu bringen, wo nicht nur die Gastfreundschaft des Privatmannes, sondern auch der Gebrauch in Gasthäusern die Pfeifen mehr zum Gemeingut machte. Rußland nahm vom Morgenland den Gebrauch des Tschibuks mit der Bernsteinspitze an, und in Moskau

ist es üblich, daß ein Besucher der Kaffee- und Rauchstuben seine eigene Bernsteinspitze mit sich führt, die er dem dargebotenen Pfeifenrohre aufsetzt. — Nicht allein der Rauch des Tabaks sollte den Menschen ergötzen, mit dem pulverisirten Blatte füllt sich die Nase des Schnupfers, der Seemann und Bruder Jonathan kauen ([149]) und speien ihn, der Chemiker bereitet Gift aus demselben Kraute, und — Jeder glaubt seine Rechnung dabei zu finden.

Man hat, wie ich schon oben bemerkte, dem Orient die Entdeckung des Tabakgebrauches zugeschrieben, allein kein Schriftsteller oder Reisender aus alter Zeit erwähnen des Tabaks, während doch Ruysbrock als Gesandter des Königs Ludwigs IX. von Frankreich 1257 bis Karakorum in der Mongolei, Marco Polo im Jahre 1272, Goyer und Kaiser 1655 von Kanton über Nankin und Joseph Gruber 1667 von Benares über Singan nach Pekin vordrangen und Nachrichten hätten sammeln können. Gegenwärtig zählt China nach Rondots Angabe hundert Millionen Raucher. Es ist gewiß, daß Portugiesen den ersten Tabaksamen 1599 nach China brachten, wo allerdings schon seit längerer Zeit soll geraucht worden sein, aber — wer weiß welches Kraut? Weiß es doch häufig der Europäer nicht, was ihm als Tabak vorgesetzt wird! — Auch Indien und Persien wurden erst um diese Zeit in den Gebrauch der Nicotiana eingeweiht. Der Engländer Sandy erwähnt um das Jahr 1610 ausdrücklich, das die Türken erst vor Kurzem das Rauchen den Briten abgelernt hätten und nur durch das strengste Regierungsverbot von allgemeinem Gebrauch abzuhalten seien.

Den Tabakbau überkamen die Spanier von den Ureinwohnern Cuba's und so war seine Cultur eine der ersten, welche sich auf der Insel ausbreitete.

Als Verbrauch und Werthschätzung in Europa stiegen, bestimmte die Regierung eine jährliche Summe von 200,000 Piastern aus Neuspanien zum Ankauf cubanischer Blätter ([150]). Genaue

Nachrichten über den Ursprung dieses Handelszweiges sind nicht ausfindig zu machen. 1614 ward befohlen, den Ernteüberschuß nach Sevilla zu schicken, und es steht fest, daß 1701 der Contador de cuentos Don Manuel Garcia de Palacios die Sendung übernahm. Bald lockte der hohe Gewinnst, welchen der Tabaksbau abwarf, die Augen des Schatzmeisters auf sich, der einen auch für die Staatseinnahme vortheilhaften Landbauzweig erblühen sah. Auf sein Ansuchen gewährten die Cortes im Jahre 1636 ihre Einwilligung zu einer Abgabe, welche bis 1711 an Privatleute verpachtet blieb. In diesem Jahre wurde die königliche Waarenniederlage errichtet, deren erster Director D. Martin Loinaz durch seine sowohl einträglichen als blutig-grausamen Maßregeln unvergeßlich bleibt. Die Anhöhe von Jesus del Monte bei der Habana ist den Umwohnern unvergeßlich wegen der an unzufriedenen aufsätzigen Tabakbauern ausgeführten Bestrafungen, welche die Nothwendigkeit der Aufhebung freier Gewerbthätigkeit beweisen sollten. Am 17. August 1734 traf ein Kaufmann von Cadix mit der Regierung das Uebereinkommen, jährlich drei Millionen Pfund von Cuba den Fabriken Sevilla's zu liefern. Die Zunahme des Anbaues und das Steigen der Interessen veranlaßten allerlei Verwaltungsmaßregeln. 1744 wurde für die Käufe, Empfänge und Ablieferungen in Sevilla ein Interventor mit 3400 Piastern Gehalt ernannt, ein Reconocedor, ein Escribiente und ein Sobrestante. Die Compania de Habana, welche seit 1740 die Angelegenheit in Händen gehalten, übergab sie 1765 der fünf Jahre vorher errichteten königl. Handelsniederlage, welche besondere Mühe sich gab, den Tabakbau zu vervollkommnen und zu erleichtern. Gewaltsam erschien die Maßregel völliger Ausfuhrhemmung in's Ausland. Zum eigenen Ankauf wurden 400,000 Piaster bestimmt, die nach Verlauf von zehn Jahren auf 500,000 Piaster stiegen. Jetzt wurde die häusliche Zubereitung verboten und Visitatores zum Schutze des Zwangverkaufs an den Hauptthandelsorten ernannt.

Welche Uebel aus dem Verfolg solcher Anordnungen hervorgingen, braucht nicht erst erzählt zu werden, die Zeit lieferte sprechenden Beweis. Die Mißstimmung im Lande wuchs, die Thätigkeit schien gehemmt, der Tabakbau nahm von Jahr zu Jahr ab, und keine Strenge schien ausreichend zur Unterdrückung einreißenden Unterschleifs. In dem Anbau trat völliger Stillstand ein und erst der Erlaß vom 23. Juli 1817 konnte sie wieder in Gang setzen und heben. Nun waren Anbau, Zubereitung, Verkauf und Ausfuhr völlig befreit und die Vorrechte der Gesellschaft aufgehoben. Der königliche Erlaß hatte die Abgabe der Vigesima (des 20.), welcher den Bauern oblag, und die der Zubereitung, welche einen Realen vom Pfund betrug, abgeschafft, setzte aber an Stelle derselben ein sogenanntes tanteo, welches auf 30 Piaster im Jahre herabgesetzt war, die von jedem Fabrikanten bezahlt werden mußten. Als man 1825 im Juni zur Ausführung des Gesetzes schritt, ergaben sich vielfache Schwierigkeiten, die von Neuem den Fortschritt zu hemmen drohten, und die Regierung sah sich genöthigt, ihren Versuch in eine Auflage von 6 % auf die Ausfuhren der Vegas (Tabakspflanzungen) umzuwandeln. Die Auflage auf die Arbeiter wurde durch Abgaben von jährlich 40, 35 oder 30 Piastern von jeder Fabrik ersetzt. Acht Piaster ein für alle Mal sollte die Erlaubniß und vier Piaster die jährliche Gegenzeichnung kosten. Auch dieses Auskunftsmittel ward als unzureichend befunden, denn schon im folgenden Jahre wurden alle Auflagen auf die Zubereitung aufgehoben und verschiedene Erleichterungen wegen der 6% Auflage auf den Anbau getroffen, was den Zustand von nun an erträglicher gestaltete. Die Herabsetzung der Abgaben brachte dem Schatze in den drei Jahren 1828—1830 den besten Gewinn — 55,634 Piaster ([151]).

Auch die Ausfuhrauflagen hatten bisher häufig gewechselt und stiegen vom Augenblicke der Freigebung des Anbaues und der Zubereitung nach königl. Bestimmung vom 1. October 1816 auf

ein Real vom Pfund Blätter oder Rapé und zwei Realen für gedrehten Tabak, Cigarren und Pulver. Im Jahre 1821 betrugen die Zolleinnahmen 30,902 Piaster. 1830 traten Aenderungen ein und der Tabak zahlte je nach der auf dem Zoll veranschlagten Güte 2, 6 und 12% ad valor. und einen Real vom gedrehten Tabak. 1840 stellte sich die Abgabe für den Centner Blätter auf 2¼ bis 6¼ und 12¼ Realen und 4 Realen für das Tausend Cigarren — was etwas weniger als 1 Realen das Pfund ausmacht — und hat sich endlich mit 5 Realen (83 Kop. S.) auf die Surone und auf das Tausend festgesetzt.

Der köstlichste Tabak kommt bekanntlich aus der Vuelta de Abajo ([152]). Ursprünglich nutzte man nur die zur Regenzeit überschwemmten Uferländereien, sah aber bald durch steigende Nachfrage sich genöthigt, den Anbau auch auf weniger üppigen Boden auszudehnen. Die Vegas ([153]) oder Tabakspflanzungen, welche so ziemlich über die ganze Insel sich verbreiten, beschäftigten 1850 über 70,000 Arbeiter und lieferten damals einen Gesammtbetrag von ungefähr 50 Mill. Pfund ([154]), im Werthe von 7 bis 8 Mill. Piaster, was auf einen Arbeiter durchschnittlich 740 Pfund, d. h. mehr als 107 Piaster Bruttoeinnahme ausmacht.

Die Anzahl der auf einer einzelnen Pflanzung angestellten Bauer übersteigt selten 70, welche in sehr günstigen Fällen eine Bruttoeinnahme von 7500 Piaster (170 auf den Kopf) erzielen sollen. An der Gesammterute betheiligte sich die Vuelta de Abajo 1836 mit 90,000 Suronen, 1837 mit 60,000, 1838 mit 75,000, 1839 mit 100,000, 1840 mit 120,000, 1841 mit 130,000, 1842 mit 50,000, 1843 mit 130,000 Suronen ([155]) und hatte 1847 namentlich 16 Mill. Pfund erzeugt, die im Voraus an bestimmte Häuser, an berühmte Fabriken der Habana, welche seit Jahren ihre Abnehmer waren, verkauft wurden. Für neue Kunden ist es hier so unmöglich, als bei der Wittwe Cliquot, auch nur den geringsten Kauf abzuschließen. Aus solchen Gründen

fällt es europäischen Fabrikanten schwer und wird ihnen meist unmöglich, Cigarren zu drehen, welche den besten der Habana an Güte gleichkommen.

In der Habana ist der Cigarrenkäufer durchaus nicht vor Betrug gesichert, denn in der That werden allein in der Stadt Habana 264 Mill. Cigarren von ausländischem Tabak gedreht, dagegen von der ganzen Insel (im Jahre 1854) nur 251,313,000 ächte Cigarren ausgeführt! — Eine gewiß betrübende Nachricht für die Raucherwelt. —

Die Güte der Ernte hängt auf Cuba von dem Eintreffen der nassen und trockenen Jahreszeit ab, da gegen Ende der ersteren der Same gestreut wird, und die Ernte im Monat März mit Ende der trockenen Jahreszeit eingebracht werden muß. In Europa, besonders im nördlichen, sind die Schwierigkeiten, welche dem Anbauer sich hemmend in den Weg legen, vielfache. Geringere Wärme, kurze Dauer des Sommers machen verschiedene Maßregeln nöthig, die der Anbauer des Südens nicht kennt. Während er seine Saat in's freie Feld streut, dürfen wir nur in Mistkasten säen, die in nördlicheren Landstrichen mit Glas bedeckt werden. Das Auspflanzen in der Quincunx ist in allen Zonen das nämliche, nur daß die stärkere Pflanze des warmen Klima's weiteren Raum verlangt. Damit die Hauptblätter zur vollkommensten Ausbildung gelangen, läßt man ihrer nur zehn stehen und bricht alle an den Blattstielen hervorschießenden Sprossen, sowie die Blüthenknospen wiederholentlich ab, was im Deutschen das „Geizen“ und „Köpfen“ genannt wird. Ist der Tabak zur gehörigen Reife gediehen, so werden die Blätter, je nach ihrer Güte, gebrochen und geordnet, dem Welken ausgesetzt und, nachdem der Wind des Trockenraumes den letzten lebenden Saft entzogen, zum Ausgähren in Haufen gethan und bedeckt. Entschlüpft die nordische Ernte den Nachtfrösten glücklich, haben Ungeziefer und Sturmwind keinen Schaden angerichtet, so kann zu heftiges

oder zu lange andauerndes Schwitzen nicht minder als zu flüchtige Fermentation den ganzen Vorrath verderben ([156]). In guten Jahren liefert die cubanische Ernte 1 % der feinsten Extragattung, 8 % injuriada de primera, 12 % secunda, 20 % tercera, 59 % cuarta. In schlechtem Andenken steht bei den cubanischen Pflanzern das gelobte Jahr der Winzer 1811. Die Witterung hatte die ganze sehr reichliche Tabaksernte ungenießbar gemacht.

Die zehn Leguas (38½ Werst=5½ Meilen) von der Havana gegen Morgen entlegene Vuelta de Abajo wird östlich vom Rio Hondo oder Consulacion del Sur, westlich vom Rio Cuyaguateje oder Mantua, im Norden von der Sierra Madre der Insel, und im Süden von dem der Meeresküste gleichlaufenden Gürtel der Palma Barrigona eingeschlossen und mißt 28 Leguas (108½ Werst=17³/₇ Meilen) und 7 Leguas (27 Werst=3⁶/₇ Meilen) in's Geviert. Ländereien wurden mit 1000 und 100 Piaster oder 6 Unzen Gold Regal bezahlt, was für die livländische Looffstelle etwa 44 Rub. 80 Kop. S. ausmachte, während bei uns dieselbe angebaute Landesmenge mit etwa 30 Rub. bezahlt wird.

Außerhalb jenes Landstriches wird das Blatt minder aromatisch, aber von schönerer Farbe, was ihn den Ausländern erwünschter macht. Der Tabak der berühmten Vuelta ist sehr dunkel und vom Spanier vor allen anderen Arten geschätzt. Doch irrt der europäische Raucher, welcher die Stärke und Güte der Cigarre von ihrer Farbe abhängig glaubt: da diese Farbe des Deckblattes unabhängig von der Güte der Füllung ist. Die verschiedenen Farben werden erst nach beendeter Zubereitung zusammengelesen und dann mit den gebräuchlichen Bezeichnungen »colorado«, »colorado claro«, »amarillo« in den Handel gegeben. Von Consolacion bis S. Christobal ist der Tabak sehr gut, aber herbe, von S. Cristobal bis Guanajai, mit Ausnahme des Distriktes de las virtudes, minder gut, und so ostwärts fort bis

Holguin und San Jago de Cuba, wo endlich besseres Blatt gedeiht. Der Tabak des Thales von Guines eignet sich am besten zu Schnupftabak, weniger zum Rauchen ([157]). In der weltberühmten Vuelta de Abajo sind es die Vega del Corojo und das Thal des Flusses S. Sebastian, welche das feinste Erzeugniß bieten. Die von Pelletier ([158]) veranstalteten Boden-Analysen ergaben daselbst:

		an einem andern Ort der Vuelta de Abajo
Organische Stoffe	4,60,	9,60
Silex	90,80,	86,40
Kalkspuren . . .	0,00,	0,00
Alumnia	3,40,	0,68
Eisenoxyd . . .	1,20,	1,92
Verflüchtigt. . .	0,00,	1,40
	100 %	100 %

Mag der europäische Tabakpflanzer hieraus seinen Nutzen ziehen, und er wird besseren Erfolg gewinnen, als durch habanesische Saat. Die sogenannte physikalische Beschaffenheit des Bodens, seine Lockerung kann auf die „Güte“ des Blattes den Haupteinfluß nicht üben ([159]). —

Der Tabakbau ist nicht, gleich der Cultur des Zuckers, an Maschinen und kostbare Einrichtungen gebunden, wodurch jedem einsichtsvollen Landmanne auch ohne Vermögen und Auslagen der Betrieb möglich wird. Auf Cuba bewältigt ein thätiger Bauer mit Weib und Kindern eine halbe Caballeria Landes, welche 25 bis 30,000 Tabakpflanzen trägt. Die Zwischenräume werden mit Reis, Mais, Jucca, Bonitas und anderen Früchten bepflanzt, welche den Ertrag des Bodens erhöhen ([160]). Die Königliche Niederlage ermittelte im Jahre 1811, daß 3996 Pflanzungen auf Regierungsland lägen, 972 Privaten gehörten. Beide konnten um 20,000 an den Flußufern vermehrt werden. Im Jahre 1828 gab es 5594 Pflanzungen, 1846 bereits 9102, von denen 3990 im Westdepartement, 967 im Mitteldepartement, das die geringste

Sorte liefert, und 4145 im Ostdepartement gelegen sind, welchem die Vuelta' de Abajo angehört.

Der Ertrag beim Tabakbau stellte sich mit dem des Cacao, von welchem er allein übertroffen wird, an die Spitze aller gewinnreichen Culturen, indem eine Caballeria einen Gewinn abwirft von 750 Piaster Kaffee, oder 1000 Piaster Reis, oder 1000 P. Manioc, oder 1500 P. Sago (Marantha indica), oder 1500 P. Mais in zwei Ernten, oder 2000 P. Indigo, oder 2500 P. Bananen, oder 2500 P. Zucker, oder 3000 P. Tabak, oder 5000 P. Cacao.

Für eine livländische Loofstelle Landes (von 40,000 Quadratfuß russisch oder englisch) berechnet, geben wir folgende vergleichende Tabelle verschiedener europäischer und amerikanischer Ernten.

	Rub.	Kop.	S.
Reingewinn in Livland: bei Getreidebau (Weizen, Roggen, Gerste, Hafer im Durchschnitt)	2 Rub.	50 Kop.	S.
bei Flachs	17 =	— =	=
bei Tabak	150 [161]	— =	=
In Frankreich (ohne Runkelrübenbau) durchschnittlich	2 =	50 =	=
In Holland	6 =	35 =	=

Auf Cuba dagegen stellen sich die Ernten wie folgt:

	Rub.	Kop.	S.-R.
1 Loofstelle unter Kaffee	27 Rub.	62 Kop.	S.-R.
= = Reis oder Manioc .	36 =	71 =	=
= = Mais oder Sago . .	55 =	36 =	=
= = Indigo	73 =	65 =	=
= = Zucker und Bananen .	92 =	7 =	=
= = Tabak	110 =	48 =	=
= = Cacao	184 =	20 =	=

Letzterer darf wegen der trockenen Boden- und Luftbeschaffenheit auf Cuba nur an gewählten Orten gebaut werden.

Durch die stets wachsende Nachfrage nach cubanischem Produkt stiegen die Preise des gedrehten Tabaks und kosteten:

	Cigarren das 100:	Blätter:
1828	4½ bis 12 Piaster	1 bis 7 Realen (8 R. = 1 Piast.)
1832	5 = 20 =	4 = 7 =
1835	6 = 20 =	8 = 10 =
1851	10 = 80 =	? = ? =

Soll die Caballeria tadelfrei bearbeitet werden, so sind freilich mehr als zwei Bauerfamilien nöthig, denn sie bedarf 20 Arbeiter und 4 Joch Ochsen. Die Unkosten bestehen in Gehalt, Kleidung und Nahrung der Neger und dem sehr starken Verbrauch von Werkzeugen.

Den Werth der Ernte von 1830 berechnet Ramon de la Sagra auf 1,226,030 Piaster, den Gewinn allzu knapp auf 6%, die er für den Erwerb noch in den letzten (mittleren 40er) Jahren annimmt, während mir 8 % als geringste Berechnung für Cuba sich herausstellt. Liegen die Ländereien tiefer im Innern der Insel, wo der Boden billiger ist, so wird der an diesem gewonnene Vortheil reichlich durch die schwierigere Fracht auf schlechten Wegen verzehrt, denn die 300 englische Meilen Eisenbahnen reichen nicht hin, den Verkehr der Insel ausreichend zu vermitteln.

Um die Mitte des 16. Jahrhunderts wurde das Kraut in Europa zuerst bekannt und fand bald in allen Ländern eifrigste Verehrer. Die englischen Pflanzungen in Nordamerika gewannen erst in der Mitte des 17. Jahrhunderts einige Bedeutung und der holländische Handel zog sich meist über Venezuela.

Auch der Tabak mußte die härtesten Anfeindungen und Verfolgungen erleiden, wie es ihm auch an Vertheidigern nicht mangelte. Gewiß bleibt, daß Kaffee und Thee der Menschheit wesentlicher als orientalische und italienische Fragen, als Christenthum und Gottesverehrung erscheinen, denn worin alle Völker von Europa, Asien, Amerika, Afrika und Australien übereinstimmen,

ist die Unentbehrlichkeit des Tabaks, während der Streit über die andern Fragen nicht erlischt.

Dem frühesten europäischen Tabaksbau begegnen wir im Jahre 1559 in Portugal. Der französische Gesandte am Hofe zu Lissabon, Jean Nicot de Villemain, brachte die ersten Tabaksproben nach Frankreich, die er der Königin Mutter Catharina von Medicis verehrte; die gelehrte Welt taufte die Pflanze nach seinem Namen, mit noch geringerem Rechte, als Vespucio Amerigo dem von Columbus bereits entdeckten Welttheile seinen Namen gab. Der päpstliche Botschafter am Hofe zu Lissabon, Saint-Croix, führte das Kraut in Italien ein, wo man es nach ihm benannte. Nach England wanderte der Tabak erst 1556 mit John Hawkins und fand rasche Verbreitung, denn die jungen Höflinge brachten ihn in Mode. Walter Raleigh, der Günstling der Königin Elisabeth, und sein Freund Hughes Middleson gaben den Ton an, indem sie auf der Straße und anderen öffentlichen Orten die Luft mit dem Wohlgeruch des tropischen Blattes erfüllten, die Mode griff um sich, selbst die Damen legten sich auf's Rauchen. Zur selben Zeit begannen die Verfolgungen. Stove nennt den Tabak ein stinkendes Kraut, seinen Gebrauch gotteslästerlich, während Spencer in seinem Fairy Queen ihn mit dem Beinamen des „göttlichen“ beehrt. König Jacob I. war der eifrigste Verfolger, aber er begnügte sich mit einer blutigen Literatur, die er gegen den Tabak schleuderte, während Amurat IV. die Nasen seiner rauchlustigen Unterthanen von Pfeifenröhren durchbohren, während der Schach von Persien in seinem Lande die Ohren abschneiden, Johann, der grausame Zaar der Moskoviter, die Nasenlöcher seiner Unterthanen auszacken ließ und Papst Urban VIII. die Schnupflustigen mit Kirchenbann belegte. Aus den Strafen, welche meist die Nase trafen, wollen sachverständige Leute schließen, daß der Schnupftabak in älterer Zeit am meisten verbreitet war; es ist aber bekannt, daß der Verlust der Nase schon vor Erscheinen des Tabaks, namentlich

in Rußland([162]) und Persien häufig als Strafe verhängt wurde. — Frankreich beschränkte sich gleich England auf Federkrieg gegen die materia peccans. Der Doctor Fagon erließ ein Flugblatt »Ex tabaci usu frequenti vita est brevior«. Derselbe Gelehrte hatte einst in einem öffentlich abzuhaltenden gelehrten Streite gegen den Tabak wegen Unpäßlichkeit nicht erscheinen dürfen und sandte einen stellvertretenden Vertheidiger seiner Lehre, der nicht ermangelte, als abschreckendes Beispiel zu wirken, denn er konnte kaum reden, so schlimm war ihm die triefende Nase von Tabak verstopft. Ein hochgestellter spanischer Geistlicher, später Bischof von Salamanca, Bartolomeo de la Camara, verbot den Predigern, zwei Stunden vor und zwei Stunden nach der Messe zu schnupfen. Der ganzen Geistlichkeit wurde unter Androhung des Kirchenbannes und einer Geldstrafe von 1000 Maravedis untersagt, in der Kirche des Tabaks sich zu bedienen. Die kalvinistischen Geistlichen der Schweiz machten gegen das „Werk des Teufels", wie sie den Tabak nannten, nicht minder Front, als die päpstlichen Bischöfe, und zu Bern bedrohte eine eigene Aufsichtsbehörde, die »chambre du tabac«, das Rauchen mit derselben Strafe, welche gegen Ehebruch vorgeschrieben war. Allein, was vermag die strengste Strafe gegen die Mode und den Hang der Sinne? Wie weit der Mißbrauch zu jener Zeit gediehen war, läßt sich aus dem Werke des Königs Jacob „Misocapnon" entnehmen. „Ist es nicht eine müßige Unreinlichkeit", ruft der König aus, „daß man bei Tisch, dem Orte des Anstandes, der Reinlichkeit und Bescheidenheit, dieser widerlichen Gewohnheit sich hingiebt? Die Männer erröthen nicht, über die Tafel den Rauch ihrer Pfeifen einander zuzublasen; und indem sie den Duft der Speisen mit Gestank vergiften, nehmen sie denen den Appetit, welche dem Mißbrauche nicht huldigen. Aber so geht's nicht nur bei der Tafel her! Keine Zeit, noch kein Ort unterdrücken jene unhöfliche Angewohnheit. Giebt es wohl eine größere Narrheit, als die, daß man einem

Freunde nicht begegnen könne, ohne ihm, wie bei den Orientalen, eine Cigarre anzubieten? Nicht mehr als Gegenmittel, sondern Vergnügungshalber bietet man die Pfeife an, und wer sie auszuschlagen wagt, wird für einen ungeselligen Einfaltspinsel angesehen. Ja selbst die Frau vom Hause wüßte ihrer Dienerin keinen größeren Gefallen zu erweisen, als das Anerbieten einer Pfeife Tabak aus ihrer zarten Hand. Nicht einmal zur Feier des Sonntags taucht ihr mehr, sondern nur um euch Feuer für die Pfeife auszubitten! Wie schädlich diese Angelegenheit euren Interessen ist — fragt den englischen Adel, der jedem von euch 300 bis 400 Pfd. Strl. zahlen muß, diese kostbare Schweinerei zu bestreiten." In England ist es seit jener Zeit allerdings besser geworden und die Sitte verlangt, daß wer rauchen will, es in einem besonderen Zimmer thue, damit die Gesellschaft nicht belästigt werde. Durchwandert man aber Deutschlands Städte, so glaubt man noch in den Zeiten Montaignes und des Erasmus zu leben, die vom Qualme in deutschen Wirthshäusern des Schlimmen nicht genug zu sagen wußten. In Deutschland gehören noch heute Bart, Pfeife und Cigarre zu den Attributen der Männlichkeit, deren jeder Schulknabe sich zu erfreuen wünscht, und deren freier Gebrauch zu den Errungenschaften des Jahres 1848 gehörte.

Hier wurde das „Tabaktrinken", wie man es ursprünglich nannte, durch englische Hülfstruppen eingeführt, die der König Jacob seinem Schwiegersohne, dem pfälzisch-böhmischen Könige, während des dreißigjährigen Krieges zusandte. Daß die Sitte des Rauchens schon damals selbst bis zum fernen Liv- und Esthland sich ausgebreitet habe, scheint das bis heute gebräuchliche esthnische Wort „pibo joma" anzudeuten, welches das deutsche „Trinken" der Pfeife in wörtlicher Uebersetzung verewigte ([163]). Heute raucht der Lette und Esthe selbstgezogenes Kraut, oder Blätter, die in der Ukraine wuchsen. — Als Deutschland nach dem westphälischen Frieden von Feinden sich befreit sah, begann mit dem Eifern

gegen alles Ausländische auch hier der Krieg gegen die schmutzige „Soldatengewohnheit“ des Rauchens. Verirrung der gesunden Natur, gottlose Ausschweifung, Feuersgefahr, tödtliche Vergiftung sahen die Gelehrten der vier Facultäten in der schrecklichen Sitte, aber die Holländer, welche bereits des Anbaues und Handels sich bemächtigt hatten, verstanden durch dringende Lobpreisung die Anfeindungen unschädlich zu machen.

Bald gewöhnte man sich an den fremden Würzgeruch und das öffentliche Urtheil kehrte sich um. Arzeneikundige gestatteten so viel Tabak zu rauchen, als man irgend vertragen könne. Zwanzig Pfeifen seien lange nicht zu viel. Allen und Jedem sei das Rauchen, welches einzig vor „Fäulniß“ bewahre, anzurathen! Der gegen Wassersucht, Schwindsucht und Fieber heilsame Tabak sei gleich dem Salze hoch zu schätzen. Später entdeckten die Chemiker, daß der Tabak ein schädliches Gift enthalte, und im Jahre 1828 wurde zuerst jenes flüssige, ölartige Alkaloid Nicotin dargestellt, das, von scharfem, brennendem Geschmacke, aber völlig farblos und von nur schwachem Tabaksgeruche, im Prozesse des Grafen Bocarmé zu Brüssel traurige Berühmtheit erlangte. Neuere französische Versuche des ausgezeichneten Chemikers Malapert in Poitiers erweisen, daß ein Raucher durchschnittlich 10 % des Giftes einathme, ohne freilich die ganze Menge bei sich zu behalten, da ein nicht geringer Theil mit dem ausgestoßenen Rauche sich wieder entferne. Trockener, abgelagerter Tabak sei dem frischen, feuchten, der mehr schädlichen Stoff enthalte, vorzuziehen; eben so verwerflich erscheine das Rauchen von abgestandenen Pfeifenresten und Cigarrenenden, die unter dem Namen „Hausknecht“, „Pollak“, „Philister“ allgemein bekannt sind ([164]). Nicht minder wird endlich vor den kurzen, hartholzigen Pfeifenröhren gewarnt, vor den riesigen, bei deutschen Studenten beliebten idealen Köpfen, welche einer Nicotinretorte völlig gleichkämen. Der Türke pflegt seine Pfeife nur bis zur Hälfte auszurauchen und läßt ihr eine andere frischgefüllte

folgen. Die Entwickelung des Nicotin beim Schnupfen ist gering und wenig zu fürchten, da die Schleimaussonderung der Nase den fremden Saft mit entführt. Diese Anwendung des Krautes scheint durch den französischen Botschafter Nicot aus Portugal herübergebracht zu sein, und der Schnupftabak, den die Königin Mutter Catharina von Medicis als besondere Gunstbezeugung Diesem und Jenem zu kosten gegeben hatte, fand bald allgemeinen Anklang in Frankreich. Wie damals der Schnupftabak, gilt heute eine Tabatière, die Begleiterin oder Stellvertreterin eines Ordens, mit dem Bildniß des Gebers geschmückt, als Zeugniß fürstlichen Wohlwollens. Der Schotte benannte den Tabak nach seiner Wirkung ein Niesmittel, »sneeshin«, und die Tabaksbüchse oder „Niesmühle" war mit einem Löffel zum Schöpfen versehen, dessen man — ohne gegen Anstand und Reinlichkeit zu sündigen — sich so wenig entschlagen durfte, als es heut zu Tage gestattet wäre, Salz aus der Salzschale mit dem Finger und die Prise aus der dargebotenen Dose mit der Messerspitze zu nehmen. Die schottischen Tabakbehälter bestanden meist aus Widderhörnern, in welchen der selbstgeröstete Tabak mit einem Klöpfel zerkleinert wurde. Aehnliche Selbstbereitung finden wir noch heute bei der esthnischen Bevölkerung Liv- und Esthlands und in den angrenzenden russischen Gouvernements, wo aus langrunden Büchsen von Birkenrinde mit hölzernem Boden und Deckel der Tabak geschnupft wird. Im Böhmerwalde pulverisirt der Bauer auf einem Reibeisen die trockenen Stangen seines „Bresil", bereitet aus dem Staube mit Butter oder Schmalz das wohlbekannte „Schmälzle", das er in platten verschiedenfarbigen Fläschchen mit engem Halse — nicht unähnlich den in China üblichen — bei sich trägt und vom Rücken der Hand durch die Nase einathmet ([165]).

Das von den Seeleuten und Nordamerikanern vielfach gepflegte Tabakkauen wird namentlich wegen seiner antiscorbutischen Eigenschaft hoch geschätzt, und gab im „Priemchen" und »chiquer«

der deutschen und französischen Sprache eigene Worte. Wie der Schnupf- und Rauchtabak, zählt auch der Kautabak unterschiedene Sorten und bildet in Seestädten einen nicht zu verachtenden Theil des Kleinhandels. Die gemeineren Gattungen werden in gepreßten Tafeln von zäher Beschaffenheit und süßlichem Geschmack verkauft, der von einer Syrupbeimischung herrührt. Auf holländischen Schiffen hat das kupferne saubergehaltene Spuckgefäß (Pispidorchen) mit trichterförmig eingesenktem Deckel, der die Flüssigkeit im inneren Raume verschwinden läßt, einen besonderen Ehrenplatz. In höheren Ständen findet das Kauen nur begrenzte Verbreitung, und es blieb nicht unbemerkt, daß Lord Byron stets eine Dose mit schwarzen Kaustangen bei sich führte. Entrüstet war die Damenwelt, als sie erfuhr, daß seine Lordschaft mit dem kleinen Finger der Braut seine Pfeife reinige. Cromwell, Peter der Große, Stanislaus Leszynsky, Poniatowsky, der Prinz von Ligne waren dem Rauchen ergeben, und zu historischer Berühmtheit gelangte Friedrich Wilhelm des Ersten Tabak-Collegium, das am Hofe Peter des Dritten von Rußland, welcher mit seinen holsteinischen Garden sich dem neuen Genusse hingab, Nachahmung fand. Von der altamerikanischen Urform der Pfeife durch die mannigfaltigsten Bildungsstufen der holländischen Kalkpfeife, der mit Schwammdosen versehenen Meißener, der Ulmer- und Ruhlaer Holzköpfe, von der österreichischen Meerschaumpfeife und der thönernen Stambulka in Konstantinopel, Moskau und St. Petersburg kehrt die moderne Welt zur Urform der cubanischen Cigarre zurück, deren Gebrauch, den Spaniern am frühesten bekannt, durch diese während der Napoleonischen Kriege in Deutschland und dem übrigen Europa eingeführt wurde ([166]).

Der Deutsche hielt wacker Stand und erst während des letzten Decenniums gelang es, die Pfeife in den Hintergrund zu drängen. Gleichzeitig kam die italienische und centralamerikanische Stroh-Cigarrette in den Handel, konnte aber gegen die Papiros nicht

Stand halten, welche in der Habana, Mexico, Paris und St. Petersburg ganz besonders heimisch ward. Seitdem nahm man sich die mexikanische Cigarrenspitze zum Muster und formte endlich weiter vorschreitend mit vieler Kunstgewandtheit, namentlich in Oesterreich, Meerschaummundstücke, auf denen oft 9 bis 12 Zoll lange und 3 bis 4 Zoll hohe genrebildliche und historische Darstellungen in vollen Figuren prangen.

Wie es Liebhaber von Gemälden, Bildhauereien, Münzen, musikalischen Instrumenten, Rococo-Silbergeräth und Büchern giebt, so giebt es Pfeifenliebhaber, denen die angelegte Sammlung ein kostbarer Schatz wurde. — Ich erinnere mich eines meiner deutschen Sprachlehrer, der einer solchen Leidenschaft für Halsbinden und Pfeifen sich rühmen durfte, die, in allen Größen, Gestalten, Farben, Stoffen sorgfältig geordnet, einen besonderen Schrank einnahmen. Gewisse Tage hatten ihre bestimmten Pfeifen, und am Geburtstage Friedrich des Großen — denn der Besitzer war ein guter Preuße — wurde mit vieler Feierlichkeit ein schöner großer Meißener, mit dem wohlgetroffenen Bildnisse des alten Fritz, geschmaucht. Wir hören ferner von Sammlungen geschichtlich-merkwürdiger Pfeifen, wie die des Fürsten Schwarzenberg, von denen sein Sohn Fürst Friedrich im Taschenbuche „Libussa“ berichtet.

Dichterisch verherrlicht wurde der Tabak neben Wein, Liebe und Freiheit in zahlreichen Gedichten burschikoser Gattung, von denen

„Knaster den gelben
Hat uns Appollo präparirt“

bis auf die Gegenwart an jeder Universität gesungen wird, ohne daß man sich an den Unsinn einer Einmischung Apollo's in die Tabakbereitung kehrte; während doch das aus Jena stammende Lied von den Fabriken des nahe belegenen Städtchens Apolda, der heutigen Eisenbahnstation, sagte. Der Sänger der Albigenser, Lenau, war

leidenschaftlicher Raucher und Schnupfer und widmete seinem Türkenkopfe ein eigenes Lied. Von allen Gedichten, welche durch den Tabak veranlaßt wurden, hat ohne Zweifel Castelli's „Dosensammler" den meisten Werth, ein Gedicht, dessen Einzelheiten aus dem Leben des Dichters gegriffen sind. Die ganz einzige Castellische Sammlung besteht aus 1800 Dosen, unter denen 300 mit Oelmalereien der berühmtesten Maler prangen. Wir schalten hier das genannte Gedicht ein, welches auf humoristische Weise die Bedeutung der Tabaksdose in der Gesellschaft vorführt.

Der Dosensammler.

Der Eine sammelt Bücher,
Der Andre Schilderei'n,
Der Dritte sammelt Münzen,
Der Vierte gar Gestein,
Der Fünfte ist an Rosen
Und Pelargonien reich;
Ich aber sammle Dosen,
Warum? Das sag' ich euch.

Zwei gold'ne, vier von Silber,
Sie wiegen viele Loth,
Die taugen in's Versatzamt
Zur bösen Zeit der Noth.
Dann andre zwei von Messing
Und auch bronzirte zwei,
Ersetzen ihre Stelle,
Für's Volk ist's einerlei.

Geschmückt mit Frauenarbeit,
Mit Blumenstickerei,
Hab' ich gar viele Dosen
Und denke mir dabei:

Die Zeiten sind vergangen,
Wo sie mich hatten lieb.
Die Mädchen sind verflogen,
Doch ihre Arbeit blieb.

Portraite kann ich zeigen
Wohl auch gar viele Euch,
Doch ach! Die lieben Lärvchen
Sehn jetzt sich nicht mehr gleich.
Jüngst kam von diesen Schönen
Mir eine in die Quer,
Da zeigt ich ihr ihr Abbild,
Sie kannt' es selbst nicht mehr.

Dann hab' ich auch zwei Dosen
Von ganz besonderer Art,
Die spielen Musikstücke
Gar lieblich und gar zart,
Doch nicht aus wälschen Opern
So ein Dumdideldei,
Vom Mozart was, vom Weber,
Und Walzer noch dabei.

Da sind dann wieder andre
Ganz einfach, schwarz und braun,
Doch ist darin verborgen
So mancher Scherz zu schaun.
Was, will ich Euch nicht sagen,
Denn wollt' ich — mit Respect —
Ein Jeder sollt's beschnüffeln,
So hielt ich's nicht versteckt.

Ein kleines Döschen trag ich,
Geh ich zu Fraun, im Sack;
Jedoch im Trauerspiele,
Da schnupf' ich viel Tabak;
Da nehm ich eine große
Auch in die Kanzelei,
Man muß da Prisen geben
Und nehmen vielerlei.

Von einem jeden Stoffe,
Von jeglicher Gestalt
Besitz ich Dosen, nehme
Bald die, und jene bald.
Verändrung würzt das Leben,
Gewähret Zeitvertreib,
Mit Dosen darf man wechseln,
Ach! nicht mit seinem Weib.

Aus Gold biet' ich dem Reichen
Ein Prischen dar mit Stolz,
Dem schlechten Komödianten
Reich eines ich aus Holz,
Aus Eisen laß ich schnupfen
Den Mann von festem Sinn,
Tonkünstlern aber reich' ich
Schnell die Spieldose hin.

Den Ehemännern biet' ich
Aus Horn ein Prischen an,
Und aus Krystalle schnupfen
Laß ich den braven Mann.

Ein gläsern Döschen nehm' ich,
Komm' ich in Frauennäh',
Und Dichtern reich' ich Tabak
Aus papier maché.

Kann nicht am besten leiden
Das Recensentenpack,
Und schnupfe auch mit diesen
Nicht allzugern Tabak,
Doch geben sie zu schnupfen
So manche Prise mir,
Aus Feigenholz ein Döschen
Biet' ihnen ich dafür.

In gemüthlicheren Zeiten haben deutsche Dichter Lieder auf den Thee und Kaffee gedichtet. Bis zur poetischen Verherrlichung des Tabakkauens und Tabakspeiens haben wir uns noch nicht verstiegen, doch steht zu hoffen, daß Nordamerika in diesem Fache die Dichtkunst unterstützen und bereichern werde, und wär' es auch nur mit einer Parodie auf Kotzebue's „Wir sitzen so traulich beisammen 2c.“

Auf die Bühne wirkten Pfeife und Dose nicht minder ein, als auf die Poesie. Sie dürfen als charakteristische Beigabe bei Darstellung verschiedener Masken nicht vermißt werden, wie sie auch im geselligen und öffentlichen Leben eine tiefgreifende Rolle spielen, wo die prise de contenance schon manchen Familienvater in entscheidender Berathungsstunde, schon manchen Redner vor dem versammelten Landtage, schon manchen Prediger auf der Kanzel, schon manchen Schauspieler auf den Brettern aus augenscheinlicher Verlegenheit, aus drohender Gefahr gerettet haben. Wir vermögen kaum einen geselligen Abend, eine heitere Nachmittagsstunde, geschweige einen Studenten-Commers ohne Cigarre oder

Pfeife uns zu denken und gestehen ein, daß aus der Art, wie ein Mensch raucht oder schnupft, eben so sicher als aus seiner Handschrift, oder seinen Gesichtszügen auf Charakter, Bildung und Weltstellung geschlossen werden kann. Wer die Erzählungen des talentvollen Novellisten Hermann Schiff gelesen hat, wird eines alten originellen Schuhmachers sich erinnern, welcher die Leute aus ihren Stiefeln beurtheilte, und auch diese Art der Kritik gelangt mit Geist zur Durchführung.

Der Tabak ist durch die Zeit und seine Eigenschaften mehr als ein bloßer Mode- und Luxusartikel geworden; wenn wir auch seine Entbehrlichkeit uns nicht verhehlen dürften, sehen wir ihn doch ab und zu als Lebensbedürfniß auftauchen, wie bei dem esthnischen Bettelmanne, der hungernd seine letzten Kopeken für einige Blätter stinkenden russischen Tabaks hingiebt. Und mag es mir (wie manchem andern starken Raucher) möglich sein, zeitweilig, ja auf mehre Monate des Tabaks mich zu entschlagen, so kenne ich doch Personen, die durch Entbehrung desselben körperlich durchaus leidend erscheinen. Mit besonderer Kraft wirkt der Tabak auf die Nerven. Der Botaniker Merat fand einst auf einer Fußreise einen anscheinend todten Mann am Wege liegen. Versuche, das schlummernde Leben wieder zu wecken, blieben nicht erfolglos, und kaum hatte der Ermattete die Augen aufgeschlagen, als er nach einer Prise verlangte, verfiel aber in neue Ohnmacht, als kein Tabak bei der Hand war. Nachdem endlich der gewünschte Gegenstand gebracht worden war, kam der Leidende wieder zu sich und erzählte, daß er am Morgen seine Dose zu Hause vergessen habe und auf dem Wege vor Entkräftung niedergesunken sei, weil ihm das gewohnte stärkende Mittel gefehlt hätte. — Starkes Blatt benebelt die Sinne auch geübter Raucher, und doch giebt es Leute, welche nur in Tabakwolken gehüllt folgerecht denken, zart empfinden, ungebunden phantasiren können. Solchen ist es meist einerlei, ob ihnen schlechter oder guter Tabak geboten wird. Die Muskelbewegung

des Mundes, die Schärfe auf der Zunge, der sie umschwebende Wolkenwust genügt vollkommen. Andere ziehen gute Arten vor, wiedere Andere laben sich nur an den feinsten und ergeben sich, mit ihrer Cigarre beschäftigt, einzig dem sybaritischen Ergötzen des Gaumens.

In der Medizin haben die Nicotiana heut zu Tage die Wichtigkeit nicht, welche vor Alters ihnen beigelegt wurde. Wie mit allen neu entdeckten Stoffen, auf die irgend eine Hoffnung sich bauen ließ, so wurden auch mit dem Tabak eine Menge Versuche gemacht, die, ob gelungen oder mißlungen, dem neuen Heilmittel in den Apotheken einen Platz sicherten. Neben dem schon oben erwähnten Nicotin gehören Gummi, Chlorophyll, Harz, Eiweiß, kleberartige Substanz, Stärkemehl, Apfelsäure und einige Salze zu den wesentlichen Bestandtheilen des Tabaks ([167]). Die frischen oder wiederangefeuchteten Blätter reizen und röthen durch Auflegen die Haut und verursachen, wenn man den Wasseraufguß zu Abwaschungen braucht, ein scharfes Brennen, namentlich an zarteren Theilen. Zur Vertreibung der Garapatas, wie jene ursprünglich fast mikroskopisch kleinen Buschläuse ([168]) vom Centralamerikaner genannt werden, die auf sonniglaubigen Plätzen an der Schattenseite der Blätter ihre Zelle aufschlagen und den Menschen, größere Arten auch den Thieren, zu unendlicher Qual sich anheften; — zur Vertreibung dieser Garapatas hatte man mir in Guatemala angerathen, den ganzen Körper, und namentlich die vom Thiere behafteten Theile, mit Tabakwasser einzureiben. Einst von einem Ritte über sonniges Gesträuchland heimkehrend — und es ist in Mittelamerika schwer irgendwo dem Ungeziefer zu entgehen — fand ich mich von jenen unsichtbaren Kobolden dermaßen geplagt, daß ich zu einem entschiedenen Mittel greifen mußte. Ich weichte zwei Blätter Rauchtabak in einem Glase voll Wasser und hatte kaum meinen Körper mit der Flüssigkeit bestrichen, als mich ein brennendes Feuer wie vom Hemde des Centauren Nessus überlief.

Die von der Hitze geöffneten Poren sogen hastig das Gift auf. Rasch gefaßt, entfloh ich durch die einsamen Schatten des Urwaldes in paradiesischer Nacktheit zum nächsten Flusse und befreite mich durch Tauchen und Spülen, zu nicht geringem Jubel, vom lebendigen Martertode. Die Plage des Tabaks war gewichen, die Qual der Garapaten blieb und mit Hülfe eines kunstgeübten Indianers, der des Rückens sich annahm, befreite ich mich von gegen 50 kleinen Wütherichen, die ich nur unter der Lupe auf der bloßen Haut zu erkennen im Stande war.!

Um zu den medicinischen Wirkungen des Tabaks zurückzukehren, bemerke ich, daß Rauchen und kleine innerliche Gaben die Schleimabsonderung in der Luftröhre und im Darme befördern, größere Dosen Schwindel, Kopfschmerz, Uebelkeit, Erbrechen und Durchfall, oder gar kalten Schweiß, Ohnmacht, Krampf bei erweiterter Pupille, hervorrufen. Nach der Vorschrift wird der Tabak, 3 Drachmen in 6 Unzen Wasser abgekocht, zu Klystiren, Kataplasmen und Fomenten angewandt, selten und von einem gefälligen Arzte niemals innerlich gegeben. Heut zu Tage ist seine Anwendung noch gebräuchlich bei allerlei rheumatischen, gichtischen und nervösen Leiden, gegen Krätze und Würmer, doch — wie die Aerzte zugeben — mit unsicherem zweifelhaften Erfolge. Im Arzeneischatze erscheint der Tabak als durchaus entbehrlich, wie manches andere Medicament, das nur aus alter Gewohnheit noch gelitten ist, und wird vom Homöopathen und Hydropathen in seiner Anwendung als Rauch-, Schnupf- und Kautabak kaum geduldet, in manchen Fällen, wie auch von den Allopathen, streng untersagt. Die Tabakasche spielt einstweilen in der Vieharzeneikunde noch eine Rolle, sie wird in mäßiger Menge den Widdern und Pferden zum Lecken vorgesetzt, deren Verdauung und Blutreinigung besser gefördert erscheint als durch Kochsalz, die Tabakasche ist ein Heilmittel in der Leberkrankheit der Schafe, ist ein kräftiges Vorkehrungsmittel gegen Krankheiten der jungen Gänse,

wenn sie jede Woche drei Mal zwischen ihre Nessel-Kleien, oder das Treber- und Gerstenfutter gemischt wird; vertreibt, im Mistbeete gebraucht, die Blattläuse und Erdflöhe und wird sogar als treffliches Zahnpulver gepriesen.

Mag nun die medicinische Welt dem Tabak seinen Dienst kündigen, unter den Menschen steht der Gebrauch in vollster Blüte, kann sich noch Jahrhunderte der weitesten Ausbreitung erfreuen und wird nie wieder in völliger Vergessenheit untergehen.

Leben und Tabak rauchen will heute die ganze Welt! Wie der Franzose seinen »douceur«, der Deutsche sein „Trinkgeld", der Russe sein „Theegeld" (начайка), bitten sich der Esthe sein „Tabaksgeld" (Tubako rahha) und der Engländer seinen »Six pence for Segars« aus. Das erste spanische Wort, welches der auf Cuba eingeführte Neger lernt, lautet »Tabaco«, auch die Sklavinnen auf den Barracones können nicht besser als mit einer Cigarre traktirt werden. Leben und Tabak rauchen will die ganze Welt! und der Wirth, welcher bei uns versäumt, seinen Gästen die Cigarren anzubieten, machte sich eines unverzeihlichen Vergehens schuldig. Wer aber in der Habana und in Spanien auf die bittenden Worte: »Su candela, Senor!« oder: »Aga me V. m. el favor de su fuego!« — und spräche es der zerlumpteste Kerl — die brennende Cigarre verweigerte, gälte für einen Ungeschliffenen, der Zurechtweisung verdient. Nur der Neger bleibt auch von diesem allgemeinen Menschenrechte ausgeschlossen. In Italien pflegt man das erbetene Feuer der Cigarre hinzuhalten, nicht wie in Spanien und dem spanischen Amerika aus der Hand zu geben. Merkwürdig ist, daß Cigarre und Pfeife in den Städten der nördlichen Vereinigten Staaten, wie z. B. in Boston, verboten sind, wenigstens in den ersten vierziger Jahren nicht auf öffentlicher Straße gebraucht werden durften.

In England ist, wie in Frankreich, das Gesetz nachsichtiger, desto strenger aber in ersterem die Sitte. Das Rauchen gilt in

Nordamerika und England für unschicklich, und während der New-Yorker über die Unsitte der Cigarren sich ereifert, schämt er sich nicht, in der besten Gesellschaft mit dem Priemchen im Munde zu erscheinen. In Spanien und dem spanischen Amerika, dem Eldorado der Tabaqueria's, ist der Engländer mit seinen Sitten verhaßt und das Wort »Ingles« (Engländer) gehört nicht zu den zärtlichsten Ausdrücken. In Centralamerika bietet der Boden freiwillig in überreichem Maße jegliche Nahrung und ein Proletariat im europäischen Sinne ist in einem Lande, dessen unterste Klasse die luxuriöse Unart des Kleidertragens kaum kennt, unmöglich. Eine Cigarre ist der einzige Gegenstand, um den man angesprochen wird. Eine Cigarre und Feuer! Indessen muß gegen indianische Leute, welche den Reisenden auf einsamem Gebirgspfad um Feuer ansprechen, alle Vorsicht empfohlen werden, besonders auf der durch die Lucios berüchtigten „königlichen“ Straße (carmino real) von Isabal an der atlantischen Küste zur Hauptstadt Guatemala. Es ist ein für alle Mal üblich, dem Bittenden, wenn er anders ungefährlich scheint, nur im Laufe des erhobenen Pistols und mit gezogenem Hahne die brennende Cigarre zu reichen; er könnte sonst seine Annäherung zu einem Messerstiche in die Seite des Reiters benutzen. Verdächtigem Gesindel wird die Bitte kurz mit gerichtetem Pistol beantwortet, das nicht eher sinkt, als bis der Mann sich außer Schußweite befindet. Zutraulicher und geselliger erscheint die Friedenspfeife der Indianer Nordamerika's, bei denen das Rauchen, wie beim Ureinwohner Cuba's, eine »cosa santa« war, was Schiller in der „Nadowessischen Todtenklage“ passend andeutete.

Ein heiterer Schluß zu einem ernsten Buche.

Kurz wie mein Besuch auf Cuba, ist auch die Reihe meiner Aufzeichnungen, kurz aber nicht flüchtig, denn mit gleicher Anregung habe ich wenige Theile der Welt durchzogen, als diesen.

Mit Cuba schloß die amerikanische Wanderung, welche ich mir zum Ziele gesetzt hatte, und nur flüchtig tauchten die bekannten Bilder der Antillen vor mir auf, an denen mich der Kiel des Dampfers vorüber trug. —

Die mit Gefahren, Beschwerden und Opfern aller Art erkauften 1½ Jahre lagen hinter mir, wie eine durchschwärmte Ferienzeit in der Erinnerung eines fleißigen Studenten.

Unwiederbringlich dahin! rief es in mir, als Cuba's Gestade im Duft des Horizontes erlosch.

An einem sonnigen Tage, wie ihn der September auf den Antillen bringt — durch den tiefblauen Himmel schifften nur einzelne Gewitterwolken —, wanderte ich, vom kühlenden Seewinde erfrischt, durch den stattlichen Cocuspalmengang aus der Stadt Charlotte Amalie, dem Sitz des dänischen Antillengouverneurs, dem malerischen Hafen zu, an dessen linker Bucht Christiansfort seine Zinnen erhebt.

Zum zweiten Male hatte ich St. Tomas nach Verlauf von fast 1½ Jahren betreten, zum zweiten Male sollte ich das male-

lerische Eiland verlassen, dessen landschaftliche Schönheiten mit den mir bekannten Theilen Europa's, mit der Insel Madeira, welche der Leser durch Hildebrand's Aquarelle bewundern lernte, und mit den Freistaaten Mittelamerika's getrost sich messen dürfen.

Ich ging an den duftigen Körben der Ananas-, Trauben- und Bananenverkäuferinnen, welche im Schatten der Mangobäume und Palmen sich gelagert hatten, nicht vorüber, ohne mir auf die Reise einige Leckerbissen des heißen Erdgürtels — dort freilich alltägliche Kost — mitgenommen zu haben.

Ein Schwarzer, an afrikanisch-lebhaftem Geberdenspiel unerschöpflich, ging mir lachend und zähnefletschend zur Seite, und pries mit geläufiger Zunge — da ich unentschieden ließ, auf welche Sprache ich mich einlassen wolle — abwechselnd deutsch, englisch und französisch seinen neubemalten Kahn zur Ueberfahrt an, den er mit besonderer Gewandtheit zu führen wisse.

Bei diesem Neger durfte ich weder Hochdeutsch noch ein bekanntes „Platt" erwarten. Das Deutsch, Englisch, Französisch, Spanisch, welches man von den Antillen-Negern reden hört, ist ein eigener, von diesen Leutchen erfundener Unsinn, an dem unsere Sprachforscher, sei es die Biegung der Haupt-, Bei- und Zeitwörter, sei es den Unterschied der Geschlechter vermissen. »Moi pas manger« heißt: ich habe nicht gegessen, ich werde, oder will nicht essen u. s. w. »Li aller coucher«, er wird schlafen gehen. »Li pas travailler«, er will nicht arbeiten, »Li homme farouche« u. s. w. Der lebhafte Verkehr mit Matrosen hat manchen Seemannsausdruck der Landessprache eingebürgert. Der Haïtier sagt z. B. amarrer un cheval à un arbre, ein Ausdruck, der auswärts nur vom Anbinden eines Boots üblich ist. In der Abgeordneten-Kammer des Freistaats, wie in den Zeitungen jener Insel werden die ernstesten Dinge in ähnlichem Style verhandelt, der auch an dem Hof Soulhouques zum guten Ton gehörte; denn seinen Staatsverwaltern hätte man ebensowenig,

als der größeren Mehrzahl der Volksvertreter Ueberfluß an Bildung zum Vorwurf machen können. Die vermißten Sprachwendungen werden erst mit der Gewandtheit des Geistes eintreten, den jene wiederspiegeln. Das Englisch und Spanisch der Neger steht mit dem Französischen auf einer Stufe, da es der Ausfluß armen Volksgeistes ist.

Alle möglichen Fremdwörter werden, wie in der einstigen babylonischen Sprachverwirrung, oder wie in der heutigen „guten“ Gesellschaft Europa's zusammengewürfelt, die nur in den afrikanischen Bissen ungenießbarer Kost begegnete. Da liefern die Congo's und Tuariks, die Arodas und Jollofs, die Kaffern und die Mandingos, die Tibbos und Ibos, die Fulas und Bamboras, die Musambas und Mokos, die Buriks und Caplos, die Senegalesen und Timbuktier, die Ovas, Madegassen und Zanguebaren ein jeder seinen Antheil. Es heimelte mich wie auf theurem deutschen Boden zwischen Rhein, Donau und Ostsee an, wo auch wir keinen Gedanken auszudrücken wissen, ohne Griechen und Römer, Engländer und Franzosen, Russen, Türken und Heiden in „Contribution“ zu setzen(?). Was möchte ein solches Antillen-Patois erst in Deutschland für Sensation, Fourore, Approbation, Agitation und Immitation erregen. Ich persuadirte mich alsbald, daß Solches zum sublimsten Comfort gehören müßte, und daß weder ein Anachronismus, noch eine Contradictio in adjecto in der Poussirung eines solchen linguistischen Usus erblickt werden könne. Magnifik! Superb! rief ich unwillkürlich aus, und der Schwarze verstand mich ohne Commentar und weitere Paraphrase; solche Extravaganzen — für einen incarnirten Germanisten chorant genug — sind bei uns stets das Requisit des Bontons und des wahren Schicks gewesen. — Ich stieg in das „accordirte“ Boot und ergötzte mich daran, mit dem Schwarzen in seinem Kauderwelsch deutsch zu reden. — Er verstand mich aufs Beste. Wollte ich aber in reinem Deutsch fortfahren, so sperrte der

Matrose die Augen weit auf, schwenkte die Ruder aus dem Wasser, und fragte mich, ob das etwa eine asiatische Sprache sei, dergleichen Türkisches wäre noch nie zu seinen Ohren gedrungen. —

An Bord des englischen Dampfers, der mich nach Europa bringen sollte, angelangt, erkundigte ich mich beim „Agenten" um ein einzeles Stübchen, erhielt aber zur Antwort, daß bereits sämmtliche Einzelkammern besetzt seien. Ich müßte mich — bei niedrigerem Fahrpreise — in einem Doppelzimmer einrichten, und könne versichert sein, daß ich einen »very gentleman« als Stubenkameraden vorfände.

Ich fügte mich in das Unvermeidliche und trat in die angewiesene Zelle, wo zwei Betten und ein Spiegel, ein Waschtisch mit Schränkchen, allen Bedürfnissen zweier Menschen, die sich einer Seele erfreuten, entgegenkamen. —

Die zum größten Theil schon geordneten Sachen meines Reisegefährten sahen sauber genug aus, um auf eine reinliche Gesellschaft schließen zu lassen. Mehrere englische Bücher auf dem Bücherbrete beruhigten mein Gemüth über den Unbekannten. Während ich noch mit dem Ein- und Anordnen meiner Habseligkeiten beschäftigt war, öffnete sich die Thür halb, und ein gemüthlich lächelndes, frischrothes, blondes Gesicht blickte zu mir herein. Es war der »very gentleman«. „Sind Sie der Herr", fragte er auf Spanisch, „mit dem ich das Vergnügen habe, dieses Zimmer zu theilen?" »Si Señor«, lautete meine Antwort, »pero no soy Castillano, y no puedo con mucho facilidad hablar este idioma. Vous parlez«, fügte ich sogleich hinzu, »— peut-être — le français, c'est une langue à laquelle je suis plus habitué.« — »Je regrette beaucoup«, erwiederte der »gentleman«, »je l'attend assez mal! Do you speak English?« — »I don't understand this language. The pronounciation is very difficult.« Als ich vollends mich erbot, Italienisch, Russisch oder Esthnisch mit ihm zu reden, und auch auf das Chinesische

mich zu verstehen vorgab, brachen wir Beide in helles Gelächter aus. „Da bliebe nur Eines übrig“, rief er aus, „wir wären Beide Deutsche“. — „Errathen, Landsmann, und hier mein Wort: in Zukunft reden wir Deutsch untereinander.“ Wir schüttelten uns freundlich die Hand. „Mein Name ist Diestel, ich komme von Valparaiso, um meine Vaterstadt Bremen zu besuchen.“ „Und ich heiße Sivers und kehre unter die Nordlichter Livlands zurück, nachdem mir die Anden-Vulkane gesprüht und gedampft haben.“ — Der Dampfer wandte sich brausend, und eine halbe Stunde darauf schwebten im fernen Atlasdufte die schroffen Felsen und Riffe, welche um St. Tomas ihre drohenden Häupter erheben.

Anmerkungen.

1. Cay's. (S. 2.) So heißen jene zum Theil korallischen Inselreihen, welche längs der Ostküste von Jucatan und britisch Honduras sich hinziehend von zahllosen Untiefen umgeben die Schifffahrt bedrohen.

2. Marimelena. (S. 8.) Nach einer andern kleinen Ortschaft am selben Theile des Busens benannt.

3. (S. 8.) Die größten diagonalen Ausdehnungen des Hafens betragen vom Morro bis in den Grund der Bucht von Guasabacoa 2½ Seemeile und von der Ataresbai bis Coximar in der Bai von Regla 2¼ Seemeile.

4. Alameda (S. 10.) heißt ursprünglich Pappelallee (von alamo, Pappel), wird aber von Allen zu Spaziergängen und Lustfahrten bestimmten Baumgängen gebraucht, einerlei, ob sie von Pappeln gebildet werden, oder nicht.

5. (S. 11.) Alexander Ziegler erzählt in seiner Schrift: „Skizzen einer Reise durch Nordamerika und Westindien." Bd. II, S. 244: daß er 1847 in New-Orleans beim spanischen Gesandten für ein Visum zwei Dollars, in der Habana für die Erlaubniß zu landen zwei Dollars, für das Recht das Innere der Insel zu betreten vier Dollars, und bei der Abreise von der Insel acht Dollars Gebühren, zusammen 21 Rub. 28 Kop. S., oder 23 Thlr. 6 Sgr. zahlen mußte.

6. (S. 16.) Castilien und Leon empfingen die neue Welt als ein Geschenk von Columbus.

7. (S. 17.) Vergl. Irving history of the Life and voyages of Chr. Columbus.

8. (S. 20.) „Ihr Gebeine und du Bildniß des großen Columbus dauert Jahrhunderte durch im Schutze der Urne und der Erinnerung unseres Volkes!"

9. (S. 23.) Nach Historia de la Real casa de Maternidad de esta ciudad (Habana) 1838. S. 19. (Geschichte des habanesischen Findelhauses.)

10. (S. 26.) Die patriotische Gesellschaft bezahlte aus eigenen Mitteln das Schulgeld für 400 Kinder und im ganzen Westkreise, der etwa ⅔ der Gesammtbevölkerung zählt, wurden 1200 Kinder im Jahre 1849 auf Regierungskosten unterrichtet.

11. (S. 28.) D'Hespel d'Harponville. S. 457.

12. (S. 43.) Eine Zeitschrift, welche von ihrem Gründer zu Ehren Washington Irvings nach dessen mit vielem Beifall aufgenommener Jugendschrift: »History of New-York, by Dietrich Knickerbocker« benannt wurde.

13. (S. 44.) Vergl. über ihn S. 145. Noch vor wenigen Jahren erschien eine neue Ausgabe seiner, wenn ich nicht irre, ausgewählten Gedichte, die wir gerne durch gute Uebersetzung der deutschen Lesewelt vorgeführt sähen.

14. (S. 49.) Das eigenthümliche Familienleben schwindet mit dem gastfreundlichen Verkehr bei zunehmender Bevölkerung. In Mittelamerika (Honduras u. a.) giebt es keine Gasthöfe, der Reisende wird von Haus zu Haus empfohlen und als Gast mit offenen Armen empfangen, denn er vertritt die Stelle der schwach verbreiteten Zeitung. Nur an größeren Handelsstraßen wird Zahlung für Kost und Obdach entgegengenommen. Im Ganzen gilt Geldnehmen für kränkend, und der Reisende hat sich mit zahlreichen geringfügigen Geschenken zu versehen, die den Dank des Fremdlings für genossene Wohlthat ausdrücken sollen. In Liv-, Esth- und Curland ist es üblich, den Dienstboten (der Aufräumerin des Gastschlafzimmers und dem Diener) für die verweilte Nacht eine Kleinigkeit zu schenken, die je nach dem Gast oder Gastgeber und je nach der Dauer des Besuches (ob ein Tag oder mehrere Wochen) 10 Kop. (3⅓ Sgr) bis 1 oder 2 Rub. S. und mehr betragen. Wer so, wie in Livland, das Geschenk bis auf die Zeit der Abreise versparen wollte, würde in Centralamerika schlecht bedient werden, weil die Leute daran gewöhnt sind, wenigstens ein Mal wöchentlich ihren Medio oder Real zu empfangen (16½ oder 8¼ Kop. S.=5½ oder 2⅔ Sgr.). —

15. (S. 49.) So erzählt die Gräfin Merlin, der wir Einiges über habanesische Sitten abhorchten, die sie als Habaneserin und Ausländerin in einer Person wohl am richtigsten zu erfassen verstand.

16 u. 17. (S. 50.) Diese beiden Gegenstände werden im Deutschen schlechtweg Peignoir und Linon genannt; Ausdrücke, die wie andere Fremdwörter ohne Schwierigkeit über Bord zu werfen sind. Einmal aufmerksam geworden auf die Unzahl von entlehnten Worten, deren wir in unserer Schrift- und Mundsprache uns bedienen, überfällt uns Entsetzen und Schande über die Fahrlässigkeit! Wir gewahren, daß wir von hundert geborgten „Vocabeln"

höchstens fünf nicht ohne Verlust zurückgeben können, und haben uns doch so an den ausländischen Federputz gewöhnt, daß wir auf alltäglichste Worte uns lange besinnen müssen. Während wir durch die Wörterbücher von Grimm, Sanders und Andere über den unermeßlichen Reichthum, die unerschöpfliche Bildungsfähigkeit, die Tiefe und Schönheit des deutschen Sprachschatzes unterrichtet werden, scheint es, als hätten unsere gewandtesten Schriftsteller keine Ahnung davon, daß wir im Ueberfluß schwimmen und deutlicher und schöner in deutscher Sprache ausdrücken könnten, was wir mit Hülfe zusammengeborgter Fremdwörter einem großen Theile unseres Volkes unverständlich auftischen, wovon der Gebrauch zahlloser Fremdwörterbücher den sprechendsten Beweis abgiebt. — Der Denker, wollen wir einwenden, bedarf so gut als der Rechtsgelehrte und Naturforscher, so gut als der Seemann und der Schuhmacher zur Verständigung im Verkehr mit Seinesgleichen gewisser Handwerksausdrücke, durch die er freilich dem Laien unverständlich wird. Zudem erzeugt tägliche Uebung eine seltene Gewandtheit in Dingen, welche dem Verständniß des Ungeübten fremd sind. Der Nichteingeweihte vermag zunächst nicht zu unterscheiden, ob derjenige, welcher das große Wort führt, Mann von Fach ist, oder ob er nur auswendiggelernter Redensarten Meister wurde. Warum denn sollen diese Fachwörter fremden Sprachen abgeliehen werden, wo die eigene bildungsfähiger und formenreicher ist, als irgend eine andere? Selbst die Franzosen reinigen ihre Pflanzenkunde und andere Wissenschaften von lateinischen Wörtern.

Wenn Gutzkow hin und wieder in den „Ritter vom Geist" von competenten Richtern, von Frivolität, Minorität, Recherchen, Complimenten, von exclusiv, fanatisch, patriotisch, von interessiren und corrigiren schreibt, wenn vollends Julian Schmidt von concretem Leben, conventionellen politischen Fragen, romantischer Doctrin, absolutem Ideal, Maximen, Ideen, individuel, abstract, casuistisch, originell, mit Instinct, Harmonie, Cultur und Resignation geltend macht, „was die Sehnsucht nach individuellem, charakteristischem Leben gegen das humanisirende Streben der Aufklärung von poetischem, socialem, selbstpolitischem Standpunkt vorbringen konnte" ꝛc. (Geschichte der deutschen Nationalliteratur), so ist schwer zu sagen, ob mehr Sucht nach dem Anschein gelehrter Bildung, oder mehr Fahrlässigkeit und Nichtachtung der so hochgepriesenen Muttersprache diese Franzosenkrankheit unserer Schriftsprache erzeugt haben? Wie rein im Vergleiche zum letztgenannten Schriftsteller steht Varnhagen von Ense, in dessen Schriften doch häufigeres Vorkommen von Fremdwörtern erklärlich wäre. Minder fleckenlos ist unser neuerer Musterschriftsteller Adolf Stahr,

der als Forscher auf dem Gebiete alter Sprachen und alter Kunstwerke nicht von den Schlacken fremder Zungen sich frei zu halten im Stande war.

Was die Sprachverwirrung anlangt, stehen am tiefsten unsere Denker, welche die Waffenkammer des Aristoteles und Plato plünderten, um mit veralteten Sturmböcken und „Catapulten“ gegen die gezogenen Läufe der neuern Schießkunst sich zu vertheidigen, und die Zeitungsschreiber und staatsrechtlichen Tagesschriftsteller.

Selbstverständlich fiel es solchen Männern, die in ihrer Ausdruckweise bisher vollkommen sich gehen ließen, schwer, in reinem Deutsch zu schreiben. Um so größere Anerkennung und Verdienst wäre durch gegebenes Beispiel zu erwerben; und daß auf diesem Gebiete der deutsche Wortschatz vollkommen ausreicht, davon giebt eben Varnhagen das schönste Beispiel, während gleichzeitig der Fürst Pückler seine Unkenntniß in der Muttersprache beurkundete, als er die babylonische Sprachverwirrung seiner Schriften durch die Unmöglichkeit zu rechtfertigen suchte, mit dem Deutschen überall auszureichen. Und doch ist Varnhagen in allen seinen Schriften nicht nur ebenso zierlich, fein und anstandvoll, sondern viel maßvoller und gediegener, kräftiger — überall gleich klar und verständlich.

Aber nicht nur die deutsche Büchersprache, auch unsere Behördensprache steht im Begriff, unter fremdem Einfluß zu Grunde zu gehen. Giebt es denn für „Ukas“, „Torg“, „Salog“, »auctionis lege«, »in termino licitationîs«, „Appertinentien“, „Additamente“ und andere ähnliche Ausdrücke keine deutschen Worte? — Die alten würden wir nicht los und überladen uns mit dem Neuen.

Nur unsere Dichter machen löbliche Ausnahme, denn noch keiner unterstand sich, es sei denn mit besonderer Entschuldigung oder zur Beförderung der Heiterkeit in den Vers, namentlich das Lied, Fremdwörtern Eingang zu gestatten.

Vielleicht hilft die Eitelkeit, den Hang der Schriftsteller die bequem gewordene Gewohnheit zu besiegen, wenn wir an den alten Werken unserer Vorfahren wahrnehmen, wie lächerlich veraltete Fremdwörter in der deutschen Rede sich ausnehmen.

Liest es sich nicht ganz allerliebst, wenn der Liber Baro de Pufféndorff „die Historie für die anmuthigste und nützlichste Wissenschaft hält, welche sonderlich Leuten von Condition sehr wohl ansteht“, und „daß bei Privat-Information der Jugend einige von den alten Historicis vorgelegt werden sollen, welche Reflexion auch von anderen Scribentibus ist projectirt worden“. Worte, wie impolit, Discrepence, Intention, flattiren, redoutable, Affaire, Fauten, Passiones, Aemuli,

Valeur, considerable, werden vom kühnsten Sprachmenger im Deutschen heut zu Tage nicht mehr angewandt, und können sich doch in den angesehensten „Autoribus" des vorigen Jahrhunderts beliebig nachweisen lassen. Den „historischen Species facti der Disgrace" jener Wörter hier zu erörtern, wäre zu umständlich; und hatten die angeführten Proben nur den Zweck, unsern heutigen Schriftstellern im Spiegel der Vergangenheit ihr eigenes künftiges Zerrbild als abschreckendes Gespenst vorzuhalten.

Wenn ich auch mich selbst von dem gerügten Fehler nicht frei weiß, so kann ich mir doch das ehrliche Zeugniß ausstellen, nach Kräften dem fernen Ziele nachgeeifert zu haben, und hoffe, darum nicht minder verständlich und ungezwungen zu schreiben. (Vergl. auch Abschnitt 11.)

18. (S. 56.) Pasear, gleichbedeutend mit dem ähnlichen deutschen „Spazieren."

19. (S. 65.)

Zählte	1492	muthmaßlich	300,000	Einw.
=	1524	= =	6,000	=
=	1580	= =	16,000	=
=	1602	= =	20,000	=
=	1657	= =	30,000	=
		(Nach dem Verluste Jamaica's).		
=	1762	= =	150,000	=
=	1774	nach der ersten Pflichtzählung des Gouverneurs Luis de la Torre	172,620	=
=	1792	= =	272,300	=
=	1804	= =	432,000	=
=	1811	= =	636,980	=
=	1817	= =	553,028	=
=	1827	= =	704,480	=
=	1830	= =	715,000	=
=	1841	= =	1,007,624	=
=	1846	= =	898,752	=
=	1847	= =	938,752	= und
=	1856	wieder =	1,449,462	=

d. h. 732 auf die □ = Meile, nach Abzug des unbewohnteren Felsenlandes 970 Einwohner auf die □ = Meile. In Portorico fast das Vierfache. Ich sehe mich bei Durchsicht dieser Angaben außer Stande, eine Quelle für die starke Zunahme 1841 und die Wiederabnahme 1846 aufzuweisen. Die dreißiger Jahre sind die Jahre des Aufschwunges unter Tacon. Die Handelsbewegung hatte sich seit 1832 von 28,793,183 in acht Jahren auf 50,641,973 vermehrt.

(La Reine des Antilles. Tab. 1, p. 349.) Die meisten Eisenbahnen und die größten Strecken waren in den Jahren 1839 bis 1842 erbaut worden. — Für den Rückfall dagegen in die Jahre 1846 und 1847 (vorausgesetzt die Richtigkeit der Zahlen) wüßte ich keinen anderen Grund anzuführen, als die steigenden Widerwärtigkeiten der Sklaverei.

20. (S. 66.) La reine des Antilles par le Vte. Gustave D'Hespel d'Harponville P. 460.

21. (S. 70.) Die göttliche Abkunft der Weißen wurde von allen Indianern, mit denen die Spanier zusammentrafen, geglaubt, und es scheint, wenn man aus der weiten Verbreitung dieser Nachricht schließen soll, eine gewisse Beziehung auch der Antillenbewohner zu Mexico stattgefunden zu haben. Am deutlichsten sind die aus Mexico uns überlieferten Nachrichten, welche wir unter andern im Bernal Diaz del Castillo finden. Im 1. Buch 13. Cap. erwähnt er einer alten Sage bei den Eingeborenen Mexico's, welche von einem Volke erzählt, das von Sonnenaufgang herkommen und sich der einst der Herrschaft des Landes bemächtigen sollte. Die Cubaner nannten sie schlechtweg Sonnensöhne. Regelmäßiger Verkehr fand nicht ein Mal nach Jucatan statt, noch an die Cuba zunächst gelegene jucatekische Insel Cozumel (Cuzamil hieß Schwalbe). Verschlagene Böte wurden geplündert, die Mannschaft den Göttern geopfert. Die Sprache Cuba's, welche auf Jamaika (Bernal Diaz, Buch I, Cap. 8) geredet wurde, war hier den Jucateken unverständlich, z. B. hieß der Cazique auf Cozumel Calachioni, bei S. Juan de Ulna (Vera cruz) Tlatoan, weiter nördlich Lepolucio. — In Buch II, Cap. 1 erzählt Bernal Diaz von einem halbvergoldeten Helme, der auf Bitten eines Abgesandten Montezuma's diesem von Cortez zugesandt worden wäre, denn dem aufgeweckten Botschafter Tendile fiel die Aehnlichkeit dieses Helmes mit demjenigen auf, der als ein Erbstück grauer Vorzeit, dem Kriegsgott Huitzilopuchtli (Fitzliputzli) zum Kopfschmuck diente. „Als nun Montezuma, heißt es weiter unten, die Sturmhaube erblickte und sie mit der seines Götzen verglich, zweifelte er keinen Augenblick länger, daß wir zu dem Volke gehörten, von welchem seine Voreltern prophezeit hatten, daß es dereinst kommen und der Herrschaft des Landes sich bemächtigen werde.“ „Seitdem wir bei Potonochan, Tabasco und gegen die Tlascalteken to tapfer gefochten und er unsere Schlachten in den Gemälden gesehen, welche man ihm darin entworfen, sei ihm hierin kein Zweifel mehr geblieben.“ (Buch II, 11. Cap.) Genauere Nachrichten über diesen Gegenstand werden von unserem Chronisten als Augen- und Ohrenzeugen angeführt, auch Columbus in seinem Bericht an den Kaiser, ebenso Torquemada, Lorenzano (in Cortez' Lebensbeschreibung) und Andere bringen nicht minder merkwürdige Kunde. In der Stadt Tlaseala erzählten die Ein-

geborenen Cortez auf ihrem Durchzuge nach Mexico (B. D. B. III, Cap. 20): Ein Götze, den sie in hohen Ehren halten, habe ihnen verkündigt, es würden einst Leute von Sonnenaufgang her und aus fernen Ländern kommen, von denen sie unterjocht und beherrscht werden würden. Auch bei der Friedensunterhandlung wäre diese alte Prophezeiung zur Sprache gekommen, und sie hätten den Spaniern ihre Töchter hauptsächlich angeboten, um Verwandtschaft mit ihnen zu knüpfen und Beistand gegen die Mexicaner zu erhalten. Ueber die Einwanderung weißer Menschen berichtet für Brasilien Stephenson in seinen „Travels in South-America" Bd. I. S. 394, ebendaselbst für Bogota und S. 394 für Peru, für letzteres umständlicher der Inca Garcilasso de la Vega in den „Commentarios reales, que tratan del origen de los Yncas". Lissabon 1609 fol. für den Norden u s. w. Das ausgezeichnete Werk: „Antiquitates Americanae sive scriptores septentrionales rerum Anto-Colum Cianarum in America. Sammling of de i Nordens Oldscrifter indeholde Efterretninger om de gamle Nordboers Opdagelses reiser til America fra det 10. til det 14 Aarhundrede. Edidit Societas regia Antiquariorum septentrionalium". Hafniae 1837. 4. Ferner Karl Wilhelmis: Island, Hitramannaland, Grönland und Vinland, oder der Normänner Leben auf Island und Grönland und deren Fahrten nach Amerika schon über 500 Jahre vor Columbus. Heidelberg 1842. 8°., endlich G. Klemm's Allgemeine Cultur-Geschichte der Menschheit V. Nehmen wir diese und andere Zeugnisse zusammen, so scheinen sie allerdings auf eine ältere Besetzung Amerika's durch Europäer hinzudeuten, die wir etwa mit den normännischen Zügen in Verbindung stellen dürften. Man vergleiche in Stephen's Jucatan Tafel 51, namentlich die Figur unten rechts und 52, III, die Kopfbedeckung auf der Figur rechts. — Auffallender noch ist in Stephen's Centralamerika, Tafel 41, die Altartafel mit dem unverkennbaren Kreuze und einem daraufstehenden Hahne. Wagehalsige Sprachdeuter würden auch im Chiaponakischen Urahn Votan, im mexicanischen Worte Teutl, Gott (teutles wurden die Weißen von den Eingeborenen genannt) Anknüpfungspunkte suchen und es sowohl zum germanischen (Teul-Teufel) als zum griechischen und lateinischen Wortstamme (θεός, deus) in Beziehung setzen. Ich zeichne diese Dinge hier auf, ohne ihnen jedoch — so lange nicht schwererwiegende Beweisstücke beigebracht wurden — einen Werth beizulegen. Möge die Richtung derer, welchen die gesammte betreffende Schriftwelt zu Gebote steht, das Ihrige hinzu oder davon thun! —

22. (S. 70.) H. Burmeister vergißt in seinen interessanten geologischen Bildern, Bd. II, S. 304, das Zeugniß der Conquistatoren, welche

erzählen, daß die Indianer schon vor Ankunft der Spanier Mais besaßen. (Siehe Anm. 140.)

23. (S. 71.) Car. Coquel Bull. amp. Coll. III. 234.

24. (S. 73.) Guanacabibes, Guaniguanico, Marien, Habana, Macuriges, Hanabana, Sabana oder Sabaneque, Cubanacan, Jagua, Guamuhaya, Magon, Ornofai, Camagüei, Guaimaros, Cayaguago, Cueiba, Maniabou, Guacanayabo, Macaca, Bayamo, Maige, Maquanos, Guaimaya, Bayaquitiri, Barajagua, Bajuco, Sagua, Baracoa, Maysi. Die meisten dieser Namen haben sich als Fluß-, Busen-, Vorgebirg- oder Ortsnamen bis auf den heutigen Tag erhalten.

25. (S. 75.) Dampier's Reisen, Theil II, S. 110.

26. (S. 77.) Südlich von der heutigen Habana.

27. (S. 80.) Die alten Schriftsteller sind uneins. Während Herrera II. die Umschiffung dem Ocampo zuschreibt, erzählt Petrus Martyrus Decad. 11. L 7, S. 161. 2, daß sie von Pinzon vollzogen worden sei.

28. (S. 81.) Narratio Regionum indicarum per Hispanos quosdam devastatarum verîssima. Barthol. Las Casas. Francofurti MDCVIII. p. 23—24. Ein von Carl dem Großen bezwungener Sachsenfürst gab einer ähnlichen Frage dieselbe Antwort. — Die Spanier wurden häufig von der verständig-klaren Denkungsart und schlagenden Schlußfolgerungen der „wilden" Indianer in Staunen oder Verlegenheit gesetzt. Wie menschenfreundlich besonnen lautet die Antwort des cubanischen Greises auf S. 79. Sei uns vergönnt, hier noch andere und ähnliche Züge aus Bernal Diaz beizubringen (Buch I, Cap. 11). „Als die Indianer von Tabasco aufgefordert wurden, dem Kaiser Carl zu huldigen, erwiderten sie, daß sie den Spaniern gern Lebensmittel geben und Tauschhandel eröffnen würden; im Uebrigen hätten sie ihren Oberherrn und wunderten sich, wie wir — kaum erst eingetroffen —, ohne sie im mindesten zu kennen, ihnen gleich einen Herrscher geben wollten." Die Tlascalaner erwiderten Cortez (B. D. Buch III, 15. Cap.) auf die Zumuthung, den christlichen Glauben anzunehmen: „Wir wollen gerne glauben, daß euer Gott und diese erlauchte (Jung-) Frau (Maria) recht gütige Wesen sind; aber bedenke ein Mal, wie es erst so wenige Tage sind, seit ihr in unser Land gekommen seid und unsere Wohnungen betreten habt. Es braucht doch Zeit, bis wir euer ganzes Thun und Lassen und eure Götter besser kennen gelernt, und haben wir dies einmal, so werden wir gewiß erwählen, was recht ist. Wie kannst du verlangen, daß wir unsere Götter aufgeben sollen, die wir schon so viele Jahre lang als solche anerkannt, angebetet und ihnen Opfer gebracht haben." Nach B. D. Band 2, Buch IV, Cap. 14 erwiderte Montezuma dem Cortez auf dessen Ansinnen, ein Muttergottesbild auf die Höhe

des größten Tempels neben den Götzenbildern aufzustellen ꝛc. „Wenn ich hätte vermuthen können, daß du eine solche Schmährede hier aussprechen würdest, wie du eben jetzt gethan, so möchte ich mich wohl enthalten haben, dir meine Götter zu zeigen. In unsern Augen sind es gute Götter; sie verleihen uns Leben und Gedeihen, Wasser und gute Ernten, gesunde und fruchtbare Witterung und Siege, wenn wir sie darum bitten, deshalb ist ihnen unser Gebet und sind ihnen unsere Opfer gewidmet. Ich muß dich sehr bitten, kein ehrfurchtloses Wort mehr zu sprechen.“

Es ist ein eigenes Ding um den Glauben! Mit ihm gewinnt ein Herrscher neue Völker, — durch ihn macht er ihre Herzen sich abwendig. Ist der Glaube nicht heilig? Sprache, Sitte, Recht und Glaube sind Dinge, deren kein Volk ohne Verlust seiner Ehre sich begeben kann, und welcher Regent in unsern erleuchteten Zeiten wollte seine Unterthanen der Ehre berauben? Wem sein Glaube, seine Volksthümlichkeit, seiner Väter Recht und Gewohnheit feil war, der ist auch aller Schandthaten fähig, und der Monarch zittere, der über solche Nichtswürdige gebietet!

29. (S. 81.) Vergl. Charlevoix histoire de l'Isle Espagnole L. 321.

30. (S. 81.) Bernal Diaz del Castillo erzählt (Band I, Buch V, Cap. 1), daß der Statthalter Diego Velasquez ihm und mehren andern Kriegsleuten, die von Cuba aus neue Entdeckungsreisen zu unternehmen wünschten, ein Schiff auf Credit habe geben wollen, unter der Bedingung, daß sie zuerst einen Einfall in den Guanajosinseln (jetzt Baiinseln genannt, Ruattan, Bonaca u. a. m.) machen und drei Schiffsladungen Indianer holen sollten, die er als Sklaven brauchen könne, wodurch das geliehene Feldzeng bezahlt sei. „Wir aber“, fügt Bernal Diaz dazu, „fühlten wohl, daß Diego Velasquez Unrechtes verlangte, und antworteten, weder Gott noch König haben uns befohlen, aus freien Leuten Sklaven zu machen.“

Diese menschenfreundlichen Gesinnungen hatten sich bei unseren alten Soldaten während der Entdeckungs- und Eroberungszüge in Mexico abgestumpft, denn an verschiedenen Orten erzählt er, daß sie „Sklaven mit dem Merkeisen gebrannt“ hätten.

Vergleiche über die Einfuhr der Guanajossklaven Gonzalez Fernandez de Oviedo, alias Valdez S. 41.

31. (S. 81.) La reine des Antilles Vcte. Gust. d'Hespel d'Harponville p. 11.

32. (S. 81.) L'isle de Cuba et la Habana par E. M. Masse. Paris 1825. p. 240.

33. (S 82.) Ramon de la Sagra hist. fis. pol. y natur. de la isla de Cuba. L. p. 154. Apendix XL et XLVI.

34. (S. 82.) Albert Hüne. Historisch-philosophische Darstellung des Negersklavenhandels I. 137.

35. (S. 83.) Gomara. Historia de las Indias. fol. XXVII.

36. (S. 83.) Humboldt. Essai politique sur l'île de Cuba 1826. p. 150—155.

37. (S. 83.) Raynal VI. 271.

38. (S. 83.) L'île de Cuba et la Habane par Masse. p. 211.

39. (S. 83.) La Habane par la comtesse Merlin II. 159.

40. (S. 83.) In augenblicklicher Ermangelung einer Urquelle: La Habane par la comtesse Merlin II. p. 131 et 132.

41. (S. 83.) Ramon de la Sagra a. a. O. Apendix. No. LXXXIX u. f.

42. (S. 84.) La Habane par la comtesse Merlin II. 134.

43. (S. 84.) Huber. Aperçu statistique sur l'île de Cuba. p. 74.

44. (S. 84.) Huber a. a. O.

45. (S. 84.) La reine des Antilles p. d'Hespel d'Harponville p. 14.

46. (S. 85.) Memorias de la seccion de Historia de la sociedad patriotica de la Habana 1831.

47. (S. 85.) Huber, aperçu statistique de l'ile de Cuba p. 80.

48. (S. 85.) E. M. Masse. L'île de Cuba et la Havane p. 362.

49. (S. 86.) Huber. Aperçu statistique sur l'île de Cuba p. 74.

50. (S. 86.) Ramon de la Sagra am letzten angezeigten Orte.

51. (S. 86.) De la traité des esclaves en Afriqne. Paris 1840.

52. (S. 86.) Watchman vom 21. Februar 1838.

53. (S. 86.) Ramon de la Sagra I, 146. Apdx. LI. Erst von 1775 ab lassen sich die Verhältnißzahlen der cubanischen Bevölkerungsfarben genauer angeben. Sie waren:

	Einwohner.	Weiße.	Freie Farbige.	Sklaven.
1524 (meist Ureinwohner)	6,000	150	—	300
1774 (a.)	171,620	96,150	30,847	44,333 [a]
1792 (b.)	272,300	133,559	54,151	84,590 [b]
1804 (c.)	432,000	234,000	90,000	108,000 [c]
1811 (d.)	630,980	257,380	115,691	225,268 [d]

(dazu 32,641 Fremde.)

---

a) Amtlich. Ramon de la Sagra. Raynal VI, Anh. Tab. 2. anders.

b) Humb. S. 129 giebt nur 272,141, Depont 254,820 an. Voyage a. l. Terre firme I, 220.

c) Humboldt. Nouv. Esp. 164.

d) Humb. I, 137.

1817	553,033	239,830	114,058	199,045 (?)
1827	704,487	311,051	106,494	286,041 (?)
1830 (a.)	715,000	325,000	130,000	260,000 [a])
1847 (b.)	938,752	—	—	—
1856	1,449,461	564,698	216,176	662,587.

Diese zum Theil nach Dr. Meinecke's geschätztem „Versuch einer Geschichte der europäischen Colonien in Westindien" wiedergegebene Uebersicht ist für das Jahr 1792 nach Ramon de la Sagra ergänzt und berichtigt worden, der nach andern Quellen die Gesammtzahl der Einwohner für 1827 auf 553,033, also auf 77,947 geringer angiebt, als Meinecke für das Jahr 1811, was jedoch auf nicht verstandenen Citaten beruht. Aus dieser, wie aus der mit Angabe der Geschlechter versehenen Tabelle Ramon de la Sagra's geht hervor, daß auf Cuba die Freien stets stärker vertreten waren, als die Sklaven und selbst die Weißen der Gesammtzahl der Schwarzen unbedeutend nachstanden. Die unkluge Einfuhr zahlloser Sklavenmengen, der ein völliges Verbot auf dem Fuße folgte, hatte die Anzahl der Schwarzen auf 36 bis 40% gesteigert und kehrte das Verhältniß der weißen zur schwarzen Bevölkerung um.

Sollte die für 1856 Zeitungsnachrichten entnommene Angabe nicht falsch sein, und die schwarze Bevölkerung in den letzten 25 Jahren sich nahebei verdreifacht haben, was bei der anerkannt starken Sterblichkeit bei den Negern nicht ohne Hülfe verbotener Sklaveneinfuhr geschehen konnte, so wird Cuba den bösen Einfluß einer falschen Politik erfahren.

54. (S. 86.) Begebenheiten auf einer Reise in Jucatan von John L. Stephens, übersetzt von Meißner S. 21, auch Bernal Diaz del Castillo: Historia verdadera de la conquista de la Nueva España etc. 1632. Band I, Cap. 4 und 5.

55. (S. 87.) Bernal Diaz a. a. O. Cap. 8.

56. (S. 87.) A. a. O. Band II, Buch 5, Cap. 4.

57. (S. 87.) A. a. O. Band II, Buch 6, Cap. 8.

58. (S. 88.) La reine des Antilles par G. D'Hespel d'Harponville 1850. Paris p. 14.

59. (S. 91.) Cuba and the Cubans p. 19.

60. (S. 92.) La Reine des Antilles p. 57.

61. (S. 92.) Cuba and the Cubans p. 28.

62. (S. 93.) La reine des Antilles p. 18.

63. (S. 94.) Ramon de la Sagra. Historia fisica politica etc. de la isla de Cuba. II.

---

a) Meinicke 599 u. Anm. IV. II, 40. Humb. I. 137.

b) d'Haspel d'Harponville S. 61.

64. (S. 102.) Diodor der Sikuler schreibt im Buche V, S. 19. Afrika gegenüber liegt im großen Ocean in einer Entfernung mehrerer Tage nach Westen eine sehr große Insel mit fruchtbarem Boden, theils gebirgiger, theils ebener Natur. Und dieser Theil hat an Annehmlichkeit den Vorzug verdient, denn die Flüsse, welche ihn befeuchten, werden hier schiffbar. Paradiesische Obstgärten, angefüllt von verschiedenen Bäumen, sind von süßen Gewässern durchschnitten. Landgüter mit kostbaren Gebäuden und malerische Lusthäuser treten uns hier entgegen. Da das Land Vergünstigung zu Lustbarkeiten und Vergnügungen in reichem Maße darbietet, bringt man hier die Sommerzeit zu.

Im Gebirge werden undurchdringliche große Waldungen mit verschiedenartigen Fruchtbäumen, ebenso Thäler und Quellen zu den Erholungen des Berglebens geeignet angetroffen. Ja die ganze Insel wird von Sprudelquellen süßen Wassers berieselt, woraus den dort Lebenden nicht nur erwünschtes Vergnügen, sondern auch Gesundheit und Stärkung entspringt. Jagd auf alle Art Wild bietet sich dar, dessen Menge nichts an Lust und Aufwand der Tafel missen läßt. Ueberdies ist das die Insel umspülende Meer reich an Fischen, weil der Ocean überall je nach seiner Lage von andern Arten wimmelt. Die überaus große Milde des Klima's bringt während der längeren Zeit des Jahres Baumfrüchte hervor, unter denen einige durch Schönheit und Wohlgeschmack sich auszeichnen. Das Land ist so hoch gesegnet, daß es mehr ein Sitz für Götter als für Menschen zu sein scheint.

20. Vormals war es wegen seiner vom übrigen Erdkreis entfernten Lage unbekannt gewesen, wurde aber auf folgende Art entdeckt: Die Phönicier unternahmen in grauer Vorzeit häufig Handelsreisen, wodurch sie die Gründer vieler Colonien in Afrika und nicht weniger in den Gegenden Europa's wurden, welche nach Westen hin sich erstrecken. Als aber ihre Unternehmungen durch größere Erfahrung bereichert waren, schifften sie durch die Säulen des Herkules in's Meer hinaus, welches Ocean genannt wird, und gründeten zuerst unmittelbar neben der Meerenge auf der europäischen Halbinsel die Stadt, welche Gadeira (Cadix) genannt wird, in welcher sie, als am geeigneten Orte, einen stattlichen Herkulestempel errichteten, um darin, nach phönicischem Gebrauch, Opfer zu bringen. Dieser Tempel ist, wie vor Alters, auch bis auf unsere Zeit in höchster Verehrung gehalten worden, so daß selbst viele durch Adel und Großthaten berühmte Römer jenem Gotte Gelübde geweiht, und nach glücklich ausgeführtem Unternehmen gelöst haben. So geschah es, daß die Phönicier, nach Zurücklegung der Säulen längs der Küste Afrika's hinsteuernd, durch Stürme auf langwierige oceanische Irrfahrten abgelenkt wurden. Nach vielen Tagen endlich sahen sie durch die Gewalt des Sturmes zur

obengenannten Insel sich getrieben. Sie, als die ersten Entdecker, überlieferten die Nachricht von der vorzüglichen Beschaffenheit derselben der übrigen Welt. Als nun die Thyrener der Seeherrschaft sich bemächtigt hatten, wollten sie eine Ansiedelung auf dem neuen Insellande gründen, aber die Carthager widersetzten sich dem, theils weil sie fürchteten, daß viele ihrer Mitbürger, durch die Vorzüge der Insel angezogen, dorthin auswandern möchten, theils, damit sie dort einen sichern Zufluchtsort bereit wüßten, wenn durch plötzliche Schicksalstücke der Staat Carthago verderblichen Schaden erleiden sollte; denn sie getrauten sich, noch Herren des Meeres, auf dieses den Siegern unbekannte Eiland mit allen Familien übersiedeln zu können. —

Auf diese Angelegenheit denke ich an einem andern Orte wieder zurückzukommen, und verweise einstweilen nur auf Plutarch's »de facie in orbe lunae«, Cap. 26, das Leben des Sertorias, Cap. 8, und die in den »Fragmenta historicorum Graecorum« ed. Carol. & Theod. Müller. Paris. Didot 4 vol. 1841—1851. zusammengestellten Quellen (Poseidonios und Marcellus), auf des Pseudo Aristoles »Mirab. auscult.« Cap. 48 und 136. In seiner „Geschichte und System der Platonischen Philosophie" I, 703, Anm. 707 führt C. F. Hermann verschiedene andere Quellen an. Von größter Wichtigkeit ist: Etudes sur le Timée de Platon par Th. H. Martin. Paris 1841. I, p. 257—334. — Ueber die Atlantis sind Platons Timaeos und Kritias zu vernehmen, denen Strabo 2, 3, 6 und Plinius in der Naturgeschichte VI, 36 gefolgt sind, ein Stoff, den Humboldt in seinen kritischen Schriften auf geistreiche Weise bereits kritisch behandelt hat. —

65. (S. 106.) Im achten Capitel des ersten Buches seiner »Historia verdadera etc.« erzählt Bernal Diaz del Castillo: „Als Cuba noch nicht völlig der Krone Spaniens unterworfen war, strandete ein zur Sklavenverschiffung aus S. Domingo nach den Lucayen bestimmtes Fahrzeug an der Nordküste im jetzigen Hafen von Matanzas. Um die am Bord befindlichen dreißig Spanier und zwei Spanierinnen über den Fluß zu bringen, sammelten sich eine Menge Indianer der Umgegend und erboten sich, die Schiffbrüchigen in ihren Wohnungen zu speisen. Als aber die Böte mitten im Fluße waren, wurden sie von den Cubanesen, welche in großer Ueberzahl folgten, umgestoßen und die Weißen ersäuft. Nur drei Männer und eine Frau blieben am Leben. Die Frau, welche sehr schön war, verfiel dem Angesehensten unter den verrätherischen Kaziken als Beute. Ich habe die Frau", fährt Bernal Diaz fort, „selbst gekannt, sie verließ nach der Eroberung Cuba's den Häuptling und heiratete einen Bürger der Stadt Trinidad, Namens Peter Sanchez Farfan."

Auch die drei Männer waren unserm Chronisten nicht fremd, er erzählt von dem dritten Cascorro, einem Fischer von Huelva, „daß der Kazike, dem er zuerkannt war, ihm seine Tochter zur Frau gegeben und nach Sitte der Eingeborenen Löcher durch Ohren und Nase gebohrt habe."

66. (S. 110.) Jagua bedeutet eine Art Palmenrinde, mit deren Hülfe die Eingeborenen ihre Hütten bauen.

67. (S. 112.) D'Hespel d'Harponville a. a. O., S. 375, giebt die Zahlen im Einzelnen an.

68. (S. 113.) Die Quelle des Flusses von Banao ist berühmt als die klarste und stärkste auf Cuba, sie erhebt sich aus dem Grunde einer 3½ Fuß tiefen Höhlung mit solcher Gewalt, daß sie nicht unansehnliche Steine wie Schaum an die Oberfläche treibt. Wie manche andere Gewässer in zerklüfteten Gebirgslande, verliert sich der Banao diesseits der Südküste 4 Werst oder ⅗ deutsche Meilen von seinem Ursprung.

69. (S. 114.) Der Waarenumsatz belief sich im Jahre 1847 auf 869,344 Piaster, allein eine größere freie Entwickelung ist durch das seichte Wasser beengt, welches — von nur fünf bis sechs Fuß Tiefe — größeren Seeschiffen unzugänglich bleibt. Die Küstenfahrer gelangen bis zur Stadt beinahe drei deutsche Meilen flußaufwärts mit Hülfe der Flut, nicht ohne große Beschwerde.

70. (S. 115.) Die ursprüngliche Lage des Ortes mußte wegen einer ihm eigenthümlichen Landplage der Ameisen verlegt werden, welche nicht nur die Speisevorräthe, sondern auch die Kinder in der Wiege verzehrten.

71. (S. 116.) Die Eisenbahn von 9½ deutsche Meilen (66 Werst) Länge ist auf 600,000 Piaster veranschlagt, von denen beim Beginn des Baues erst 50,000 in Actien gezeichnet waren.

72. (S. 118.) La Reine des Antilles par G. D'espel d'Harponville. p. 184—185.

73. (S. 125.) Schon Herrera auf Seite 11 seiner Description ꝛc. erzählt von den zahlreichen Estancias und dem Fleischreichthum dieser Gegend.

74. (S. 127.) Diese in Europa gemeiniglich Sant Jago genannte Stadt kennt man auf Cuba unter dem Namen Cuba und versteht unter Santiago wol ohne Ausnahme eine an der Eisenbahn südlich von der Habana gelegenen Ort.

75. (S. 135.) Seit jener Aufzeichnung hat die Einwohnerzahl Cuba's, wie zu Anfang angegeben, und ebenso die Länge der Eisenbahnen zugenommen. Die nämlichen Aenderungen jedoch in anderm Verhältniß fanden in den übrigen Staaten statt. Für Cuba haben wir 1,008,000 Einwohner zu Grunde gelegt.

76. (S. 139.) Huber. Aperçu statistique de l'île de Cuba p. 12 giebt irrthümlich 400,000 Pfd. St. an, die wohl Piaster bedeuten könnten.

77. (S. 141.) La Havane par la Comtesse Merlin T. II, p. 143.

78. (S. 141.) Huber. Aperçu statistique de l'île de Cuba p. 64, d'Harponville La Reine des Antilles p. 278. Cuba and the Cubans p. 70.

79. (S. 141.) La Havana p. l. Comtesse Merlin T. V, p. 136—153.

80. (S. 142.) „Unsre Wäsche im eigenen Hause waschen".

81. (S. 142.) Cuba and the Cubans p. 144.

82. (S. 142.) Ich habe ein starkes Heer unter meinem Befehl. Laßt die Verschwörer aufbrechen und ich werde sie vernichten, aber nicht früher.

83. (S. 143.) Comtesse Merlin II, 144—145.

84. (S. 143. d'Harponville p. 279.

85. (S. 144.) A. a. O.

86. (S. 144.) Bestechung des Geistlichen z. B. mit einem Paare neuer Stiefeln.

87. (S. 145.) Cuba and the Cubans p. 45.

88. (S. 145.) Die Zeitschrift: Das Ausland. Jahrg. 1844 Nr. 348.

89. (S. 147.) d'Harponville p. 20 et 361.

90. (S. 151.) Cuba and the Cubans p. 64 etc.

91. (S. 152.) Diese Bons, welche in New=York in der Wallstreet durch Mäkler abgesetzt wurden, zeigten am oberen Rande ein mystisches Wappen, unter demselben folgte ein ausführlicher erläuternder Text, dann die Angabe des Nennwerthes von 2000 Dollars 6% verzinsbar und zahlbar im Falle des Sieges binnen fünf Jahren. Gezeichnet am 30. April 1850 in New=Orleans durch Narcisso Lopez, „Oberhaupt der patriotischen Junta zur Beförderung der politischen Interessen von Cuba", ferner durch J. Sanchez Iznaga und A. J. Gonzales, Juntamitgliedern, als Zeugen, und zuletzt — behufs der Credites im Norden — vom Richter am Oberappellationsgerichte zu Missis=sippi, dem Herrn Colesworth Pinckney Smith! —

Ein Gefangener, den die Spürhunde eines Pflanzers aufgebracht hatten, sagte auf Befragen aus, daß ein Herr Legur, Besitzer des Missisippideltas (Firma: Legur, Cuchins & Comp.), als Betreiber und Ausrüster der Expedition, Waffen, Kleider, Schießbedarf und Geld herbeigeschafft hätte, Letzteres namentlich durch einen Ankauf von 50 bis 100 Bons, welche er zu 10 bis 20% auf dem Markte erstand.

92. (S. 166.) Masse l'isle de Cuba et la Havane p. 174—175. „Die meisten Negerinnen nehmen nackend diese Stellung an, halten ihre Hand ebenso, ich hätte fast gesagt, mit derselben Anmuth als die Venus von Medicis."

93. (S. 167.) Nach neueren Reiseberichten geht in einer Gegend Central=afrika's die nämliche Verunstaltung der Köpfe im Schwange.

94. (S. 169.) Unter jenem Breitengrade sind Jahr aus Jahr ein etwa zehn Arbeitsstunden üblich, während im europäischen Norden zwölf Arbeitsstunden im Durchschnitt des Jahres, im Sommer, während der heißesten Zeit und längsten Tage vierzehn Arbeitsstunden, mit zweimaliger Rast-Unterbrechung gerechnet werden. Es darf freilich nicht übersehen werden, daß die kurzen kühlen Sommernächte des Nordens die Kraft des Arbeiters mehr stärken, als die langen heißen Nächte Cuba's.

95. (S. 169.) Solche Fälle sind selten und die Uebelthäter von der öffentlichen Meinung gebrandmarkt, nur fehlt ein Gesetz, das — nicht den Uebelthäter strafte, sondern — den Uebelstand besserte. Der menschenfreundliche Sinn der spanischen Creolen wird auch diese Lücke zu füllen wissen! Was Gerdauen in seiner Onkle-Tomiade den Pflanzern aufbürdet, sind Ausbrüche eines dichtenden Geistes, dessen Körperhülle wol nie cubanischen Boden betrat.

96. (S. 170.) Dieser Abschnitt wurde bereits 1852 geschrieben und 1853, wo ich nicht irre, in Nr. 8 der „Novellenzeitung" abgedruckt, lange vor dem Hackländer's lebendige Schilderungen in seinem „Europäischen Sklavenleben" (1854) die Verwandtschaft der Verhältnisse von Amerika und Europa genauer darlegten.

97. (S. 179.) Während Glaubensboten aller christlichen Bekenntnisse unter die Heiden gehen und sich gegenseitig in den Augen der neugewonnenen Seelen verketzern, wird der sittliche Einfluß Europa's auf die rohen Völker Afrika's noch durch mancherlei Vorgänge erhöht. Die Herren „Regis & Comp." (vielleicht ein Spielwaarenlager), so berichteten die Zeitungen im Jahre 1853, halten in Paris ein »Dépôt de dieux africains«. Der Hauptabsatz geht zum Königreiche Senegal, dessen Fürsten an den zierlichen Papier mâché-Göttern Geschmack finden. Wie friedlich — wenn es zu glauben erlaubt wäre — ziehen die katholischen Priester in Gesellschaft der Kaufleute, die einen mit Rosenkränzen, die andern mit Göttern, vortheilhafte Geschäfte zu betreiben!

98. (S. 170.) Indische Gesetzsammlung, auf Befehl des Königs und des höchsten indischen Rathes in Druck gegeben von u. s. w.

99. (S. 171.) Unparteiische Gedanken über die Menschenfreundlichkeit der Spanier gegen vermeintliche Denker und Staatsmänner, zur Erläuterung der Geschichten von Reynal und Robertson, italienisch verfaßt vom Abt Juan Ruiz und übersetzt u. s. w.

100. (S. 171.) Für einige Fälle hat das Gesetz die Preise des Freikaufs festgestellt. Will eine Sklavin ihr Kind, mit dem sie schwanger geht, freikaufen, so muß der Herr solches gestatten, und darf nicht mehr als eine Unze Goldes

(22 Rub 28 Cop. S. oder 23 Thlr. 9 Sgr.) fordern, andere Preise gelten für andere Altersstufen der Kinder. Daß der Preis für die Freiheit eines noch nicht geborenen Kindes höher ist, als uns auf den ersten Blick bedünkt, dafür möge nachstehendes Sterblichkeitsverzeichniß den Beweis liefern:

1834.	Geboren.			Gestorben.			Unterschied.		
	M.	W.	zusam.	M.	W.	zusam.	M.	W.	zusam.
Weiße	808	792	1600	676	585	1261	+132	+207	+339
Schwarze	845	805	1650	949	904	1853	−104	− 99	−203
Zusammen	1653	1597	3250	1625	1489	3114	+ 28	+108	+136

Solches ergiebt 1 Geburt auf 20 Weiße Bewohner, 1 auf 23 Neger und 1 auf 21,7 der Gesammtheit, Todesfälle dagegen 1 auf 25 Weiße, 1 auf 20 Farbige und 1 auf 22,6 der Gesammtheit.

Ramon de la Sagra, dem ich diese Zahlen entlehne, fügt ohne genauere Begründung hinzu: „diese Verhältnisse sind nicht genau, denn die Bevölkerung der Sprengel muß größer sein, als sie in der statistischen Tabelle angegeben wird“. Wie manche Geburt, namentlich der Schwarzen, dem Geistlichen verheimlicht worden war, zeigt die Sterbeliste. Der spanische Autor erschrickt, denn er findet, daß die Sterblichkeit in der Habana (vielleicht mit Ausnahme St. Petersburgs, das nur vom Zauber eines mächtigen Kaiserwillens wie der Geist über dem Wasser gehalten wird) größer ist, als auf irgend einem Theile Amerika's oder Europa's, denn

in Guadeloupe wie in Deutschland stirbt 1 von 45
" Martinique " " Rußland " 1 " 33
" Guyana " " der Lombardei " 1 " 31
" Bourbon " " Dänemark " 1 " 30.

Die Uebertreibung ungenauer Zählungen abgerechnet, trägt jedenfalls die Nichtbefolgung aller Gesundheitsregeln die drückendste Schuld an der großen Sterblichkeit der Negerbevölkerung Cuba's. Der allgemein verbreitete Glaube, als sei der Genuß geistiger Getränke unter tropischen Himmelsstriche der Gesundheit zuträglich, als könnte frisches Wasser ungemischt zu trinken nur schädlich wirken, ist — ein Aberglaube, unter dessen Einfluß ich schwer gelitten habe und manchen Europäer jämmerlich zu Grunde gehen sah. Ein sogenanntes Acclimatiren giebt es nicht! Biegen oder — Brechen! und das vomito negro ist eine böse Sache! — das Acclimatiren besteht im Grunde nur in dem Versuch, ob die Lebensart und Gesundheit eines Menschen das neue Klima verträgt oder nicht, ob der Fremdling leiblich davon kommt? Aber nicht jeder, der sein Leben davon trägt, darf sich dessen freuen, denn die sogenannte Acclimatationskrankheit, die er „glücklich übersteht“, ist der erste Nagel zu seinem Sarge.

101. (S. 172.) Viele jener Sklavengesetze sind fast wörtlich dem römischen Recht entlehnt.

102. (S. 172.)
103. (S. 174.) } La Havane p. M. C. Merlin II. 157. u. a. m.
104. (S. 175.)

105. (S. 180.) Welcher Herrscher hat denn auf den Besitz Cuba's gesonnen? — Wieder nur Wortfechterei, Sand für die Augen derer, die ihn sich selbst in's Gesicht schütten wollen! Was sind doch die Finten der europäischen Staatsweisheit läppisch, kleinlich gegen die derben ansehnlichen Aufschneidereien nordamerikanischer Barnums! Menuet und Fußtritte!

Das ist wohl das Ziel, von dem im Jahre 1846 A. Ruge (a. a. O. II, 338) meinte, daß der Nordamerikaner am wenigsten fern sei, „weil er nicht die menschliche Gesellschaft, sondern den isolirten Menschen (den Egoisten) und sein make money zum Princip hat." Man stelle sich diesen Bruder Jonathan vor, der seine Vermittelung den Höfen von Paris, London und Petersburg in der orientalischen Frage anbietet!

106. (S. 201.) Arnold Ruge schreibt über S. Domingo in seinem Buche Zwei Jahre in Paris, 1856 II, 180: „Die Herrn von Land und Leuten verstanden wie überall, so auch hier, unter Freiheit nur Unabhängigkeit (vom Mutterlande), nur die blieb ihnen zu wünschen übrig. Die kleinen Weißen verstanden unter Freiheit die Gleichheit mit den Großen, die Geldsäcke mit dem Adel, sie wollten nicht nur einige, sondern alle politischen Rechte. Die Ausländer, die sich excludirt fühlten, verlangten überhaupt politische Rechte. Sie waren nur bürgerlich frei, wie jetzt die Preußen. Die Schwarzen endlich lernten bei dieser Gelegenheit das Wort Sklaven, die Freiheit im prägnanten und eigentlichen Sinn aussprechen, sie besannen sich zu Menschen." Worte, die in mancher Beziehung von Cuba gesagt schienen.

107. (S. 208.) Trigonometrische Bestimmungen einzelner Punkte der Küste und des Innern.

	Länge von Cadix.			Nördliche Breite.			
Cabo de S. Antonio	78°	40′	22″	21°	55′	—″	durch Humboldt.
Hafen der Habana	76	6	8	23	8	56	„ Humboldt u. Ferrer.
Punta de Maysi	67	51	8	20	16	40	„ Ferrer u. Caballos.
Cabo Cruz	71	57	30	19	47	16	„ Caballos u. Herrera.
Matanzas	75	22	40	23	2	28	„ Ferrer.
Hafen von Nuevitas del Principe	70	53	30	21	38	4	„ Portulano.

	Länge von Cadix.			Nördliche Breite.			
Hafen von Baracoa	68	7	45	20	20	50	durch Portulano.
Morro von Cuba	69	44	42	19	51	29	= Caballos u. Herrera.
Boca de Jagua	74	17	22	2	1	—	= Humboldt.
Batabano	76	8	56	22	43	19	= F. Lemaur.
Los Guines	75	46	32	22	50	27	= F. Lemaur u. Humb.
S. Espiritu	73	44	7	21	48	20	= Humboldt.
Puerto Principe				21	26	34	= ?

108. 109. 110. 111. (S. 209.) Der Pan trägt seinen Namen wegen Aehnlichkeit mit einem Zuckerhut, Arcos heißen Bögen, Mesa, die Tafel, Testa de Manaque, das Haupt mit Palmenblättern.

112. (S. 213.) Reise um die Welt von A. J. Krusenstein II, 418. Auf 2° 43′ südl. Br. in 20° 35′ westl. L. befand sich die Nadeshda, als im NNW., in einer Entfernung von ungefähr 12 bis 15 Meilen, die Erscheinung sich zeigte.

113. (S. 214.)
114. (S. 214.) } Vergl. meine Uebersetzung dieser Stelle in Anm. 64.

115. (S. 215) Die ansehnlichsten Antillenhöhen sind:

auf Cuba Monte Potrillo bei Trinidad	1400	Toisen*)
Sierra de Cobre höchster Punkt	1400	=
Lomas de S. Juan	300	=
= Jamaika, der höchste Punkt der blauen Berge	1280	=
= Haïti, Anton-Sepo, oder Pic de Humboldt	1138	=
Grande-Serrania	1400	=
Monte de la Selle	1155	=
= S. Eustache, die Punschbowle, etwa	1000	=
= S. Christophe, Le mont de Misère	581	=
= Guadeloupe, La Soufrière	788	=
nach Anderen	799	=
= Dominica, Morne Diablotin	831	Toisen.
höchste Spitze	950	=
= Martinique, Le Pilon du Corbet	693	=
La montagne pelée	692	=
= S. Lucia	300	=
= S. Vincent, Le morne garon	783	=
= Grenada, morne rouge	100	=

*) 1 Toise = 76,7351 Zoll englisch oder russisch.

auf Trinidad Maracias Norie Th. W. Ind. Dir. London 1857 . . . . 453 Toisen.

116. (S. 219.) Voyage aux régionis X, 235.

117. (S. 220.) Ramon de la Sagra. Historia fisica etc. Mineralogische Section. Cap. I, S. 15.

118. (S. 220.) D'Hespel d'Harponville giebt S. 133 die Zahl der freilich zum größern Theil wieder nachgelassenen Bergwerke im Jahre 1850 auf der Insel Cuba wie folgt an:

Provinz Habana:	Silber	4	Bergwerke.
" "	Steinöl und Steinkohlen	7	"
" "	Kupfer	51	"
" "	Eisen	1	"
" "	Kupfersulfat	2	"
" "	Bituminöse Kohle	1	"
" "	Asbest	1	"
Provinz Puerto de Principe:	Kupfer	18	"
" " " "	Asbest	1	"
Provinz Cuba	Kupfer	45	"
		131	Bergwerke.

119. (S. 223.) Colonie de Santo-Tomas. Suite de l'enquête de M. Blondeel van Cuelebrouk, chargé d'affaires, commissare extraordinaire du gouvernement, déposée sur le bureau de la chambre des représentants le 25 Novbr. 1846 par le Ministre des affaires étrangères. Bruxelles. Em. Devroye & Co. Imprimeur du Roi. 1846. p. 81.

120. (S. 228.) Außer den genannten Palmen mögen hier von vielen anderen noch verzeichnet werden:

Acrocomia affinis A. sclerocarpa (Mart.).

Bactris mojor (Jacq.) B. setosa (id.).

Chamaerops, eine neue cubanische, noch unbenannte, kürzlich in die europäischen Treibereien eingeführte Species.

121. (S. 229.) Acrostichum crinitum (L.), A. nicotianae folium (Sw.), A. simplex (Sw.), A. viscosum (Sw.).

Adlantum macrophyllum (Sw.), A. tenerum (J. Sm.).

Aspidium heracleifolium (Willd), A. macrophyllum (Sw.)

Asplenium dispusum (Kzc.),

Gymnogramme chrysophylla (Klfs.), G. l'Herminieri (Bory) G. rufa (Desv.), G. sulphurea (Desv.).

Lomaria l'Herminiere (Borq.).

Oleandra nodosa (Pr.).

Polypodium aureum (L.), P. Crenatum (Sw.), P. effusum (Sw.), P. incanum (L.), P. loriceum (L.), P. nitidum (Kefs.), P. piloselloides (L.).

Pteris allosora (Lk.), P. felosma (J. Sm.), P. heterophylla (L.), pedata (L.), P. pedophylla (Pr.).

Lycopodium taxifolium (Sw.).

Selaginella variabilis (Hook).

122. (S. 229 u. 230.) Arpophyllum giganteum.

Bletia Shepherdii, B. verecunda. Bletia florida (Trinidad).

Brassavola cordata.

Brassia maculata, B. major, B. verrucosa (S. Domingo).

Brougthonia sanguinea (Jamaica).

Camardium imbricatum (Trinidad), C. ochroleucum (ibidem).

Coelia Baueriana (Jamaica).

Cyrtopodium Andersonii (S. Vincent).

Dicrypta Bauri (Jamaica), D. glaucescens (Jamaica).

Epidendron Bootheanum (chrysomelaenum), E. colcheatum, E. elongatum, E. latifolium, E. strictum, E. fragrans (Jamaica), E. fragrans cinnamomeum (ibid.), E. patens (ibid.), E. phoeniceum, E. umbellatum (Jamaica).

Fernandezia acuta (Trinidad), F. elegans (ibid.), F. longifolia (ibid.).

Isochylus linearis (Martinique).

Lycaste Barringtonia.

Notylia punctata (Trinidad).

Octomeria graminifolia.

Oncidium Baueri, O. carthagenense guttatum (Jamaica), O. citrinum (Trinidad), O. Lemonianum, O. luridum (Jamaica), O. papilio (Trinidad), O. triquetrum (Jamaica), O. variegatum.

Ornithidium coccineum (Martinique).

Paphinia cristata (Trinidad).

Rodriguezia secunda (ibid.), R. suaveolens (ibid.).

Stelis micrantha (Jamaica).

Stenia pallida (ibid.), sind die schönsten Arten der Antillen, welche von den Kunstgärtnern mit Erfolg angepflanzt werden und namentlich durch Booth in Hamburg vollständig bezogen werden können.

Nicht zu übersehen ist Achros ballata, dessen biegsames Harz dem Gutta percha sehr ähnlich sieht. Unter den Gummi pflanzen ist noch Hippomane biglandulosa zu erwähnen, aus dessen dicken Stamme Böte

gehölt, der zu Schiffsbauholz und zu Schindeln benutzt wird. Einer Gattung ist der giftige H. manicella, der Manzanillobaum, dessen Milchsaft den Antillenbewohnern wohlbekannt ist. Die Eingeborenen behaupten, daß das Schlafen unter diesem Baume tödtlich sei. Zu Schnüren dient auch Hippomane biglandulosa.

123. (S. 231.) Sollte nicht die auf den französischen Antillen auf Grenada, Barbados und St. Domingo so gefürchtete Formica omnivora (L.) vorkommen? auf deren Vertilgung man schon 1775 so sehr in Martinique bedacht sein mußte, daß ein Preis von einer Million Louisd'or auf ein Tödtungsmittel gesetzt ward. Die Plage wurde schon 1518 fühlbar. Im Jahre 1760 berieth man sich allen Ernstes auf Barbados, die Insel zu verlassen. Küchel, Ferkel, Hühner fand man von den Ameisen getödtet, Kinder und Kranke wurden von ihnen befallen, und nur durch unausgesetzte Wachsamkeit gerettet. Nach dem 1798 wüthenden Orkan waren die Ameisen auf Barbados plötzlich verschwunden.

124. (S. 234.) Unter den Käfern erwähne ich noch des Curculio Palmarum, eines Naheverwandten des Brilliantkäfers Er ist auf den Antillen und in Centralamerika zu Hause, mißt etwa drei Zoll, ist schwarz von Farbe und hat das mit den andern europäischen Rüsselkäferarten gemein, daß er sich dem Pflanzenwuchse feindlich beweist; seine Made lebt und nährt sich vom Safte der Palmen, in denen er sichere Behausung aufschlägt. Auf einigen Antillen (Dominica) wurde er vormals als Leckerbissen mit Citronensaft und spanischem Pfeffer wie Mark verspeist. Für den fremdländischen Gaumen keine einladende Kost! —

Wegen ihrer Schwingkraft und Einfalt verdient aus der Zahl der Vögel Sterna stolida (L. Noddy) nachträglich genannt zu werden, die häufig auf den Raaen der Schiffe mit der Hand sich greifen läßt. Ich habe ihrer zwei im Caraïbenmeer abgebalgt, von denen einer im British-Museum zu London aufgestellt ist. Sie streichen bis S. Helena und Ascenssion hinüber und bringen die Nacht, auf den Wellen kauernd, in stärkendem Schlummer zu. Fische sollen ihnen nicht nachstellen.

Zahlreich vertreten ist die Gattung Diomeda (Albatros), unter denen exulans 12 Fuß Flügelspannweite mißt, der „Segler der Lüfte", par excellence.

125. (S. 235.) Die drei hauptsächlichsten Bodenculturen betragen an

Anzahl.	Art der Wirthschaften.	Flächenraum in Caballerias.	Bodenwerth in Piastern.	Werth d. Gebäude, Maschinen u. Geräthe in P.	Werth der Pflanzen in Piastern.	Werth der Sklaven und Thiere in Piastern.	Zusammen in Piastern!
1670	Cafetales, Kaffeepflanzungen.	14,400	21,600,000	18,000,000	50,625,000	18,000,000	108,225,000
1142	Ingenios, Zuckerpflanzungen.	30,000	45,000,000	40,000,000	12,000,000	30,000,000	127,000,000
9102	Vegas de Tabacco, Tabakpflanzungen.	5,000	3,500,000	733,700	613,116	4,278,900	9,125,716
11,914		49,400	70,100,000	58,733,700	63,238,116	52,278,900	244,350,716

Im „Diario de la Marina" 1850 vom 1. Januar findet sich folgende Uebersicht der gesammten Inselerzeugnisse.

				Piaster.
Weißer Zucker	17,344,989	Arroben	für	13,699,924
Rohzucker	494,432	„	„	185,412
Syrup	243,788	Oxhoft	„	1,462,728
Rum	20,359	Pipen	„	305,385
Kaffee	1,470,754	Arroben	„	2,206,131
Cacao	3,836	„	„	19,180
Wachs	32,326	„	„	193,956
Honig	60,397	Fässer	„	45,298
Baumwolle	5,052	Arroben	„	10,104
Hirse	104,427	„	„	104,427
Reis	929,858	„	„	464,927
Käse	29,094	„	„	145,470
Erbsen und Bohnen	98,227	„	„	49,113
Kichern	555	„	„	277
Zwiebeln	34,565	Bünde	„	2,160
Knoblauch	56,574	„	„	7,072
Küchen-Wurzeln	3,044,890	Ladungen	„	6,097,080
Gemüse	76,152	„	„	114,228
Heu, Guineagras	7,416,525	Pferdelasten	„	14,839,050
Blättertabak	1,168,094	Ladungen	„	5,042,820
Maïs	942 491	Fanegas	„	1,884,982
Cassavabrote	83,056	Pferdelasten	„	332,224
Früchte	222,292	Ladungen	„	666,876

				Piaster.
Mani	22,186	Arroben	für	11,093
Sesam	5,438	"	"	2,719
Kartoffeln	89,565	"	"	22,391
Zuckerrohr zum Rohgenuß.	483,911	Ladungen	"	483,911
Stärkemehl (aus der Cassavewurzel)	31,553	Arroben	"	49,829
Sagomehl	10,290	"	"	20,589
Ricinusöl	31,700	"	"	44,550
Kohlen	291,685	Ladungen	"	1,750,110
Hölzer (nach Ramon de la Sagra)				1,711,202
			Summa	51,972,202

126. (S. 236.) Ramon de la Sagra histoira fisica etc. I. 296—300.

127. (S. 242.) Nach einer im December 1845 in der Times gegebenen Uebersicht betrug der Gesammtwerth aller Zucker- und Kaffeepflanzungen in

Jamaika im Jahre 1833	100,000,000	Pfd. Sterl.
darauf wurden 1836 als Entschädigung für die Sklaven abgezahlt	17,000,000	" "
Es blieb ein Werth von	83,000,000	" "
für 1845 wird aber der wahre Werth auf	18,000,000	" "
angenommen, sodaß nicht weniger als	65,000,000	" "
Verluste entstanden waren. Dieser Werth wurde im Jahre 1848 nur noch auf	10,000,000	" "

geschätzt, so daß in der That der förmliche Ruin des großen Besitzes in Jamaika eine Folge der Aufhebung der Sklaverei wurde.

Die Production des Kaffees betrug

1806	29,298,036 Pfund.
1816	17,289,393 "
1826	20,352,856 "
1836	10,435,053 "

Die Verminderung scheint in diesem Verhältnisse zu bleiben. (Vergl. Freiherr Alex. v. Bülow: Die Auswanderung und Colonisation im Interesse des deutschen Handels. Berlin und Posen 1849, S. 287.) Daß die entwickelte Ansicht eines „amüsanten" neueren englischen Reisenden über Jamaika, als wären die Verluste der Insel nur von den reichen, in England wohnenden Pflanzern ersonnen worden, scheint denn doch aller Haltbarkeit zu entbehren; wenn ich auch gern zugebe, daß in dem letzten Jahrzehnt der kleine Grundbesitz zusehends Aufschwung genommen hat. Domingo hatte, fährt Baron v. Bülow a. a. O. fort, zur französischen Zeit eine Ausfuhr von 80,000,000 Pfd. Kaffee der schönsten Gattung; nach der Emancipation ist diese bedeutend gefallen, im

Jahre 1845 wurden kaum 40,000,000 Pfd. schlechter ungereinigter Kaffee ausgeführt, der in geringem Werthe stand; 1846 bis 1847 soll die Ausfuhr noch bedeutend geringer gewesen sein. Cuba endlich exportirte

1827 . . . . . . *)	2,883,528	Arroben	à 1	Piaster.
1837	2,183,567½	"	" 1	"
1846	816,662¼	"	" 1	"
1850 (füg ich hinzu)	621,714	"	" 1½	"

Diese Abnahme, welche noch fortdauert, findet ihren Grund in der Sklavenarbeit, die im Zuckerbau besser verwerthet wird, dem sich die Kaffeepflanzer von Jahr zu Jahr mehr zuwenden. Ich wüßte nicht, daß bis 1860 eine Hemmung dieser Umgestaltungen stattgefunden hätte.

In Betreff des Ausfuhrhandels stellten sich die wesentlichsten Erzeugnisse im Jahre 1847 wie folgt.

Zucker für	18,181,178	Piaster.
Melasse . . , ...	1,640,453	"
Zucker=Rum und ähnl.	401,660	"
Erzeugnisse der Zuckerpflanzungen	20,223,291	"
Tabak	3,663,226	"
Metalle	1,585,917	"
Kaffee	932,422	"

128. (S. 246.) Will Cuba die Erhaltung der Sklaverei, so trenne es sich von Spanien und werfe sich den Vereinigten Staaten in die Arme, die es nicht nur in seinen „Rechten“ schützen, sondern auch dafür sorgen werden, daß eine allseits gerechte, von der Menschlichkeit geforderte Ablösung der Sklaverei unausführbar werde. Mögen nach Paris reisende Cubaner im Tuilleriengarten das dem Palais zunächst aufgestellte Marmorbild des Spartakus sich einprägen, der, die eben zerrissenen Fesseln in den Fäusten pressend, nach seinem Unterdrücker ausschaut. — Aber Après nous le déluge! Und eure Nachkommen — werden, wie Noa, sich eine Arche bauen müssen. Oder wäre es nicht möglich, den Regenbogen vor der Sündfluth zu errichten? — Regnen muß es dazu, aber ohne Sonnenschein giebt es kein Farbenspiel! — Was den Deutschen nach Amerika treibt, ist nicht, wie ewig gepredigt wird, die Last von oben,

---

*) Diese Zahlen bedeuten wol das Erzeugniß, denn die Ausfuhr betrug nach d'Hespel d'Harponville S. 290, dem Akten vorlagen

1827	1,433,487	Arroben.
1841	1,235,006	"
1847	932,154	"
1848	694,137	"

Die letzten beiden Zahlen stimmen mit der Times so ziemlich.

sondern der Druck von unten. Die Zersplitterung des Grundbesitzes, der nicht mehr ausreicht, Zwei zu ernähren, und auch den Einzelnen nicht bereichert!

129. (S. 249.) Die narkotischen Genußmittel und der Mensch von Dr. Ernst Freiherrn von Bibra S. 10.

130. (S. 249.) Dr. Fr. Meyer entnimmt in seinem „Magazin für die Kunde des geistigen und sittlichen Lebens in Rußland" der St. Petersburger Handelszeitung (diesen augenscheinlich englischen Blättern) Nachrichten über die Gesammterzeugung des Kaffees, welche auf 476 Millionen Pfund geschätzt, zwölf Jahre früher von Ramon de la Sagra auf 359,698,229 Pfund angeschlagen worden war. Ich stimme Bibra bei, der über 100,000,000 Pfd. für das Richtige hält.

	1839.	1851.
Brasilien	134,000,000 Pfund.	176,000,000 Pfund.
Surinam (1834)	2,400,000 "	— ? — "
Laguaira und Portocabello	11,544,024 "	35,000,000 "
Britisch Westindien	10,769,655 "	8,000,000 "
Französische u. Holländische Colonien	— "	2,000,000 "
St. Domingo (1835—1836)	43,007,522 "	35,000,000 "
Cuba und Portorico	49,840,000 "	30,000,000 "
Costa Rica	897,540 "	9,000,000 "
Philippinen	— "	3,000,000 "
Celebes	— "	1,000,000 "
Sumatra	— "	5,000,000 " *)
Java	80,174,460 "	124,000,000 "
Brit. Ostindien (1838—1839)	6,245,028 "	— ? — "
Malabar und Mysore	14,720,000 "	5,000,000 "
Ceylon	— "	40,000,000 "
Arabien (Mokka)	5,500,000 "	3,000,000 "

Mit Ausnahme des Mokkakaffees ist der westindische der theuerste (aber nicht der beste). Es wird vergleichsweise wenig ausgeführt, daher er bei guter Frage hoch im Preise steht. Der Cubakaffee stand Ende der vierziger Jahre auf 7½—10 Kop. oder 2½—3⅓ Silbergroschen das Pfund, dagegen der Kaffee von Guadeloupe und Martinique auf 20—25 Kop., 3⅔—4½ Silbergroschen das Pfund, während gleichzeitig der feinste Java mit nur 6¼ Kop. oder 2 Silbergroschen das Pfund bezahlt wurde. Vor dem jetzigen Jahrhunderte erhielten wir die Bohnen hauptsächlich von daher, jetzt meist aus den

*) Die Unvollständigkeit jener Uebersichten ergiebt sich auf den ersten Blick.

ostindischen Besitzungen. Im Jahre 1822 wurden von (englisch) Westindien noch 7,300,000 Pfund Kaffee eingeführt, oder 7/8 des ganzen Imports; im Jahre 1830 7,000,000 und voriges Jahr (1851) nicht einmal 5,000,000 Pfund. Von der ganzen, in 32 Millionen Pfund bestehenden Masse des (in England) eingeführten Kaffees, kommen 28,000,000 von Ceylon und von den britisch-indischen Besitzungen. Ich entnehme jener Mittheilung ferner die englischen Kaffeepreise zu Anfang 1852:

Westindischer, fein bis feinordinär	44—49	Schilling unter Schloß.
" gering, mittel bis fein . . .	51—75	" " "
Ceylon, Nativ	39—40	" " "
Ceylon Plantation, feinordinär bis geringmittel	45—51	" " "
Mokka, schön auserlesener, ... , ...	68—72	" " "
Java, gut ordinär.	39—41	" " "
Padang	36—38	" " "
Costa Rica, gut bis ff. ordinär, ...	40—46	" " "
La Guayra, Portorico u. s. w. dito	40—46	" " "
Brazil, ordinär, ...	36—38	" " "
" gewaschen, ...	40—46	" " "
St. Domingo	40—41	" " "

1728 zahlte man für Jamaicabohnen (so viel als man mit drei Fingern fassen konnte) sechs Pence. Nach Sonini soll Ende vorigen Jahrhunderts in Oberägypten der Kaffee zehn Pence das Pfund, und fünf Schillinge englisch per Pfund in Paris gekostet haben. Seit 1789 war der Verbrauch in England von 900,000 Pfund in 39 Jahren auf 16,500,090 Pfund gestiegen und betrug 1852, also 24 Jahre darauf, 32,500,000 Pfund. Auch beim Kaffee bewährte sich Herabsetzung der Zölle als einträglich dem Staatsschatz Anfang des vorigen Jahrhunderts hatte bei einem Zoll von 1½ und 2 Schillinge engl. vom Pfund der Schmuggel soweit sich ausgebildet, daß die Zölle nur noch wenig eintrugen. Die Herabsetzung auf sechs Pence (den vierten Theil) verdreifachte die Schatzeinnahme. 1806 stieg der Zoll auf einen Schilling acht Pence, wodurch die Einfuhr auf 1,170,164 Pfund fiel, und als 1808 nur sieben Pence gefordert wurden, sofort auf 9,000,000 Pfund stieg. Wiederholte Erhöhungen und Erniedrigungen gaben der Einfuhr und den Staatseinnahmen regelmäßig eine entgegengesetzte Richtung.

131. (S. 249.) (Soll heißen Nachbarländer) Domingo, Venezuela, Brasilien.

132. (S. 252.) Der Cuba-Kaffee

gab im Jahre 1839 eine Ernte von 1,950,309 Arroben.
" " 1840 " " " 2,143,574 "

133. (S. 253.) Malerische Reise in Brasilien. 4. Lieferung. 8. Tafel.

134. (S. 254.) Jedenfalls erscheint (mit Berücksichtigung der Bodengattung) jener Streit der Landwirthe, ob sogenannte „grüne“ oder „schwarze“ Brache zweckdienlicher sei, leicht zu lösen, da eine grüne Pflanzendecke, wenn sie in der beginnenden Blüte zerstört wird, den Boden düngt und billiger zersetzt, als der mühsame Pflug und die durch wiederholte Aufbrechung ihm zugänglich gemachten wirksamen Luftarten. Wer in Livland nicht vor Mitte September sein Brachfeld umlegte, darf auf keine Zersetzung hoffen, weil die Luftwärme von der zweiten Septemberhälfte ab zu niedrig ist. Nur schwerer Boden, den der Winterfrost mürbt, sollte nach Mitte September gehoben werden.

135. (S. 256.) Diese durch idiote Staatsmänner zu Thieren abgestumpfte oder aufgereizte Wesen werden Urwähler und sollen den Schaft in Händen tragen, über Wohl und Wehe ihrer Mitbürger zu bestimmen. Der Magen hat hier, wie in allen Dingen die Vorhand, und der Proletarier wird diesem seine Wahlstimme verkaufen, der seinen Hunger und Durst zu stillen vermag — einen Hunger, der sich aber vier Stunden nach vollzogener Mahlzeit gewissenhaft wieder einstellt. Dieser Umstand mochte Louis Blanc zur geistreichen Erfindung der Nationalwerkstätten und zur Aufstellung des Grundsatzes geführt haben, daß der Staat Arbeit „garantire“, Arbeit, die freilich erfunden werden müßte, und nicht zum Glücklichsten die kostbaren Kräfte an Spielereien vergeudete. Louis Napoleon dagegen verfuhr klüger, ohne Uebernahme irgend einer Arbeitszusicherung die rechte Arbeit zu schaffen. Wie viel die Urbarmachungen, welche er ankündigte, Zweck waren, oder blos Mittel, seinen Scharfblick und seine Vielseitigkeit leuchten zu lassen, und die Blicke der Völker vom eigentlichen Platze der Thätigkeit abzuwenden, darüber haben wir jetzt mehr Licht als vor einem halben Jahre.

136. (S. 256.) Ein Staat, der kein erhaltendes (conservatives) Element enthält, wie will er *sich* conserviren? muß er nicht, wo Alles vorwärts drängt, sich überstürzen? Der satte Magen und die eigenen vier Pfähle *machen* die Anhänglichkeit an die bestehende Staatsform, unter deren Schutz und Schirm dieser Glückszustand sich entfalten konnte. Der Proletarier hat kein Vaterland, er ist „überall zu Hause“, und kann an seinem Volke zum Verräther werden, er ist jeder Veränderung hold, weil er nichts verlieren kann und stets zu gewinnen hofft. Pro aris et focis kann nur der kämpfen, der einen Herd besitzt und — ein Höheres in seinen Busen ehrt. —

Aller Werth wird nach Verhältnissen abgewogen, so auch der Werth des Bodens und seine Theilbarkeit. Das mag russische Zeitungsweisheit in einem Augenblicke bedenken, wo sie unbegrenzte Zerstückelung des Grundbesitzes predigt. Es gilt die Macht des übermüthigen Adels zu brechen. (Divide

et impera!) Aber es gilt nicht, Proletarier zu schaffen, das bedenket! — Deutschland behalte die russischen Theilfürsten im Auge! Jenes fürstliche Proletariat mußte untergehen, um einem einigen mächtigen Staate Raum zu geben, dessen Schöpfer nicht in goldenen Wiegen sich wiegen ließ, sondern als Zimmermann in Holland Schiffe bauen lernte. — Nur wer entsagt, wie Peter, kann, wie er, gewinnen! —

137. (S. 258.) Udo Schwarzwäller. Die Runkelrübenfabrikation &c. Leipzig 1858. S. 19.

138. (S. 259.) A. a. O. S. 21.

139. (S. 260.) 1839 wurden ausgeführt 82,000 Arroben.

1839	wurden	ausgeführt	82,000	Arroben.
1842	"	"	24,000	"
1847	"	"	3,580	"
1848	"	"	1,143	"

Seit 1846 beschäftigten sich nur 14 Pflanzungen mit dem Anbau. (La reine des Aucelles S. 292.)

140. (S. 260.) H. Burmeister ficht in den „geologischen Bildern" einen Strauß zu Gunsten der alten Welt gegen Amerika, das er in pflanzlich-gemeinnütziger Beziehung unserer Halbkugel unterordnet. Wenn er aber (II, 304—305) den Mais als amerikanisches Urerzeugniß in Zweifel stellt, so konnte dieses nur uneingedenk der Berichterstatter unter den Conquistatoren geschehen, von denen mehrere (wie Oviedo Bernal Diaz, ferner Torquemada, Ercilla, Léry und Laet) ausdrücklich und wiederholt und mit verschiedenen Einzelangaben den Mais als ein bei den Indianern einheimisches Gewächs erwähnen. Bernal Diaz nennt ihn fast in jedem Capitel. Er fand (Cap. III) „Maisfelder" an der Küste von Campeche, „Maisfelder" bei Potonchan (Cap. IV), „regelmäßige Maisanpflanzungen" an der Küste von Florida (Cap. IV), „Maisbrod" am Banderaſtrome an der mexikanischen Küste (Cap. XIII), „Maisbrod" am Hafen von Tonala ebendaselbst (Cap. XVI) &c., nicht zu vergessen die inneren „Lagervorräthe an Mais", die den Spaniern in Mexico zugeführt wurden. Mais bauten die Ureinwohner Cuba's und wird in den ersten Berichten an den Kaiser genennt. Mais — und hier finden wir den sprechendsten Beweis für seinen amerikanischen Ursprung — ist das altcubanische Wort Mahís (auch Mahíz geschrieben), das wir in unserem Verzeichniß cubanischer Worte (S. 72) hätten mit vollem Recht aufnehmen können (die nur sagenhafte Bedeutung des Wortes habana wäre dagegen anzugreifen). Der Mais wurde von Columbus zuerst aus Amerika nach Europa gebracht. Die Mexicaner nannten ihn Sentli und ihre Demeter Lisentli. Jedes mexikanische Bild dieser Göttin des Ackerbaues wurde aus Maiskolben, die nach dem Gottesdienst den Gläubigen vertheilt wurden, künstlich erbaut.

Die Azteken nannten den Mais haolli, und hatten die Pflege von den Tolteken überkommen.

141. (S. 261.) Pharsalia III, p. 237.

142. (S. 262.) Holcus sacharatus aus China wird im südlichen Rußland mit Nutzen angebaut. Saaiversuche in Livland haben keinen Erfolg gehabt, aber die nächste Zukunft wird lehren, wie weit nördlich diese Shorgoart gedeiht. Holcus Imphy ist eine Pflanze des Kaffernlandes und wird mit der chinesischen Art durch den centralafrikanischen Holcus cernuus albus geographisch verbunden.

143. (S. 263.) Ich muß hier einschalten, daß ich, um die Möglichkeit so starken Zuckerverbrauches festzustellen, einen genauen Versuch an mir selbst angestellt habe, welcher ergab, daß ich ein halbes Pfund in 24 Stunden zwar zu bewältigen im Stande war, jedoch von Uebersättigung durch den süßen Saft viel zu leiden hatte. Ich kenne Personen, welche wohl noch etwas mehr Süßigkeit verzehren können, als mir gelingen wollte, bin aber jedenfalls vollkommen überzeugt, daß bei der Gesammtbevölkerung eines Landes nur durch den gröbsten Rechenfehler ein Pfund auf den Tag und Kopf als Verbrauch sich ergeben konnten.

144. (S. 264.) Im Jahre 1829 zählte man schon 450 mit Dampfkraft bewegte Zuckermühlen, während nur 12 mit Wasser, alle anderen 680 mit Wind arbeiteten. Um den Anfang unseres Jahrhunderts fand Humboldt nur 25 Dampfeinrichtungen in Thätigkeit. Vom Zuckerstoff gehen durch unzureichende Bereitung des Zuckers 18% verloren, andere 20% versickern während der Verschiffung. Die Gesammternte an Zucker in allen Welttheilen beträgt 4115 Millionen Pfund, die um 200 Millionen aus demselben Stoff sich mehren ließen.

145. (S. 265.) Das übliche Eingraben oder Verbrennen der von der Ernte nachbleibenden, kniehochliegenden Blätter kann nicht, wie Granier de Cassagnac in seiner Antillenreise meint, eine ausreichende Düngung des Bodens abwerfen So wäre ja auf Martinique und Guateloupe alle europäische Düngung von Ueberfluß! Durch das Verbrennen entfernen wir aus dem nachbleibenden Laube allen Stickstoff, und woher sollten dem Boden alle die Substanzen wiederkehren, die ihm mit dem zur Mühle gekarrten Rohre entzogen wurden?

146. (S. 271.) Girtaner „Ueber das Kantische Princip für die Naturgeschichte" S. 398.

147. 148. (S. 271.) In «Regionum Indicarum per Hispanis devastatarum descriptio.« Seb. Trugillo in Sevilla 1552 und in der Schrift: »Historia general de los Indias occidentales.« Sevilla 1535.

149. (S. 274.) Das Kauen mit Kalk gemengten Tabaks war schon bei den alten Mexikanern üblich.

150. (S. 274.) Ramon de la Sagra. Historia fisica politica y nanatural de la îsla de Cuba I, p. 284.

151. (S. 276.) Rafael Mataniaros y Tellez. Memoria sobre la exportacion del Tabaco en ramo, presentada a la sociedad patriotica de la Habana 1836.

152. (S. 277.) (Von vuelta, Feldbestellung, und abajo, unten, abwärts.) Die Tieflandpflanzungen oder die abwärts gelegenen Plantagen.

153. (S. 277.) Jede fruchtbare, größere Ebene, im engern Sinne die Tabakpflanzung.

154. (S. 277.) Die ganze Erde erzeugt jährlich etwa 4000 Millionen Pfund, die durchschnittlich 1300 Millionen Dollars Werth vertreten.

155. (S. 277.) Ballen von 120 bis 150 Pfund Gewicht.

156. (S. 279.) Der Grund dessen, daß der in Deutschland gebaute Tabak von Kossak, und mit vollem Recht, zu den Stinkkräutern gezählt werden muß, und deutsche Blätter nur »Stinkadores« und »Vomitadores« liefern, liegt ebensowol in der schlechten Gattung, als in der unrichtigen Bodendüngung und Gährung, welcher das Blatt unterworfen wird. In Livland unter dem 57.° nördl. Breite werden aus Marylandsamen bessere Blätter gewonnen, und liefern eine Cigarre, die 25 bis 35 Rub. das Tausend werth ist.

157. (S. 280.) Vergleiche Francisco de Arango's Werk über Anbau und Ausbeute des Habanatabaks.

158. (S. 280.) Ramon de la Sagra a. a. O. L, 75.

159. (S. 280.) Liebig's Gegner behaupten freilich das Gegentheil, bleiben aber den theoretischen und praktischen Beweis schuldig. Ich habe in den „Mittheilungen" der kaiserl. freien ökonomischen Gesellschaft zu St. Petersburg, deren correspondirendes Mitglied ich bin, 1855 S. 219 zwei Bodenanalyse Pelletiers aus den berühmtesten Tabakpflanzungen der vuelta de abajo mitgetheilt, welche nur „Spuren von Kalk" nachweisen. Nicht ohne Genugthuung bemerkten einige Gegner Liebig's, daß dieser den Tabak zu den Kalkpflanzen zähle. (Die Chemie in ihrer Anwendung auf die Agricultur und Philosophie 6. Auflage. S. 204.) Auf meine an Liebig gerichtete Anfrage, hatte dieser die Güte, unter dem 1. Juni 1860 mir zu schreiben: — — „Was Ihre Frage wegen des Tabaks betrifft, so gehört dieser zu den seltenen Pflanzenarten, in welchen der Kalk das Kali und umgekehrt vertreten kann, wie sich das durch die Untersuchungen der ungarischen Tabake von Weli (Journal der Chemie und Pharm. Band 50, S. 391) herausgestellt hat." So enthalten

die Asche der Debreczyner Blätter 29 Kali und 9 Kalk.
" " " Fünfkirchner " 9 " " 49 "

Ein solcher Wechsel ist ohne einen Ersatz und ohne eine Vertretung in den organischen Funktionen nicht wohl denkbar. Der Tabak kann demnach zu den Kali- und zu den Kalkpflanzen gerechnet werden; es giebt jedoch kein Tabaksblatt, dessen Asche nicht beträchtliche Mengen Kalk enthält. Ich habe mir sieben Sorten Erde von Habana, in welchem Tabak cultivirt wird, kommen lassen, und alle enthalten reichlich Kalk.

Es wäre sehr interessant zu ermitteln, in welchen Beziehungen die eine oder die andere der beiden Basen zu der Qualität des Tabaks steht.

Wenn nun Professor Dr. L. Rau zu Hohenheim S. 265. 1856 den „Petersburger Mittheilungen" in Bezug auf die von mir mitgetheilten Analyse aus Ramon de la Sagra schreibt: „In Franken und in der Pfalz gedeiht diese Pflanze nicht am besten, da wo der Boden reich an Kali und Kalk ist, z. B. auf Granit- oder Mergelboden. — Gyps hat eine entschieden schädliche Wirkung dargethan; die Blätter werden fleckig". So scheint damit die Liebig'sche Zutheilung zu den Kalk- (beziehungsweise Kali-) Pflanzen nicht widerlegt. Kleber, oder auch Stärke, die kräftigsten Bestandtheile der Nahrungsmittel, im Ueberfluß genossen, erzeugen fühlbare Verdauungsbeschwerden. — Jedenfalls scheint vielerlei in der Tabakfrage noch offen zu stehen, das wir einst durch den rastlosen Eifer, den Scharfblick und die Umsicht eines Liebig ergründet zu sehen hoffen.

160. (S. 280.) Ramon de la Sagra a. a. O. I, 288.

161. (S. 281.) Mittheil. der Kaiserl. freien ökonom. Gesellschaft zu St. Petersburg 1854, S. 130 bis 131. Bei dem Reingewichte ist ⅓ der besten Blätter als Cigarren berechnet, die nach dem Urtheil Sachverständiger 30 Rub. das Tausend werth sind. Beim Verkauf der gesammten Blätter von einer Lofstelle ist 500 Pfund Ernte zu Grunde gelegt worden, 1853 wurden aber in Heimthal, dem Gute meines Bruders, 900 Pfund von derselben Fläche gewonnen.

Spätere Anm. Seitdem jene Bemerkungen und Aufsätze in den „Mittheilungen" geschrieben wurden, ist der Preis der auf dem Gute Heimthal gewonnenen Blätter auf das Dreifache gestiegen und somit auch bei der geringsten Ernte von 500 Pfund ein Reingewinn von mehr als 40 Rub. Silb. von der Lofstelle ohne Einrechnung fabricirten Tabaks gesichert.

162. (S. 284.) Ende des 16. Jahrhunderts hatten englische Kaufleute über Archangel Tabak in Rußland eingeführt und schon 1634 fand Olearius (Beschreibung der moskowitischen und persischen Reise. Schleswig 1654) seinen Gebrauch nicht nur weit ausgebreitet, sondern auch strengem Verbot unterworfen.

Als Ende der vierziger Jahre die Zündhölzchen in Rußland aus feuersgefährlichen und staatsschätzbaren Gründen einer so hohen Steuer unterworfen wurden, daß das Tausend für 1 Rub. Silb. (1 Thlr. 2 Sgr. 8 Pf.) hatte verkauft werden sollen, so mußten alle befugten Zubereitungsanstalten eingehen, um einen von Juden betriebenen Schmuggelhandel und geheimer Zubereitung Raum zu geben. Neue Heimlichkeiten und Gesetzesübertretungen waren die einzige Folge jenes Erlasses; er wurde endlich im Jahre 1859 beseitigt. — Olearius fand in Moskau den Tabak mit Bann belegt, und doch rauchte jeder Mann insgeheim; wer aber von der Polizei entdeckt und ergriffen wurde, mußte das kurze Vergnügen mit der Knute, Aufschlitzung der Nasenflügel und Verweisung nach Sibirien büßen. So fabelhaft uns diese eines Iwan würdige Grausamkeit erscheint, so findet sie in folgenden Umständen ihre zeitgemäße Erklärung. Zahlreiche Feuersbrünste, wie sie in Städten häufig vorkommen, deren meisten Häuser von Holz erbaut wurden, gaben der gegen den Tabaksduft aufgebrachten Geistlichkeit einen volkswirthschaftlichen Grund in die Hand gegen das feuerfangende Kraut Gesetze zu erwirken. Den eigentlichen Grund aber hatte der Patriarch darin gefunden, daß die Geistlichen sich über den Tabakgestank beklagten, der die mit duftigen Specereien umräucherten Heiligenbilder aus dem Munde der Betenden anwehe. Die Bibelstelle: „Alles, was aus dem Munde ausgeht, ist Sünde" wurde auf das „Stinkkraut" angewandt. Erst Peters des Großen erleuchtetem Scepter sollte (1697) das Verbot eines Michael Fedorowitsch weichen, und behielt Kraft und Verehrung nur bei den von Peter und Nicon vergeblich verfolgten „Altgläubigen".

163. (S. 285.) In der zu Dorpat erscheinenden Zeitschrift „Das Inland" 1855. Nr. 49, Sp. 773 wird mit Bezugnahme auf ein Bruchstück meiner cubanischen Reiseerinnerungen (in der Rigaischen Zeitung Nr. 11, 1855) geschrieben: „Daß die lettischen Wörter: tabbaku dsert gleichfalls „Tabak trinken" bedeuten und daß der Lette bei einem sprichwörtlichen Räthsel für die Tabakspfeife an ein Trinken des Tabaks gedacht zu haben scheint; es lautet dasselbe also: Galla zepp pohdâ, sulla werd eñma, d. i. Fleisch bratet im Topfe, Brühe koch am Spieße. — Ein anderer Ausdruck der Esthen »tubbakat weddama« (S. Eberh. Gutzleffs esthnische Sprachlehre vom Jahre 1732) ist zwar mit „Tabak ziehen" zu übersetzen, besagt aber im Grunde auch nichts Anderes, als Tabak trinken, denn wer gut trinkt, zieht gut. Dem Zuge des deutschen Trinkers entspricht das »trait« der Franzosen, und dem niederdeutschen Worte „trecken" für ziehen, stehen die fast gleichlautenden und ursprünglich wohl auch gleichbedeutenden Worte „dricka" im Schwedischen und „drecka" im Isländischen mit der späteren, beschränkteren Bedeutung des Trinkens gegenüber.

Daß ich auf den Gebrauch des Tabaks in Livland für die Zeit des dreißigjährigen Krieges richtig geschlossen hatte, beweist der Schreiber jener Mittheilung aus Paul Flemmings „Livländische Schneegräfin", Reval MDCXXXVI, wo es bei Beschreibung deß hochzeitlichen Trinkgelags heißt:

„Der rauchende Tabak wird dieses zeugen müssen,
Der uns umnebelt ganz. Der aufgefahrne Dampf
Von vielen Orten her, macht, daß man diesen Kampf
(Heil mit gefüllten Gläsern)
Von fernen nicht erkennt."

Aus den Verhandlungen des rigaischen Landvogteigerichtes vom Februar und März 1645 ersehen wir, daß zwischen den Bauern und schwedischen Truppen wegen Tabak-„trinkens" eine Schlägerei entstand, daß Bauern „eine Pfeife Tabak getrunken ꝛc." In dem vom Zaaren Michael Fedorowitsch erlassenen Verbot gegen den Tabak heißt es: „чтобъ нигдѣ Рускiе люди и иноземцы всякiе табаку у себя не держали и не пили, и табакомъ не торговали." Daß nirgends in Rußland weder Einheimische noch Ausländer Tabak bei sich führen noch trinken, oder mit Tabak Handel treiben dürfen.

Aus Johann Bernhard Fischers, eines rigaischen Arztes, Gedicht: „Winter-Vergens allgemeine Winter- und Sommerlust, mit untermischten phisikalischen und moralischen Betrachtungen in Versen beschrieben ꝛc." (Riga 1745) erfahren wir über den Tabak:

„Wie garstig, widerlich, wie unanständig wurde sein Gebrauch
Vor noch nicht sechzig Jahren (also um 1684) hier geschätzt?
Der schlechtste Kerl wurd derb gescholten,
Wenn er nach Tabak roch, er hieß ein Tabakschmurgeler, ein stinkend Beest, — —
— — ꝛc., bis nach und nach der Tabakrauch
Bei Reisende, bei Müßiggang, bei Thee, bei Kälte was gegolten;
Was vorher stank, roch endlich wohl; es wurd' anständig, daß der Größt'
Dem Schlechtesten es nachgemacht ꝛc."

Wegen Raummangels verweise ich des Weiteren auf die Urschrift. —

164. (S. 286.) Es sind somit die seit einigen Jahren vielgesuchten Cigarrenbewahrer, welche zum Zweck haben, halbgerauchte Cigarren noch brennend in der Tasche bergen zu können, der Gesundheit nachtheilig, wie nicht minder der Geschmack und Geruch der feinsten, einmal erloschenen Cigarre widerwärtig ist.

165. (S. 287.) Unsere „eleganten" Schnupfer mögen sich übrigens über die Zubereitung ihres beliebten Dufttabaks nicht täuschen, ich lasse zu ihrer Belehrung hier die Bereitung des pariser Rapés aus einer zuverlässigen

Quelle (Technisch=chemisches Recepttaschenbuch 2c. von Dr. E. Winkler, Leipzig, Spamer 1860) nachfolgen:

8 Pfund getrocknete Pflaumen,
1 „ Wachholderbeeren,
4 „ Tamarinden,
3 „ Syrup,
½ „ Salmiak,
1 „ Weinsteinsalz und
12 „ Salz
kocht man in 30 Quart Wasser und setzt
3 „ Franzbranntwein und
2 „ Weinessig

hinzu. Mit dieser Sauce befeuchtet man so viel Blätter, als möglich, und schlägt nun den fertigen Tabak in Zinn, „worin er durchs Alter immer schöner wird." (!)

In den zahlreichen andern Zubereitungsvorschriften finden sich außer den hier genannten Stoffen: große Rosinen, Blauholz (2 Pfund), Malaga, Potasche (4 Pfund), Eisenfeilspäne (22 bis 30 Pfund), Rohrkassia, Kalmuswurzel, Aetzammoniakflüssigkeit (3 Loth), getrocknete Schlehen, ditto Zwetschen, brauner Candis, Melilotenblumen, Honig, der Saft von fünf frischen Citronen, raffinirter Zucker, weiße kleingeschnittene Feigen, Violenwurzel, Rosenholz, Ammoniaksalz, Steinsalz, Tonkabohnen, Englischroth. — Diese Apotheke enthält Stoffe, die das heiße Verlangen nach Schnupftabak nicht wenig abkühlen werden.

166. (S. 288.) Zur Zeit, als der Abschnitt über den Tabak niedergeschrieben wurde (in Berlin 1852), war Friedrich Tiedemanns treffliche Schrift „Geschichte des Tabaks und anderer ähnlicher Genußmittel" (mit XVIII Tafeln Abbildungen, Frankfurt a. M. H. L. Brönner 1854) noch nicht erschienen, aus der ich des Lehrreichen in Menge hätte schöpfen können, vielmehr war ich auf weitzerstreute Quellenschriften angewiesen, welche die Herbeischaffung des Stoffes zur mühevollen Arbeit machen. Tiedemanns fleißige und umsichtige Arbeit verdient in weiteren Kreisen bekannt zu werden, da sie mit Gründlichkeit frische Darstellung verbindet. Slözer, der (in seinem Briefwechsel) in der Reihe historischer Werke eine Geschichte des Tabaks vermisste, wäre durch Tiedemanns Schrift gewiß befriedigt worden. Eine aus den Quellen geschöpfte Geschichte des Tabaks, schrieb er, — ist für die Welthistorie wenigstens ein ebenso anziehender Gegenstand, als die Geschichte des großen Tamerlans oder die des alten assyrischen Kaiserreiches; vorausgesetzt nämlich, daß der Zusammenhang, den ein historischer Gegenstand

mit großen Veränderungen als Ursache und Wirkung hat, der einzige Maßstab ist, der dessen historische Würde bestimmt.

167. (S. 295.) August Vogel jun. theilt (in „Westermanns illustrirten Monatsheften“ 1858. 21. S. 290—291) die Ergebnisse seiner über Tabakverbrennung angestellten chemischen Untersuchungen mit, in denen neben dem Nicotin auch bemerkenswerthe Mengen von Schwefelwasserstoff und Blausäure — dem menschlichen Körper nicht minder nachtheilige Stoffe — nachgewiesen werden.

168. (S. 295.) Ixodes, Zecke. Einige Arten sind auch in unserem Norden an Thieren heimisch, und finden sich während der Sommermonate häufig an den im Freien viel verkehrenden Hunden.

Anmerk. zu S. 14. Das Wesen der Café's hat sich seitdem in Paris wesentlich verbessert.

Münz-, Gewicht- und Maßverhältnisse.

1. Münzen.

1 spanischer Piaster = 1 Castellano = 1 Peso = 1 Duro = 1 Gourd (namentlich auf den französischen Antillen) und auf dem Tagesmarkte = 1 Dollar.

1 Unze Gold (spanisch) = 17 Piaster = 22 Rub. 61 Kop.

1 Unze Gold auf Cuba = 16 Piastern.

1 spanischer Dukaten (immaginär) = 11 Realen Kupfer oder 2 Franc 88 Centim.

1 Peso = 8 Realen à 2 Medios oder 4 Quartillos.

1 Peso = 1 Thlr. 13 Sgr. 7 Pfg. = 1 R. 33 K. S.

0 Peso 5 Realen $1_{,97}$ Quartillos = 1 Thlr. 13 Sgr. 7 Pfg. = $91_{,25}$ K. S.

0 Peso 6 Realen $0_{,06}$ Quartillos = 1 Thlr. 2 Sgr. 8 Pfg. = 1 Rub. S.

2. Gewichte.

Spanisch		Preußisch		Russisch		Französisch
1 Pfund	=	0,98299	=	1,13368	=	Kil. 459 Gr. 76 Cent.
25 Pfd. = 1 Arrobe	=	24,574	=	28,342	=	11 „ 494 „ 00 „
1 Centner	=	98,299	=	113,368	=	45 „ 976 „ 00 „
16 Arrb. = 1 Kiste Zuck.	=	393,196	=	453,472	=	183 „ 904 „ 00 „
57 Pfd. Tare der Kiste	=	56,030	=	64,619	=	26 „ 206 „ 00 „

3. Maße.

a. Längenmaß.

1 Vara spanisch = 3 Fuß spanisch = 2,90598 Fuß Rheinl. = 2,74251 Fuß engl. oder russisch = 835 Millim.

1 Vara kubanisch = 2,70189 Fuß Rheinl. = 2,78520 Fuß engl. od. russisch =848 Millim.

1 Fuß spanisch = 0,96866 Fuß Rheinl. = 0,91417 Fuß engl. oder russisch = 278,635 Millim.

1 Legua = 20 auf 1° des Aequators = 5,572.70 Metres.

1 Legua von Cuba = 4,240.00 Metres.

b. Flächenmaß.

1 Caballerie = 13 Hektaren 42 Aren = $52_{,47}$ preuß. Morgen = $36_{,113}$ livl. Lofstellen = $12_{,22}$ russ. Dessjatina.

c. Hohlmaß für Getreide und Flüssigkeit.

1 Pipa = 29 Garaffonas à 25 Botellas.

1 Barrica = 25 Barillos à 80 Botellas.

1 Fanega faßt 170—226 Pfund Getreide je nach dessen Art.

Schriften über Cuba.

(Die über die Antillen und das spanische Amerika im Allgemeinen handelnden Werke werden im Anhange zu meiner Schrift über die Antillen und Mittelamerika aufgezählt.)

Don Felix Arrate. Memorias de la seccion de historia de la sociedad patriotica de la Habana 1831.

D. Ignacio de Urrutia. Compendio de memorias para la historia de la isla Fernandina de Cuba. Habana. (Ende XVIII. Jahrhunderts.)

Valdes. Historia de la Isla de Cuba.

Fernando Valdes y Aguirre. — Apuntes para la historia de Cuba primitivia. Paris impr. de Thunot 1859. 65 p. 8°.

Berthelot. — Essai historique sur l'isle de Cuba à l'époque de la découverte et pendant les premiers annés de la colonisation suivi de l'anályse de l'ouvrage de M. Ramon de la Sagra. Soc. d. Geogr. III[me] Sér. VI. 1846. p. 45, 341.

(*) **Satisfaccion** de D. Juan de Prado Capitan general de la isla de Cuba a los cargos, que se le han formado en la causa pendiente sobre la conducta, que tuvieron en la defensa, rendicion y pérdida de la misma plaza los gefes y officiales de que se cumpuso la junta de Guerra s. t. (1764.) fol.

Denkschrift der zur Befreiung von Cuba und Mexico gestifteten patriotischen Gesellschaft. Columbus I. 1826. S. 240.

M. M. Ballou. History of Cuba; notes of a traveller in the tropics: being a political historical and statistical account of the Island, from its first discovery to the present time Philadelphia. 230 p. 12°.

Sclaven-opstenden op. Cuba. Bijdr tot de Kennis de Nederland. Kolon 1845. p. 283.

Expression de Agravios ante el Tribunal Supremo de Justicia por el Ayuntamiento de la Habana sobre cargos en residencia al General Tacon. New-York by Desueur et Comp. 1839.

M. Estorch. Apuntes para la historia sobre la administracion del marqués de la Pezuela en la Isla le Cuba, desde 3de diciembre de 1853 hasta 21de septiembre de 1854. Madrid 1856. 226 p. 4°.

Ramon Just. Les aspiracions de Cuba. Paris impr. de Mourgues 1859. 645 p. 8°.

Andreas Cavo de vita Jos. Jul. Pareñi Havanensis Romae 1792.

(*) **Cuba**, and the Cubans; comprising a history of the island of Cuba, its present social, political and demestic condition etc. By the author of »Letters from Cuba« New-York 1856. 8. c. 2 tab.

Letters from Cuba by the author of » Cuba and the Cubans. « New-York (zuerst im Knickerbocker Magazine 1845 abgedruckt).

—— from the Havanah by an oficial british resident. London 1821.

Antonio de Saco. Situacion politica de Cuba y su remedio.

—— —— Sobre la independencia de Cuba 1823.

—— —— Examenes analitico-politicos.

—— —— Mi primera pregunta. Habana.

—— —— Thoughts on the Anexation of Cuba to the United States (Antwort auf das Pamphlet von einem seiner Freunde Leon Fragua de Calvo, in's englische Uebersetzt).

—— —— Colleccion de papeles scientificos, históricos, politicos y de otros ramos sobre la isla de Cuba, ya publicados ya ineditos. Tomo I—II. Paris 1858—1859. VIII. 416 u. 547. 8°.

Guill. Lobé. Guba et les grandes puissances occidentales de l'Europe, ou Identité qui existe entre les intérets et l'importance actuels et futurs de l'île de Cuba à l'égard du nouveau monde, et en particulier des Etats-Unis de l'Amérique septentrionale. Collections de brochures et de lettres addressés à Madrid sur ces objects vitaux. Paris Dentu 1856. 8°.

La question de Cuba. Paris. Dentu 1859. 63 p. 8°.

Don Francisco de Arango y Pareño. Orden honorario y syndico del Consulado. Informe sobre negros fugitivos; de 9de Junio 1796.

Reglamento sobre los negros Cimarrones de 20. Dec. 1760.

Antonio de Saco. Supresion del trafico de esclavos en la isla de Cuba etc.

Documentos sobre et trafico y esclavitud de los negros. 1814 mit einer Tafel. Habana.

Turnbull. Travels in Cuba.

Mme la comtesse Merlin. — The Slaves in the Spanish Colonies 1840.

Hermann von Gerdauen. Drei Monate auf Cuba. Berlin 1853.

Ignacio Tenaza. Cuba and Africa. Cuban question considered in relation to the African race. Paris Blondeau 1853. 16 p. 8°.

A. Henry Murray. Lands of the slave and the free; or Cuba, the United States, and Canada. New edit. London Rontledge 1857. 506 p.

Papel periodico de la Habana.

Patriota de la Habana. 1812.

Memorias de la Real Sociedad economica de la Habana 1819.

—— de la Real sociedad patriotica de la Habana. (alle Jahrg.)

Vasquez Queipo (Fiskalprocurator). Cuba, seine Quellen, seine Verwaltung etc. Habana (spanisch).

(*) **Don Ramon de la Sagra.** Historia economica politica y estadistica de la isla de Cuba ó sea de sus progresos en la poblacion Habana 1831. 4°.

(*) —— —— historia fisicia, politica, y natural de la isla de Cuba. Parte I. Paris 1842. fol. Hist. fis. y pol. 1. 2. — Tomo 1. Introduccion Geografia. Clima, Poblacion, Agricultura 1842. — Tomo 2. Comercio maritimo, Rentas y Gastos, Fuerza Armada apendice 1842. Paris en la libreria de Arthus Bertrand, librero de la sociedad de Geografia. Call. Hautefeuille No. 23, MDCCCXLII.

Antonio de Saco. Paralelo entre la isla de Cuba y algunas colonias inglesas.

(*) **Evaristo Zenea.** Historia de la real casa de maternidad de esta ciudad en la cual se comprende la antigua casa cuna etc. mit 1 Tafel. Habana 1838. 8°.

(*) **Ramon Pasaron y Lastra.** La isla de Cuba considerada económicamente. Madrid 1858. 184 p. 4°.

Ramon de la Sagra. Memorias para servir de introduccion a la horticultura Cubana. Nueva-York 1827 8°.

Francisco de Arango. Moyens d'améliorer l'Agriculture de l'île et de soulager son commerce (spanisch).
—— —— la Culture et l'exploitation du tabac à la Havane.
Rafael Mataniaros y Tellez. Memoria sobre le exportacion del Tabaco en ramo presentada a la sociedad patriotica de la Habana. 1836.
Memorial sobre el clima de la isla de Cuba. Neu-York 1827.
Notes on Cuba by an Physician. (spanisch.)
D. J. J. Oliver Topografia vegetal, geologica y médica de la Habana (in den Anales de ciencias der Habanna).
Sur l'ile de Cuba. Journ. de voyages 1819. III, p. 257.
Ney. Visite recente à l'ile de Cuba. Rev. de d. mondes IV 1831. p. 425.
Ellermann. Reminicences of the island of Cuba. — Colon. magaz. V 1845. p. 160. 347. 466 VI 69. 199. 329. 466. VII 106. 320. 448. VIII 166. 449. IX 92. 199. 351. X 37. 199. 213. XI 359. XII 24. 261. 413.
Lavallée. Memoir historique géographique et statistique sur l'ile de Cuba. Soc. de Géogr. IIme Sér. v. 1836. 91. 317.
Gegenwärtiger Zustand der Insel Cuba. Columbus 1831. II, 81.
Lavallée Notice pour servir à la geographie de l'île de Cuba. Sac. de geogr. IIme Sér. XIV. 1840. 34. 77.
Clavé. L'île de Cuba et la liberté commerciale aux colonies. Rev. d. d. mondes. Nouv. Sér. XVIII 1847. 842.
Spencer. The trade and commerce of Cuba. Colon. Magaz. XIV 1848. 225.
On the meditated annexation of Cuba to the Slave States of America and the importance of England in preventing etc. ibid. XII. 1849. 13.
Tableau de la population des villes et bourgs de l'île de Cuba etc. 1842. Soc. de Géogr. IIme Sér. XX. 1843. 124.
Description de la Havane. Annal. de voyages. XXXIX. 1828. 129.
David. Description du quartier Sainte-Cathérine et de ses environs. (Cuba.) Soc. d. Géogr. II. Sér. II. 1834. 385.
(*) **Gustave d'Hespel d'Harponville.** La reine des Antilles ou situation actuelle de l'île de Cuba précis topographique et statistique et historique etc. Paris 1850. 8°. c. 3 tab.
(*) **Alexandre de Humboldt.** Essai politique sur l'île de Cuba avec une cart. T. 1. 2. Paris 1826. 8°.

(*) **Alexandre de Humboldt.** Tableau statistique de l'île de Cuba pour les années 1825—29.

(*) **Alexandre de Humboldt.** Supplément faisant suite a l'essai politique. Paris 1831. 8°.

—— —— The island of Cuba. Translated from the Spanish with notes and essay by F. S. Trasher. London Low. 1856. 406 p. 8°.

(*) **E. M. Masse.** L'isle de Cuba et la Havane ou histoire, topographie, statistique etc. Paris 1825. 8°.

(*) **B. Huber.** Aperçu statistique de l'isle de Cuba précéde de quelques lettres sur la Havane etc. Paris 1826. 8° II Planches.

Cuadro estadistico de la siempre fiel isla de Cuba. Habana 1829.

Informeo de la comision del camino de hierro de Nuevitas. Puerto-Principe 1836.

Guia de forasteros de la Isla de Cuba para 1815.

Guia mercantil de la Habana para el año 1823 (ist nach Ramon de la Sagra voll Unrichtigkeiten von 1802 ab).

(*) **Befehl des Königs** an den Gouverneuren von Cuba über die Verwaltung der Eingangszölle d. d. 1758. Fol.

(*) **Reglamento** que de orden de S. M. ha hecho el excelentisimo señor Conde de Ricla para el establecimiento y exaccion del real derecho de alcabala en la isla de Cuba. — Havana 1764. fol. (Daran Besteuerungserlass desselben aus dem nämlichen Jahre.)

Reclamacion hecha contra la ley de Aranceles 1821.

(*) **Aranceles** generales para el cobro de derechos de introduccion y estraccion en todas las aduanas de los puertos habilitados de la isla de Cuba para el año de 1827. Habana 1826. fol. (Nebst 5 andern Papieren über denselben Gegenstand.)

Anales de Ciencias, Comercio y Artes. Habana 1827—29. (Redigirt von Ramon de la Sagra.)

Mme la Comtesse Merlin. La Havane 5 Pars. Bruxelles société typograph. Belge 1844.

Isidor Löwenstern. Les États-Unis et la Havane; souvenir d'un voyage. Paris et Leipzig 1842.

Skizzen aus dem Leben in der Habana. Ausland 1852. Nr. 210—217.

Richard Henry Dana. To Cuba and back. London 1859. Smith, Elder and Cp.

Cardenas y Rodriguez (als Pseudonym »Jeremias de Docaransa«) Colleccion de articulos satiricos y de costumbres. Habana.

Gan-Eden or Pictures of Cuba. 1854 Boston.

Hurlbut. Pictures from Cuba 1855.

* * *

(Sehr unvollständig.)

Geografia de la isla de Pinos, ó notas hidrograficas, topograficas etc. que acompañan à la carta de decha isla. Habana 1836.

D. José Maria de la Torre. Karte von Cuba, 1841 veröffentlicht, mit der Territorial-Eintheilung nach den alten Einwohnern und den von Columbus verfolgten Schifffahrten.

Diego Ribero. Karte von Amerika. Aus der ältesten noch unedirten Weltkarte des D. Ribero. Weimar, im Verlage des Industrie-Comptoirs 1795.

Karte von Cuba 1835 von der spanischen Regierung ausgegeben.

Karte der Insel Cuba im October 1847 von der spanischen Regierung ausgegeben.

Possessiones de America. Isla de Cuba por el Teniente Coronel Capitan de Ingenieros D. Francisco Coello. — Las notas estadisticas é historicas han sido escritos poro. D. Pasacual Dadoz. — Madrid 1853. (Mit Städteplänen etc.)

Anmerk. In den Jahren 1852 und 1853 benutzte ich die königliche Bibliothek zu Berlin, welche mir auch ihr großes mehrbändiges Verzeichniß, doch unter der ausdrücklichen Bedingung auszuziehen bewilligte, daß an diesem Orte sämmtliche in der Sammlung aufgestellten hergehörigen Werke besonders (mit *) bemerkt würden.

Namen- und Sachverzeichniß.

Alle Namen mit San, Santo u. s. w. unter S. — A. bedeutet Anmerkung.

C.

H.

M.

N.

Q.

R.

T.

U.

Druckfehler.

S. 6 Z. 14 v. o. fehlt **von** nach „und"
= 11 = 5 v. u. lies **der** für „ihrer".
= 23 = 7 v. u. lies: er**h**ielt.
= 30 = 1 v. o. lies **jährlich** für „alle Jahr".
= 31 = 7—5 v. u. Soll so heißen: „In Deutschland, das 90 größere Bühnen zählt, ist jeder 5571ste Einwohner, auf Cuba etwa der 5000ste Theatermitglied."
= 58 = 14 v. u. lies **10—15.**
= 72 = 8 v. u. lies **Cuba** für Mexico.
= 127 = 13 v. o. lies **erzbischöflich** für erbschaftlich.
= 168 = 3 v. o. und sonst lies **Bozales.**
= — = 17 v. o. lies Humani**ora.**
= 175 = 9 v. o. lies **Overweg.**
= 228 = 10 v. u. lies **Guinea.**
= — = 7 v. u. lies **C. Miraguama.**
= 230 = 14 v. u. lies **pixid**arius.
= 243 = 15 v. u. lies mutati**s.**
= 252 = 13 v. u. lies **oder.**
= — = 10 v. u. lies **64.**
= 253 = 9 v. u. „und" fällt fort, mit „**Den**" beginnt ein neuer Satz.
= — = 8 v. u. „ist" wird zwischen „Tage" und „Düngung" gesetzt.
= 261 = 7 v. u. lies **Forster.**
= 310 = 5 v. u. lies **Sichtung.**

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

